

Balkon der Erinnerung

Von

Lillian Alexandra

„Manche Erinnerungen flüstern – andere schreien.
Und einige stehen einfach still, auf einem alten
Balkon, wartend.“

Prolog

Dieses Buch ist meine Stimme und vielleicht auch deine. Es erzählt von Schmerz, von Zerbrochenem, von der Suche nach Liebe, nach Sicherheit und nach einem Platz in der Welt. Doch es erzählt auch vom Mut, sich zu befreien. Vom Neubeginn. Davon, dass es nie zu spät ist, den Kreislauf zu durchbrechen.

Ich weiß, dass viele ein ähnliches Schicksal erlebt haben, vielleicht sogar noch schlimmer. Und ich weiß, wie oft man glaubt, es gäbe keinen Ausweg. Aber es gibt ihn. Hilfe anzunehmen ist kein Zeichen von Schwäche, es ist Stärke. Es ist ein Schritt in die Freiheit.

Ich schreibe dieses Buch nicht, um Mitleid zu bekommen, sondern um Hoffnung zu geben. Für alle, die sich verloren fühlen. Für alle, die glauben, es sei zu spät. Es ist nie zu spät.

Meinen Kindern danke ich von Herzen, ihr wart mein Anker. Ich bin unendlich stolz darauf, welche wunderbaren Erwachsenen ihr geworden seid. Ihr seid der Beweis, dass Liebe, Stärke und Mitgefühl inmitten von Dunkelheit aufblühen können. Und all jenen, die in meinen schwersten Stunden zu mir gestanden haben, danke ich für eure Liebe und euer Vertrauen. Ohne jeden von euch gäbe es dieses Buch nicht.

Balkon der Erinnerung

Ich sitze auf meinem Balkon, eine dampfende Tasse Kaffee in der Hand. Die Luft ist mild, der Himmel strahlt in sanftem Blau, und irgendwo zwitschern Vögel, als hätten sie den ganzen Tag nichts Besseres vor. Mein Balkon ist nicht perfekt, die Blumen, die eigentlich für ein farbenfrohes Bild sorgen sollten, fehlen dieses Jahr. Keine Zeit, kein Kopf dafür. Aber es stört mich nicht.

Die Sitzbank ist weich, das Sonnensegel spendet genau die richtige Menge Schatten, und unter mir, ausgestreckt auf den warmen Fliesen, liegt Maja. Unsere junge Mischlingshündin, neugierig, wild, kaum zu bremsen. Ganz anders als die alte Dame auf dem Sofa: Tinka, zwölf Jahre alt, gemütlich, mit dieser beneidenswerten Gelassenheit. Gerade schnappt sie nach einer Fliege, erfolglos, aber unbeirrt. Ich nehme einen Schluck Kaffee und lasse meine Gedanken schweifen. Die Kinder sind groß geworden. Einige haben eigene Familien, und meine Enkel füllen das Haus mit Lachen, Chaos und Leben. Es tut gut, ihnen zuzusehen: diese Leichtigkeit, dieses unerschütterliche Vertrauen, dass die Welt ein sicherer Ort ist. Ich hoffe, sie können sich das noch lange bewahren. Ich selbst bin ohne dieses Grundvertrauen aufgewachsen. Meine Kindheit war geprägt von Unsicherheit, von einer latenten Angst, die sich schwer abschütteln ließ. Diese alten Schatten sind noch da, leiser geworden, aber nicht verschwunden. Meistens habe ich sie im Griff. Doch an manchen Tagen klopfen sie an. Und dann frage ich mich: Habe ich alles richtig gemacht? War es wirklich mein Weg?

Nach außen wirke ich wohl stark, souverän, als hätte ich mein Leben im Griff. Vielleicht sieht man die Mauern, die ich um mich gebaut habe, aber nicht, was sie schützen. Doch hier,

auf meinem Balkon, brauche ich keine Mauern. Hier bin ich einfach ich.

Und genau das möchte ich dir mitgeben, während du diese Zeilen liest:

Glaube an dich. Du bist stärker, als du denkst. Dein Wert ist nicht verhandelbar. Lass dir nie einreden, du seist zu viel oder zu wenig. Du bist genau richtig.

Mein Name ist Lilian. Ich wurde 1969 in Flensburg geboren und lebe heute im Weserbergland. Sieben Kinder haben mich zur Mutter gemacht – ja, sie sind alle meine leiblichen Kinder. Oft werde ich gefragt: Wie schafft man das?

Die ehrliche Antwort? Mit Liebe. Viel Liebe.

Alleinerziehend zu sein war nicht einfach. Aber ich hatte nie das Gefühl, wirklich allein zu sein. Mein Leben war laut, chaotisch, überfordernd und wunderschön. Und jetzt, da meine Kinder erwachsen sind, kommt so viel davon zurück.

Vielleicht liegt es daran, dass ich adoptiert wurde. Ich habe früh gelernt, wie es ist, irgendwo anzukommen, ohne sich wirklich zugehörig zu fühlen. Ich war fünf, als ich in meine neue Familie kam, ein Kind mit einer Geschichte, über die niemand sprach. Meine Adoptivmutter tat ihr Bestes, aber es war ein steiniger Weg für uns beide.

Heute sitze ich hier mit meinem Kaffee, meinen Hunden und einer gewissen Ruhe im Herzen. Ich blicke zurück auf ein Leben, das nicht immer leicht war. Aber ich habe überlebt. Ich bin gewachsen. Ich bin hier. Und weißt du was?

Es ist nie zu spät, neu zu beginnen. Egal, wo du gerade stehst. Du darfst deinen eigenen Weg gehen. Und du darfst stolz darauf sein. Denn er gehört dir, ganz allein.

1969

An einem kalten Februartag im Jahr 1969 setzten bei meiner Mutter die Wehen ein. Ohne eine helfende Hand machte sie sich alleine auf den beschwerlichen Weg zur Klinik, weit entfernt am anderen Ende der Stadt. Mein Vater war, wie so oft, abwesend während mein älterer Bruder Sebastian bei einer Nachbarin untergebracht wurde. Als ich schließlich das Licht der Welt erblickte, wirkte meine Mutter erschöpft und widerwillig, als sie mich in den Armen hielt. Es war, als wollte sie das Bündel, das ich war, kaum annehmen. Sie trug mich nach Hause, doch ich spürte eine Kälte, die nicht nur durch die Winterluft drang, sondern auch durch ihre Berührungen. Ich war geboren, der Platz, den ich in ihrem Herzen finden wollte, war leer geblieben. Schon in meinen frühesten Erinnerungen fühlte ich mich unerwünscht. Bereits mit drei Jahren begann ich zu begreifen, dass meine Ankunft nicht mit Freude oder Stolz verbunden war. Als meine Familie weiterwuchs und mein Bruder Daniel geboren wurde, schien seine Ankunft mehr Akzeptanz zu finden, wenn auch nur ein wenig. Ich beobachtete das mit einer kindlichen Unsicherheit und begann zu verstehen, dass die Liebe meiner Eltern knapp und zerbrechlich war. Die Beziehung zwischen meinen Eltern war angespannt. Jeder Tag schien wie ein Drahtseilakt über einem Abgrund aus unausgesprochenen Konflikten und Bitterkeit. Mein Vater, von seinen Lasten und illegalen Geschäften getrieben, brachte Unruhe und Kälte ins Haus, während meine Mutter in Arbeit und Alkohol Trost suchte.

Es gab Abende, an denen sie mich zu ihrer Arbeit mitnahm, doch meistens blieb ich bei meiner Großmutter, die meinen Aufenthalt mit stiller Unzufriedenheit hinnahm. Die Erinnerungen an diese Besuche waren geprägt von einer

ständigen Beklemmung, ich fühlte mich wie ein ungebetener Gast, als ob meine bloße Anwesenheit eine Belastung darstellte. Zuhause machten es die ständigen Streitereien und der Alkoholmissbrauch meiner Eltern unmöglich, einen Ort der Sicherheit zu finden. Stattdessen lag immer die Furcht in der Luft, dass wir Kinder versichtlich einen Funken Zorn auslösen könnten. Mein Vater nutzte jede Gelegenheit, sich in seine gefährlichen Aktivitäten zu flüchten, während meine Mutter wie ein Geist durch unser Leben schwebte, erdrückt von Kummer und Sehnsucht nach einer Zuflucht, die sie nie fand. In einem besonders bedrückenden Moment, an einem grauen, windigen Tag, beobachtete ich meine Mutter. Sie saß auf einem wackeligen Küchenstuhl. Ihre zierliche Gestalt wirkte verloren in der Stille. Ihr schulterlanges, rotblondes Haar hing schlaff um ihr Gesicht, und ihre Augen, die sonst blitzen konnten, waren leer. Die Linien der Erschöpfung und der Trauer zeichneten sich tief auf ihrem Gesicht ab, ein Anblick, den ich nie vergessen würde. Sie lächelte selten und wenn sie es tat, war es ein kurzer, bittersüßer Ausdruck, der sofort in die Dunkelheit zurückfiel.

Unser Zuhause befand sich in einer kleinen Stadt nahe der Ostsee. Die Wohnung war einfach, doch die Einrichtung gut genug für uns Kinder, die wir uns ein Zimmer teilten. Daniel schlief in seinem Gitterbett, während Sebastian und ich auf den gegenüberliegenden Seiten des Raumes lagen. Die schweren Vorhänge hielten das Tageslicht draußen und die Türen standen oft nur einen Spalt weit offen. In dieser kleinen Dunkelheit hörten wir jeden Streit meiner Eltern, die Worte drangen zu uns wie giftige Schlangen, die in unseren Köpfen nisten und Angst einflößen. Die Nächte wurden zu einer Quelle der Furcht, geprägt von Schreien, von Dingen, die wir Kinder noch nicht verstehen konnten, aber die unsere Seelen erschütterten. Nach einem besonders heftigen Streit hörte ich meine

Mutter lauter als je zuvor weinen. Daniel saß in seinem Bett und spielte mit seinem Stofftier während Sebastian mich mit Dingen bewarf. Ein plötzlicher Aufschrei entfuhr mir als ein nasser Schwamm mich ins Gesicht traf. Die kalte Feuchtigkeit zog durch meine Haut, und ein überwältigendes Gefühl der Hilflosigkeit breitete sich in mir aus. Mein Schreien hallte durch das Zimmer, bis meine Mutter plötzlich in der Tür stand. Ihr Blick war dunkel und voller Zorn, und ohne ein Wort packte sie mich. Sie zog mich aus dem Bett und trug mich mit schnellen, festen Schritten ins Badezimmer, ihre Finger gruben sich schmerzhaft in meine Arme.

Im Badezimmer wurde ich hart auf den kalten Boden gesetzt. Ihre Augen fixierten mich mit einem Blick, den ich nie vergessen würde. Mit einem Ausdruck stummer Wut, stellte sie die Dusche auf eiskalt und ließ das Wasser über mich laufen. Der Schock des kalten Wassers brannte auf meiner Haut, meine Glieder wurden taub, und ich zitterte unkontrolliert. Ich hörte ihre Stimme, leise und doch schneidend: „Du wirst lernen, still zu sein. Ich will dich nicht hören.“ Das Wasser rauschte um mich herum wie ein unaufhörlicher Wasserfall, der meine Schreie übertönte, und als sie mich schließlich, noch tropfend und zitternd, auf den Balkon stellte, war der Winterwind wie kleine Nadeln, die in meine Haut stachen. Die Kälte kroch in meine Knochen und auch in meine Seele, es fühlte sich an, als sei ich erfroren, als ob jede Möglichkeit des Trostes oder der Wärme aus mir gewichen war.

Irgendwann durfte ich wieder hineinkommen, doch die Zeit war verschwommen, als hätte mein Bewusstsein die Minuten ausgelöscht, um mich zu schützen. Am nächsten Tag kehrte mein Vater zurück, er wusste von nichts. Mit einem ungewohnt freundlichen Lächeln nahm er mich auf den Arm, und ich spürte für einen kurzen Augenblick etwas, das ich als Liebe erkennen wollte, so kurz und flüchtig wie ein

Sonnenstrahl, der in einen dunklen Raum fällt. Doch auch dieser Moment verging schnell, und das Dunkel um mich herum kehrte zurück.

Einige Wochen später spielte ich mit Daniel im Kinderzimmer, als sich eine weitere Szene des Schreckens abspielte. In unserer Neugier hatten wir eine Schachtel Streichhölzer gefunden und zündeten sie vorsichtig an, bewunderten das kleine Feuer und pusteten es dann wieder aus. In diesem Moment kam meine Mutter herein. Ihre Augen weiteten sich, und ohne zu zögern, riss sie mich vom Boden hoch und zog mich hinunter in den Keller. Der Raum war kalt und dunkel, und das Zwielicht verwandelte die Wände in bedrohliche Schatten. Sie warf mich in eine Hängematte, die von der Decke hing, und ich spürte, wie der Stoff sich um meinen Körper legte. Doch bevor ich einen Fluchtversuch machen konnte, nahm sie einen Gürtel und band mich fest, so dass ich mich nicht mehr bewegen konnte.

Ihr Gesicht war dicht über meinem, ihre Augen brannten vor Wut, und ihre Stimme war kalt und scharf. „Du musst lernen, wie gefährlich Feuer ist“, zischte sie, und bevor ich verstand, was sie meinte, spürte ich den heißen Schmerz ihrer Zigarette, die sich in meine linke Schläfe brannte. Der Schmerz war stechend, unerträglich, und ich schrie, doch der Keller verschluckte meinen Aufschrei, als hätte niemand meine Qual hören sollen. Minuten, vielleicht Stunden vergingen, bis sie mich schließlich zurück in die Wohnung brachte. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Keller geblieben war, doch in dieser Dunkelheit und Kälte war ein Teil von mir für immer verloren gegangen. Als ich in unser Zimmer zurückkehrte, war alles wie immer: ruhig, bedrückend und gleichgültig.

Am nächsten Tag fuhr mein Vater mit mir zu meiner Großmutter. Sie lebte ein gutes Stück entfernt, und während der Fahrt war ich still, schüchtern und neugierig, fast dankbar

für diese unerwartete Abwechslung. Die Stunden bei meiner Großmutter verbrachte ich in einer eigentümlichen Mischung aus Einsamkeit und unklarer Erleichterung.

Als mein Vater mich später wieder abholte, war seine Laune seltsam beschwingt. Er schien für einen Moment wie jemand anderes, fast wie der Vater, den ich mir immer gewünscht hatte, sorglos, freundlich, aufmerksam. Seine Stimme klang nicht so hart, und er kaufte mir ein Eis, etwas, das mir so selten vergönnt war. Für diesen kurzen, kostbaren Moment fühlte ich mich wie ein normales Kind, das ein kleines bisschen von dem hatte, was andere Kinder vielleicht als selbstverständlich ansahen. Als wir nach Hause kamen, hielt ich das Erlebnis wie einen wertvollen Schatz in meinem Herzen. Ich rannte fast hinein, das Eis noch in der Hand, und freute mich, meiner Mutter davon zu erzählen. Doch als ich ihr in die Augen sah, erstarb mein Eifer. Ihr Gesicht blieb reglos, ihre Augen leer und unbewegt. Sie nickte mir nur flüchtig zu und sagte kein Wort, sondern wies mich mit einem kurzen Befehl an, ins Bad zu gehen, um mich zu waschen und auf die Toilette zu gehen. Die Freude, die eben noch in mir gebrodelt hatte, verpuffte augenblicklich. Die Kälte ihrer Reaktion legte sich wie eine bleierne Decke über mich, und ein beklemmendes Gefühl breitete sich in meinem Magen aus.

Es war in diesem Augenblick, beim Gang zur Toilette, dass ich die Schmerzen spürte. Ein stechender, schneidender Schmerz. Ich biss mir auf die Lippe und hoffte, dass das Gefühl bald vergehen würde, doch es blieb. Irgendetwas in mir begann zu zittern, nicht nur vor Schmerz, sondern vor Angst, denn ich wusste nicht, was falsch war oder ob ich das überhaupt sagen durfte. Doch meine Furcht wich einer plötzlichen Verzweiflung, als ich, überwältigt, zu weinen begann. Ich war der festen Überzeugung, dass mein Vater, der ja gerade noch so freundlich gewesen war, mich beschützen würde. Mit

zitternder Stimme erzählte ich von den Schmerzen und hielt den Atem an, während ich die Gesichter meiner Eltern ansah. Zum ersten Mal schien etwas wie Besorgnis auf ihren Gesichtern zu erscheinen, und sie tauschten Blicke aus, die ich nicht verstehen konnte.

Kurz darauf fuhren wir zu einem Arzt, dessen Gesichtsausdruck gütig und fragend war, während er mir sanft Fragen stellte, die ich jedoch kaum verstand. Ich nickte oder schüttelte nur stumm den Kopf, zu verängstigt, um zu sprechen, und spürte eine verwirrende Mischung aus Misstrauen und Hoffnung. Nach einer kurzen Untersuchung nahm er meine Eltern zur Seite und sprach leise mit ihnen. Seine Stimme war ernst, und das wenige, das ich verstand, ließ mich ängstlich werden. In diesen stillen Minuten konnte ich nicht ahnen, dass der Arzt drohte, das Jugendamt einzuschalten, dass er meine Verletzungen gesehen hatte und mein Schweigen als verzweifelten Hilferuf interpretierte. Jahre später erst erfuhr ich, dass es Brandwunden im Intimbereich gewesen waren, deren Ursprung und Schrecklichkeit ich damals nicht einmal begreifen konnte.

Am nächsten Morgen war mein Vater wieder fort, und meine Mutter wirkte noch zorniger als zuvor, ihre Wut wie ein loderndes Feuer, das jederzeit ausbrechen konnte. Sie begann zu trinken, und ich beobachtete still, wie ihr Blick immer unsicherer wurde, ihre Bewegungen unkoordiniert, wie sie von einem Ende des Zimmers zum anderen schwankte und in regelmäßigen Abständen fluchte und schimpfte. Ich folgte allen Anweisungen mit zitternder Vorsicht, leise und ohne Widerworte, in der Hoffnung, dass ich keine weitere Strafe heraufbeschwören würde. Den Großteil des Tages verbrachte ich in meinem Zimmer und verließ es nur, wenn sie mich rief, was selten geschah. Das Gefühl, als sei ich in einem unsichtbaren

Käfig aus Angst und Unsicherheit gefangen, war allgegenwärtig.

Irgendwann war es wieder so weit. Vorsichtig trat ich aus meinem Zimmer, wollte zur Toilette gehen, doch auf dem Weg sah ich meine Mutter, die im Flur vor dem Spiegel stand. Sie redete, gestikulierte wild mit einer Hand und hielt in der anderen eine halb leere Flasche. Ihr Haar war zerzaust, und ihre Augen glitzerten wie die einer Fremden, voller Wut und Leere zugleich. In mir machte sich eine seltsame, lähmende Angst breit, und ich wollte mich zurückziehen, bevor sie mich bemerkte. Doch es war zu spät. Sie drehte sich ruckartig um und starrte mich an, ihr Blick war wie ein kaltes Messer, das sich in meine Haut bohrte.

„Ich hasse dich“, schrie sie, und der Satz dröhnte wie ein dumpfer Schlag durch den Flur. Sie hob die Flasche und schleuderte sie mit aller Kraft gegen den Spiegel. Das Glas zersplitterte in einem lauten Knall, und die scharfen Scherben regneten auf den Boden. Der Geruch von Alkohol breitete sich aus, scharf und stechend, und ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. Vor Angst schrie ich und rannte zurück in mein Zimmer, kroch unter das Bett, während mein Herz wie ein Trommelwirbel in meiner Brust schlug. Sie kam torkelnd hinter mir her, ihre Stimme schrill, als sie mich aus meinem Versteck zerren wollte. Doch diesmal konnte ich entkommen, und irgendwann hörte ich, wie ihre Schritte sich entfernten. Die Stille, die folgte, war unheimlich. Nachdem ich sicher war, dass sie gegangen war, kroch ich langsam aus meinem Versteck. Vorsichtig ging ich den Flur entlang, der mittlerweile aufgeräumt und frei von Scherben war, als wäre der Ausbruch nie geschehen. Der Drang, mehr zu erfahren, zog mich ins Schlafzimmer meiner Eltern. Zögernd spähte ich durch einen Spalt in der Tür und fühlte, wie mein Körper erstarnte.

Meine Mutter saß auf dem Bett, ein zerbrechliches, kleines Bündel. Ihr Mund war mit Paketband zugeklebt, und ihre Augen wirkten leer und ängstlich. Ich spürte, wie sich ein kalter Schauer meinen Rücken hinaufzog, und mein Körper begann unkontrolliert zu zittern. Bevor ich zurückweichen konnte, stieß ich ungewollt gegen die Tür, die sich ein Stück öffnete, und da stand er mein Vater. Er sah mich mit einem Blick an, der keine Wärme und kein Erkennen in sich trug, nur eine kalte, distanzierte Leere.

„Deine Mutter muss bestraft werden“, sagte er mit einer Stimme, die fast flüsternd war, und zog mich sanft, aber un-nachgiebig ins Zimmer. Das kabelumwickelte Stoffstück in seiner Hand schien wie ein lebendiger Schatten in seiner Faust, und ich wusste nicht, was ich tun oder sagen sollte. Die Worte versagten mir, und ich konnte nur leise weinen, als er auf meine Mutter zuing und das Kabel gegen sie erhob. Jeder Schlag hallte wie ein Trommelschlag in meinem Kopf nach, und ich konnte den Schmerz fühlen, den sie empfand, als sei er mein eigener. Als es vorbei war, blickte er mich kurz an, wie um zu überprüfen, dass ich verstand. Er sagte nichts weiter, sondern wies mich an, mich zu waschen und schlafen zu gehen. Stumm und ohne Widerstand tat ich, was mir befohlen wurde, als wäre ich in eine Art Traum gefallen, ein schrecklicher, unentrinnbarer Albtraum.

Irgendwann in der Nacht wurde ich wach und hörte Stimmen. Verwirrt öffnete ich die Augen und stellte fest, dass ich nicht in meinem eigenen Bett lag, sondern im Schlafzimmer meiner Eltern. Der Raum war dunkel und schien mir fremd. Mein Herz pochte laut in meiner Brust, und ich fühlte eine Kälte, die mich umhüllte. Neugierig sprang ich auf, die Neugier war stärker als die Angst, und ich wollte herausfinden, wer dort war. Die Glastür zum Wohnzimmer war einen Spalt weit geöffnet, und ich schob sie vorsichtig auf.

Im Wohnzimmer entdeckte ich eine Gruppe von Menschen in Uniform, die auf unserem Sofa saßen. Sie sahen aus wie die Helden aus den Fernsehsendungen, nur dass ihre Gesichter ernst und besorgt waren. Ein Mann in einem grauen Anzug fiel mir besonders auf. Ich spürte, dass etwas Unheimliches in der Luft lag, und mein Magen verkrampfte sich. Plötzlich wandte sich der Mann direkt an mich. „Wie heißt du, kleines Mädchen?“ fragte er mit einer Stimme, die gleichzeitig freundlich und besorgt klang. Er nahm mich sanft auf seinen Schoß, und seine Wärme gab mir ein Gefühl von Sicherheit. Seine Augen schimmerten im schwachen Licht, und er lächelte, als könnte er meine tiefsten Ängste erraten. „Ich werde dich zu einem neuen Zuhause mitnehmen, wo es liebevolle Menschen gibt, die dir nie wehtun werden,“ versprach er mir. Ich wünschte mir so sehr, dass das wahr sein könnte. Er hüllte mich in eine kuschelige Decke und überreichte mir eine Tüte köstlicher Eierwaffeln, gefüllt mit Schokolade und Vanille. Diese Geschenke schienen wie kleine Wunder, die mir ein Lächeln ins Gesicht zauberten. Und dann gab er mir noch eine Puppe und einen Teddy, die ersten Geschenke, die ich je bekommen hatte. Ich war übergücklich und mein Herz hüpfte vor Freude, während wir ins Dunkel des Autos stiegen. Als wir fuhren, träumte ich von all dem, was vor mir lag, von all den Abenteuern, die ich erleben würde. Doch in dieser Nacht sollte alles ganz anders kommen. Ich hatte keine Ahnung, wie viele Träume ich noch träumen müsste.

Ein neues Zuhause

Es war noch dunkel, als wir an einem mir unbekannten Ort ankamen. Die Müdigkeit überkam mich, als die unbekannte Frau, die mich aus dem Auto gehoben hatte, mich sanft ins Haus trug. „Keine Angst, alles wird gut,“ flüsterte sie, und ich wollte ihr glauben, obwohl ich nicht wusste, wo ich war. Wir betraten ein schwach beleuchtetes Zimmer, in dem ein Bett stand. Kurze Zeit später kam eine andere Frau hinein, die Gabi hieß, die Tochter der Frau, die mich ins Haus gebracht hatte. Gabi war groß und schien mir wie eine Königin. Sie lächelte freundlich, und ich spürte, dass sie mir nichts Böses wollte.

Sie half mir, in einen Schlafanzug zu schlüpfen und das Bett für mich vorzubereiten. An diesem Abend fühlte ich mich nicht mehr so allein und hatte keine Angst mehr. Ich schlief schnell und ruhig ein, als ob meine Sorgen in die Dunkelheit verschwunden wären.

Am nächsten Morgen wachte ich auf, fühlte mich unsicher aber voller Hoffnung. Sie zogen mir neue Kleidung an und gaben mir Frühstück. „Heute wirst du in den Kindergarten gehen,“ sagten sie, und ich war aufgeregt. Ich wusste nicht, was das bedeutete, aber die Vorstellung, mit anderen Kindern zu spielen, ließ mein Herz höherschlagen. Ich erinnere mich an die Farben, die Geräusche und das fröhliche Lachen der anderen Kinder. Die Kindergärtnerin war freundlich und umarmte mich oft, während wir zusammenbastelten und malten. Ich hatte endlich das Gefühl, dazuzugehören.

Besonders mochte ich Dirk, den anderen Jungen aus der Pflegefamilie. Wir gingen morgens gemeinsam in den Kindergarten. Er war ein bisschen älter als ich, aber er war nicht viel

größer als ich. Wir waren unzertrennlich, und ich war glücklich, ihn an meiner Seite zu haben. Alles schien so schön, und ich fühlte mich wohl. Es war ein neuer Anfang.

Doch die Nächte waren anders. In der Dunkelheit schlichen sich die Schatten wieder in mein Zimmer. Ich wachte oft schreiend auf, übermannt von Albträumen. Es war, als würde der Albtraum zum Leben erwachen. An einem dieser Nächte lernte ich den Herrn des Hauses kennen. Er kam plötzlich in mein Zimmer, und ich erstarrte vor Schreck. Er war groß und trug eine Strumpfmaske. „Ich bin der Buhmann und hole dich, weil du nicht lieb warst. Du hast doch wieder ins Bett gemacht!“ Seine tiefe, gruselige Stimme schnitt durch die Dunkelheit.

Angst überkam mich, und ich kroch so weit nach hinten, wie ich konnte, unter mein Bett. Ich hielt den Atem an und als er weg war schlüpfte ich schnell zurück in mein Bett. Jedes Mal, wenn ich dachte, es sei vorbei, kam er wieder. Nachts musste ich oft auf einer kalten Treppe im Flur sitzen, weil ich ins Bett gemacht hatte. Die Dunkelheit war erdrückend, und während ich auf der Treppe saß, konnte ich durch die offene Tür ins Wohnzimmer schauen. Dort sah ich die Umrisse der alten Standuhr, die zu jedem Stundenschlag einen dumpfen, lauten Gong von sich gab. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass Gestalten im Raum umherschlichen, doch ich wusste nicht, ob das echte Gespenster waren oder nur die Schatten meiner eigenen Ängste.

Am Morgen musste ich in die Küche, wo es zum Frühstück kalten Haferschleim gab. Er war zäh und klebrig, und ich fühlte mich oft übel dabei. Ich musste so lange sitzen bleiben, bis ich alles aufgegessen hatte, und wenn ich nicht aufessen konnte, landete ich im Keller. Dort war es dunkel und kalt. Zum Mittagessen gab es zähe Speckschwarte, die ich nur mit Mühe herunterbekam. Ich versuchte immer wieder, sie zu

verstecken, doch das führte nur dazu, dass sie es entdeckten und ich bestraft wurde. Eines Tages, als wir im Garten spielten, kam ein Zirkus an uns vorbeigefahren. Die majestätischen Elefanten, die in einer Reihe marschierten, ließen mein Herz schneller schlagen. Ich war neugierig und voller Abenteuerlust. Wir beschlossen, ihnen nachzulaufen und herauszufinden, wo sie hinwollten. An diesem Tag versprach ich mir, eines Tages den Zirkus zu besuchen, wenn ich groß bin. Die Vorstellung, ferne Länder zu bereisen und aufregende Abenteuer zu erleben, ließ mein Herz schneller schlagen. Ich wollte in einer Welt leben, in der alle freundlich zueinander sind und es keine Gewalt gibt. Doch unser Ausflug blieb nicht unbemerkt. Wir wurden zurück in den Keller geschickt. Als Strafe wurden unsere Haare ordentlich gekürzt, ein Topf wurde uns auf den Kopf gesetzt, und die Haare wurden rundherum abgeschnitten.

Einige Zeit später, ich kann nicht genau sagen, wie lange, kam ich eines Abends nach dem Kindergarten nach Hause und stellte fest, dass Dirk nicht mehr da war. Er hatte eine Familie gefunden, die ihn für immer bei sich aufnehmen wollte. Ich vermisste ihn sehr und wünschte mir, ich könnte mit ihm gehen; von ihm hörte ich nie wieder etwas.

An einem Morgen, während ich wieder im Kindergarten war, begegnete mir der Mitarbeiter vom Jugendamt, der mich dorthin gebracht hatte. Er fragte mich, wie es mir ging. Ich erzählte ihm von meinen Erlebnissen, von den guten und den schlechten. Er lächelte, als er mir von einem Onkel und einer Tante erzählte, die großes Interesse daran hatten, mich kennenzulernen. Er versprach mir, dass sie mir bald eine Postkarte senden würden. In mir regte sich neue Hoffnung, doch auch die Angst, dass der Weg wieder mit Schmerz gepflastert sein könnte. Nach einer langen Zeit rief mich meine Pflegemutter zu sich. In ihrer Hand hielt sie eine Postkarte, und ich

konnte es kaum erwarten, sie zu sehen. Es war ein glänzendes Foto, der Hintergrund war in einem Goldton gehalten und im Vordergrund stand ein Collie, der wie Lassie aussah. Auf der Rückseite stand: „Liebe Lilian, wir lassen dich herzlich grüßen und freuen uns schon darauf, dich bald kennenzulernen! Liebe Grüße, Tante Uschi und Onkel Bernhard.“ Ich war ausgesprochen aufgeregt und bewahrte die Postkarte immer bei mir. Jeden Tag stellte ich mir vor, dass jemand, den ich nicht kannte, bald kommen würde, und es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis dieser Moment endlich eintraf.

Als es soweit war, wurde mir mitgeteilt, dass ein Onkel und eine Tante, die mir die Nachricht geschickt hatten, mich besuchen wollten. Ich wurde für diesen besonderen Anlass herausgeputzt, trug ein frisches Kleid, und man sagte mir, ich solle nichts sagen, denn sonst könnte es sein, dass der neue Onkel und die neue Tante nicht wiederkämen.

Es war ein sonniger Tag, wir waren im Garten, der sich hinter dem Haus erstreckte. Der Garten war schön eingezäunt, und auf der Terrasse standen ein Tisch, einige Stühle sowie eine gemütliche braune Gartenbank. Zwischen Gemüsepflanzen und Obstbäumen stand nur eine Schaukel. Ich wartete gespannt am Zaun und spähte nach den mir unbekannten Besuchern. Plötzlich kamen drei Personen zum Tor: der Mann vom Jugendamt und zwei Fremde. Er stellte sie mir vor, und meine Pflegemutter lud sie zu Kaffee und Kuchen ein.

Sie setzten sich an den Tisch, während meine Pflegemutter erzählte, dass ich sehr verschlossen sei, was nach allem, was ich durchgemacht hatte, nicht verwunderlich war. Sie betonte, dass es mir jetzt gut ginge. Nach einer Weile fragten Tante Uschi und Onkel Bernhard, ob ich Lust hätte, Ferien bei ihnen zu verbringen. Da ich nicht wusste, was das bedeutete, sagte ich einfach nichts und sah sie stumm an. Wie lange sie an

diesem Tag blieben, kann ich nicht sagen, aber ich hoffte sehnlichst, dass sie bald wiederkommen würden.

Es verging eine längere Zeit, bis ich schließlich wieder eine Postkarte erhielt. Darin stand, dass sie mich bald zu sich holen würden und sich schon darauf freuten. Diese Karte hatte ein Wackelbild, und ich hütete sie wie einen Schatz.

Wie so oft wurde es Abend, und aus Angst versteckte ich mich unter dem Bett, um dem Buhmann zu entkommen. An diesem Abend blieb er weg. Ich schlief ein und fand mich später wieder auf der kalten Marmortreppe. Links von mir war die Haustür, und ich blickte ins Wohnzimmer, wo die Geister zu sein schienen. Sie schienen mir etwas mitteilen zu wollen. Ich hörte das Ticken der großen Standuhr und lauschte nervös dem Gongschlag. Die Zahl der Nächte, die ich so verbrachte, ist mir ungewiss, doch die Erinnerung daran bleibt bis heute präsent.

Ein neuer Anfang

Schließlich kam der Tag, an dem der Onkel und die Tante auftauchten. Begleitet von dem freundlichen Mann vom Jugendamt, nahmen sie mich in einem kleinen Auto mit. Wohin es ging? In den Urlaub ... Doch dass es ein Urlaub für immer werden sollte, war mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewusst.

In jenen Jahren schien mein Leben, Schritt für Schritt, zur Ruhe zu kommen, als würde sich eine neue Ordnung entfalten, die mir Halt geben konnte. Es war, als würde ich an einem langen, dunklen Flussufer stehen, an dem ich langsam lernte, das Leben jenseits des Wassers zu erblicken. Tante Uschi prägte diesen neuen Abschnitt, eine Frau voller Strenge und Kälte, die jede Gelegenheit nutzte, um mir ihre Autorität zu zeigen. Sie glaubte, dass Disziplin und Gehorsam die einzigen Wege seien, einem Kind „das Richtige“ beizubringen, damit es spürte, „wer das Sagen hatte“. Als kleines Kind verstand ich nicht, warum sie so streng war, für mich bedeutete es nur Härte, Distanz und die Erwartung, immer zu gehorchen. Heute aber erkenne ich, dass ihre eigene Überforderung und Einsamkeit aus ihr sprachen. Sie hatte nie eigene Kinder gehabt und war selbst auf unbekanntem Terrain, als sie begann, für mich zu sorgen.

Trotz all der Widersprüche füllte sich mein Leben langsam mit kleinen Momenten der Ruhe, und jeder Tag brachte neue Eindrücke mit sich. Ich sammelte Erfahrungen, die mich stauen ließen, wie ein winziges Blatt, das mit offenen Augen der Sonne folgt. Das Erste, was mir auffiel, war, wie vieles ich nicht wusste. Ich verstand nicht, was ein Fernseher war, was es bedeutete, ein eigenes Zimmer zu haben, oder wie die Welt außerhalb dieses Hauses funktionierte. Ich kannte keine

Brötchen oder normale Lebensmittel, Farben, die Bedeutung von Formen oder wie man Wege fand, die einfachsten Dinge waren für mich ein Rätsel, das ich mir in winzigen Schritten entschlüsseln musste.

Auch wenn die Tage langsam eine Art Routine entwickelten, blieben die Nächte schrecklich und unberechenbar. Jedes Mal, wenn das Licht erlosch, schienen die Schatten zum Leben zu erwachen und mich in eine dunkle Welt voller Gefahren zu ziehen. Ich hatte jeden Abend ein festes Ritual: Türen und Fenster kontrollieren, die Ecken des Zimmers absuchen, um sicher zu sein, dass nichts Bedrohliches lauerte. Doch sobald das Licht ausging, begannen die Schatten zu tanzen, und sie bewegten sich auf mich zu, als wollten sie mich verschlingen. Mein Herz raste, und ich zog die Decke so fest über mich, dass ich kaum noch atmen konnte. In einer dieser Nächte hörte ich ein Geräusch draußen, das mich so erstarren ließ, dass ich vor Panik nach Hilfe rief. Meine „Eltern“ stürmten herein, um mich zu beruhigen, doch das Gefühl der Bedrohung ließ mich nicht los. Mein Vater ging nachsehen und entdeckte tatsächlich eine Gestalt auf dem Dach des Nachbarhauses, ein Einbrecher. Für mich blieben es Schatten, doch die Angst in den Augen der Erwachsenen war so stark, dass ich spürte, wie real die Bedrohung war.

Mit der Zeit lernte ich immer mehr Menschen kennen. Verwandte, Bekannte, Nachbarn, sie alle kamen vorbei, um „das neue Kind“ in der Familie zu begrüßen. Manche reichten mir warme Hände, andere schenkten mir ein freundliches Lächeln, doch ich fühlte mich oft wie ein Gast in einer fremden Welt, in der ich meinen Platz erst finden musste. Jeder neue Mensch, jedes neue Gesicht war für mich eine leise Prüfung, denn mein Herz schlug oft noch immer im Takt der alten Ängste und Unsicherheiten. Bald stand der Tag bevor, an dem ich zur Schule gehen sollte, doch aufgrund meines

Rückstandes wurde ich zunächst in eine Vorschule für Kinder mit Lernschwierigkeiten eingestuft. Dort war es ruhig und freundlich, und ich begann zu glauben, dass diese Menschen mir tatsächlich wohlgesinnt waren.

Der Weg dorthin, war für mich eine Herausforderung. Jeden Morgen begleitete mich Tante Uschi mit dem Bus, bis ich endlich sicher genug war, alleine zu fahren. Eines Tages jedoch entschied ich mich spontan, den Weg zu Fuß zu gehen. Ich kannte den Weg nicht gut und lief bald mitten auf der Straße, ahnungslos und unsicher. Als meine Eltern erfuhren, dass ich mich inmitten des Verkehrs befand, kamen sie sofort und brachten mich sicher nach Hause.

Und dann kamen die Gespräche mit dem Jugendamt, eine Zeit voller neuer Fragen und unbekannter Entscheidungen. Eines Tages fragten mich Uschi und Bernie, ob ich für immer bei ihnen bleiben wollte. Die Frage durchbohrte mich, es war wie ein leises Versprechen, das ich kaum wagte zu glauben, aber auch wie ein dunkler Schatten, der mich daran erinnerte, dass ich wieder fortgehen könnte. Aus Angst, wieder verlassen zu werden, sagte ich „Ja“. Die nächsten Wochen vergingen wie ein Flüstern, voller Amtsgänge und Papiere, doch die Menschen lächelten mir zu, als würden sie mir zuflüstern, dass alles gut werden würde. Als Teil des Neuanfangs durfte ich auch entscheiden, ob ich meinen Namen behalten wollte. Wir entschieden uns schließlich für Sandra, ein neuer Name, für ein neues Leben.

Mein erster Winter in diesem Zuhause brach an, und ich erhielt einen Schlitten. Die Luft war klar und kalt, und meine Mutter zog mich durch den Schnee, bis wir beim Supermarkt ankamen. Dort durfte ich ein eigenes Körbchen tragen und meine Einkäufe hineinlegen. Es war nur ein kleines Körbchen, doch in diesem Moment fühlte ich mich groß und wichtig, als hätte ich einen besonderen Platz in dieser Welt.

Mein erstes Weihnachten

Weihnachten kam – mein erstes echtes Weihnachtsfest, an das ich mich erinnern kann. Die Kirche war erfüllt vom Duft nach Tannennadeln, kaltem Wachs und dem süßlich-bitteren Räucherwerk, das sich in den schweren Stoffen der Kirchenbänke festgesetzt hatte. Das Krippenspiel rührte etwas in mir an, dass ich kaum verstand – es war wie ein warmer, leiser Ton tief in mir, der zum ersten Mal anklingt. Vielleicht war es Hoffnung. Vielleicht Sehnsucht. Zu Hause wartete ein Weihnachtsbaum – geschmückt mit glänzenden Kugeln, goldenen Lamettafäden und echten Kerzen, die in ihren Haltern flackerten, als wäre jeder Lichtschein ein Versprechen. Unter dem Baum lagen Päckchen, liebevoll verpackt. Eines davon war für mich: eine Puppe mit blonden Haaren, zartem Gesicht und einem Kleidchen, das wie aus einer anderen Welt schien. Ich hütete sie wie einen Schatz, bis meine kindliche Neugier sie in ein Friseuropfer verwandelte. Erst wurde das Haar gekämmt, dann geflochten, dann geschnitten... bis sie schließlich aussah, als hätte ein Sturm sie getroffen.

Die Tage zogen ins Land, wie stille Boote auf einem breiten Fluss. Und bald war Frühling. Ich erlebte mein erstes Osterfest, färbte Eier, lachte mit Nachbarskindern und begann zum ersten Mal zu begreifen, was es heißt, dazuzugehören. Es war, als würde sich in mir eine kleine, zarte Blüte öffnen. Ganz vorsichtig, ganz langsam. Und vielleicht war es das erste Mal, dass ich spürte: Ich bin wirklich angekommen. Doch das Gefühl blieb brüchig. Denn eines blieb gleich, das Essen. Es war jeden Tag ein Kampf, ein innerer Krieg, der sich auf meinem Teller spiegelte. Ich kaute und würgte, suchte Ausreden, um aufs Klo zu gehen, versteckte Brotstücke in Servietten oder unter dem Tisch. Manchmal schaffte ich es, sie unbemerkt in

den Mülleimer zu werfen. Doch oft saß ich noch lange allein am Tisch, während alle anderen längst fertig waren. Für eine halbe Scheibe Brot brauchte ich manchmal zwei Stunden. Ich starrte das kalte, weich gewordene Stück an, als wäre es mein Gegner – und ich hatte keine Kraft zum Kämpfen. Das Essen wurde zur täglichen Zerreißprobe. Und oft endete es in Tränen, Ärger oder Stille, die schwerer wog als jedes Wort. Ich konnte nicht erklären, warum es mir so schwerfiel – ich wusste es ja selbst nicht genau. Es war einfach da, diese Unfähigkeit, dieses lähmende Gefühl, dass es falsch war, zu essen. Vielleicht, weil ich damals so oft ohne essen sein musste. Einmal war es so schlimm, dass meine Mutter, nachdem sie Essensreste fand, meine Lieblingspuppe und meinen Teddy zerstörte. Sie riss ihnen den Kopf ab und warf sie in den Müll und dazu bekam ich eine Tracht Prügel mit dem ersten Teil was sie in die Hand bekam, ihren Holzlatschen.

Auch nachts schlichen sich die alten Schatten wieder an. Die Geräusche des Hauses – ein knarrender Balken, das Ticken der Uhr, ein Tropfen im Waschbecken – all das konnte mir den Schlaf rauben. Ich schlief oft mit offenen Augen, bereit, mich zu verstecken, auch wenn es keinen Grund mehr gab. Die Angst wohnte noch immer in meinem Körper. Sie hatte sich dort eingenistet wie ein ungeladener Gast, der einfach nicht gehen wollte. So vergingen die Wochen. Ich lernte langsam, mich in dieser neuen Welt zurechtzufinden – zwischen Vertrautem und Fremdem, zwischen Spielen im Hof und der ständigen Angst, etwas falsch zu machen.

Und dann kam der nächste Schritt, von dem alle sagten, er sei etwas Besonderes: die Schule. Ich war neugierig. Und gleichzeitig voller Furcht. Denn ich wusste nicht, was mich dort erwarten würde – nur, dass ich irgendwie anders war als die anderen.

Meine Schulzeit

1976 war das Jahr, in dem ich in die Schule kam. Ein Moment, auf den alle Kinder stolz sein sollen, aber für mich fühlte er sich fremd an. Ich war jetzt sieben Jahre alt, und als der Tag meiner Einschulung kam, spürte ich eine eigenartige Mischung aus Aufregung und Unbehagen. Meine Mutter hatte mir ein wunderschönes, neues Kleid angezogen und in der Hand hielt ich eine bunte Schultüte, randvoll mit Buntstiften, einer kleinen Kreidetafel und Süßigkeiten. An diesem Tag durfte ich alles naschen, ohne dass mich jemand ermahnte, alles aufzuessen. Diese Freiheit war wie ein kleiner Triumph für mich.

Die Schule war groß und kühl. Das grüne, schmiedeeiserne Tor schien unüberwindbar, als ich es durchschritt. Drinnen lagen die Flure weit und leer, der Geruch von altem Stein und Reinigungsmittel hing in der Luft, so scharf, dass es fast in den Augen brannte. Die Treppenstufen aus Marmor waren so glatt und glänzend, dass ich mich fest am Geländer hielt, als ich zum ersten Mal in den Klassenraum hinaufging. Ich erinnere mich an das Kratzen der Kreide auf der Tafel, an die ersten Worte meiner Lehrerin und daran, wie mein Herz bei jedem ihrer Schritte auf dem Linoleumboden schneller schlug. Alles war fremd und neu, die anderen Kinder, die leise Gespräche, das Summen und Kichern, als ich versuchte, mich unauffällig hinzusetzen. Die Pausen waren eine andere Welt. Der Schulhof war in zwei Bereiche aufgeteilt, einen kleinen für die Jüngeren und einen großen für die Älteren. Doch egal, wo ich stand, ich fühlte mich verloren. Ich beobachtete, wie die anderen Kinder miteinander lachten, ihre Spiele spielten, und ich stand oft am Rand, den kalten Beton unter meinen Füßen.

Manchmal drängten sich die anderen an mir vorbei, als wäre ich gar nicht da. Niemand fragte mich, ob ich mitspielen wollte, und ich fand den Mut nicht, es selbst zu tun. Meine Lehrerin wusste von meiner Adoption, da meine Eltern sie aufgeklärt hatten und ihr sagten das ich nichts kann und sehr schwierig wäre. So fühlte ich mich noch mehr wie ein Problem, das sich am liebsten verstecken wollte.

Zu Hause wurde das Leben auch nicht einfacher. Meine Eltern waren besorgt, dass ich in der Schule nicht „gut genug“ war und entschieden, dass ich an Nachmittagsaktivitäten teilnehmen sollte: Flötenunterricht und Turnen. Sie hofften, dass es mir helfen würde, doch das war nicht der Fall. Bald begann ich, einfach nicht mehr hinzugehen. Stattdessen lief ich ziellos durch die Straßen und dachte daran, wie es wäre, woanders zu sein, jemand anderes zu sein. Doch meine Eltern fanden es schnell heraus. Sie sagten mir, dass ich, wenn ich nicht zur Schule oder zum Unterricht wollte, auch nirgendwo anders hingehen dürfe. So blieb ich allein und die wenigen Freundschaften, die ich hatte, verblassten mit der Zeit. Es gab keine Einladungen mehr zu Geburtstagen oder Spielverabredungen, und wenn ich gefragt wurde, warum ich nicht durfte, wusste ich oft selbst keine Antwort. Die anderen Kinder begannen, mich zu meiden; sie fanden mich seltsam, und ich begann, mich selbst so zu sehen. Ein Ort jedoch blieb ein kleiner Zufluchtsort: das Priesterseminar, in dem meine Mutter arbeitete. Manchmal, wenn ich krank war und nicht zur Schule gehen konnte, durfte ich sie begleiten. Dort schien die Luft leichter, die Ordensschwwestern und Angestellten lächelten mir freundlich zu und schenkten mir Pfefferminztee oder Süßigkeiten. Es war, als könnte ich dort einen Moment lang vergessen, wer ich war, die stille, traurige „schwierige“ Schülerin und einfach nur das Kind sein, das man für einen Tag willkommen hieß.

Doch bei den Verwandten meines Vaters war es ganz anders. Dort spürte ich eine Kälte, die wie ein Schatten auf mir lag. Sie sahen mich nicht als Teil ihrer Familie, und ich fühlte mich dort wie eine Fremde. Meine Eltern erzählten oft von meinen Schwierigkeiten, als wäre ich eine Aufgabe, die sie nicht lösen konnten. „Verdorben“ sei ich, weil ich schlechte Gene geerbt hätte, hörte ich sie manchmal sagen. Es war, als hätten sie mich bereits aufgegeben, bevor ich überhaupt eine Chance hatte, sie zu überzeugen.

Heinz – Günther

An den Nachmittagen besuchte ich die Kindertagesstätte. Die Nachmittage in der Kindertagesstätte waren für mich eine Art Zuflucht, ein Moment des Ankommens und der Ruhe inmitten einer oft chaotischen Welt. Dort konnte ich meine Hausaufgaben machen und dann hinaus auf den Hof gehen, der nebenan an das Herz-Jesu-Kinderheim grenzte. Es war ein offener Platz mit ein paar Bäumen und einer alten, knarrenden Schaukel, die mehr Staub als Farbe auf dem Metall hatte. Ich beobachtete die Kinder im Heim, meist aus der Ferne, und wie so oft blieb ich still und zog mich eher zurück, während die anderen spielten. Doch dann kam der Tag, an dem ich Heinz-Günther begegnete.

Er war wie ein plötzlicher Lichtstrahl in einem verhangenen Himmel, und seine Anwesenheit veränderte alles. Heinz-Günther war kein stilles, schüchternes Kind wie ich, im Gegenteil, er sprühte vor Energie und hatte eine unbändige Lebensfreude, die ihn wie einen Magneten auf andere wirken ließ. Wo er auftauchte, schien die Stimmung leichter zu werden, und sein strahlendes Lachen hallte über den Hof, ein klarer, heller Klang, der selbst die knarrenden Schaukeln und die steinigen Wege mit Wärme erfüllte. Er war voller Humor und Witz, immer mit einem Scherz auf den Lippen, der mich zum Lachen brachte, auch wenn ich anfangs noch zurückhaltend war. Aber Heinz-Günther hatte dieses Talent, Barrieren abzubauen, einfach, indem er war, wie er war, lebhaft, witzig und mit einem offenen Herzen, das bereit war, Freundschaften zu schließen.

Bald fand ich mich neben ihm auf dem Hof wieder, seine Späße und seine fröhliche Art ließen meine Unsicherheiten verblassen. Er nahm mich mit in seine Welt, wo alles ein

wenig leichter schien und selbst die Schatten heller wirkten. Zusammen liefen wir umher, spielten und erfanden Fantasiewelten, die nur uns gehörten. Mit ihm an meiner Seite fühlte ich mich gesehen, ja fast mutig, als könnte ich die Welt genauso annehmen, wie sie war, ohne immer in der Angst zu leben, anders zu sein. Nach kurzer Zeit begann Heinz-Günther, uns auch zuhause zu besuchen, und für mich war das, als würde ein Stück dieser neu gewonnenen Freude in unser Haus einziehen. Er kam an den Nachmittagen, brachte das Lachen und die Leichtigkeit mit sich, und meine Eltern mochten ihn sofort. Er passte einfach dazu, als hätte er schon immer dazugehört. Ein besonderer Tag war der, an dem mein Vater ihm eine neue Carrerabahn schenkte. Der Geruch von frischem Plastik und Gummi erfüllte das Wohnzimmer, und Heinz-Günther und ich saßen auf dem Teppich vor den kleinen, glänzenden Autos, die in ihren Bahnen rasten. Jeder Moment war erfüllt von dem Surren der Bahn und unserem Lachen – einem warmen, lebendigen Klang, der den Raum erfüllte und für mich wie ein kleiner Zauber war. Manchmal stellten uns vor, dass wir selbst in diesen Autos saßen, dass wir schnell und frei fuhren, ohne Grenzen, ohne die Last des Alltags. Wir spielten stundenlang, verloren uns in diesen kleinen Rennen. Heinz-Günther hatte einen Ehrgeiz, der mich anspornte, und seine Scherze und neckenden Kommentare ließen mich selbst den Wettbewerb genießen. Er lachte über meinen unerbittlichen Wunsch, jedes Rennen zu gewinnen, und ich lachte über seine ungeschickten Versuche, die schwierigsten Kurven zu nehmen, bis er den Dreh raushatte. Es war, als würde uns jedes Rennen ein wenig näher zusammenbringen, als würde uns die Bahn verbinden, dieses stille Versprechen, füreinander da zu sein.

Nach und nach wurde Heinz-Günther zu einem festen Teil unseres Alltags. Für meine Eltern war es bald

selbstverständlich, dass er nach der Schule bei uns war, und es kam sogar der Gedanke auf, ihn ganz in unsere Familie aufzunehmen. An einem Nachmittag saß er auf dem Sofa, und mein Vater fragte ihn ganz direkt, ob er sich vorstellen könnte, für immer bei uns zu bleiben. Heinz-Günther schien kurz überrascht, dann breitete sich ein Lächeln über das ganze Gesicht aus. Und für einen Moment konnte ich die Freude kaum fassen, die Vorstellung, ihn als meinen Bruder zu haben, diesen Jungen, der für mich mehr als nur ein Freund war, erfüllte mich mit einem Glück, das ich nicht in Worte fassen konnte.

Die Nachmittage, die Heinz Günter und ich miteinander verbrachten, waren kleine Abenteuer für sich. Wenn er bei uns war, schien jeder Winkel des Hauses voller Geheimnisse und Entdeckungen, die nur darauf warteten, von uns erkundet zu werden. Einer dieser Nachmittage begann wie jeder andere, doch wir hatten uns vorgenommen, alles zu erforschen. Wir fanden die Schränke mit den Putzmitteln, und in kindlicher Neugier räumten wir sie alle aus. Eifrig kippten wir die bunten Flüssigkeiten und weißen Pulver in die Toilette und beobachteten, wie sich alles vermischte und aufschäumte. Für uns war das eine Art geheime Magie, ein Spiel, das nur wir verstanden. Doch die Neugier endete nicht dort, denn das Kinderzimmer wurde zu einem Versteck Spielplatz. Wir entdeckten bald den Kleiderschrank und Heinz Günter drängelte sich hinein und ich quetschte mich neben ihm, wir kicherten, während wir versuchten, ruhig zu bleiben, damit uns niemand hörte. Doch dann hörten wir das Knacken von Holz, ein lautes Knirschen, und plötzlich gab der Schrank unter unserem Gewicht nach und kippte. Kleidung und Regalbretter stürzten um uns herum, und wir standen inmitten des Chaos. Das Knallen und der Lärm brachten meine Eltern ins Zimmer. Ihre Gesichter spiegelten Wut und Entsetzen, und Heinz Günther wurde nach Hause geschickt. Es dauerte nicht lange, bis ich für unser

Spiel zur Rechenschaft gezogen wurde. Meine Mutter griff nach der Fliegenklatsche und schlug damit auf mich ein, ein Hieb nach dem anderen, die brennenden Schmerzen verteilten sich über meinen Rücken, die Beine und die Arme. Es war ein Moment, der mich gleichzeitig mit Angst und Scham erfüllte, ein Gefühl, dass sich wie eine eisige Kälte in meinem Inneren festsetzte.

Und plötzlich war er weg

In den folgenden Tagen konnte ich die blauen Flecken auf meinem Körper sehen, die stillen Erinnerungen an diesem Nachmittag und das Spiel, das uns zu weit geführt hatte. Die Flecken schimmerten in verschiedenen Farben ein verblichenes Blau, ein tiefes Violett, das langsam wich - doch das Gefühl blieb aus, als Mischung aus Schmerz, Wut, im Stillen verzweifelten Wunsch, dass jemand verstehen würde, dass wir uns nichts Böses dabei gedacht hatten. Nach diesem Erlebnis wurden die Besuche von Heinz - Günther weniger und eines Tages, ohne jede Vorwarnung, hörten seine Besuche plötzlich auf. Es war wie ein plötzlicher Riss in meinem Alltag. Der erste Nachmittag, an dem er nicht kam, dachte ich, es sei etwas Unerwartetes dazwischengekommen. Vielleicht war er krank oder hatte Ärger im Heim. Doch die Tage vergingen, eine ganze Woche zog ins Land, und niemand konnte mir sagen, was passiert war. Es war, als hätte er sich in Luft aufgelöst, ohne eine Spur, ohne ein einziges Wort des Abschieds. Jeden Nachmittag lief ich zur Tür, lauschte den Schritten draußen, hoffte, das vertraute Klopfen zu hören, das nie kam. Es war eine Kälte, die sich mit jedem Tag ein wenig mehr in mein Herz schlich, als hätte jemand einen Schatten über meine Freude geworfen. Ich fragte meine Eltern, ob sie wüssten, was mit ihm passiert sei, doch sie zuckten nur die Schultern und meinten, er sei wohl einfach weitergezogen. Für sie war er ein netter Gast gewesen, ein Freund, doch für mich war er mehr als das, er war mein Bruder geworden, mein Gefährte in einer Welt, die oft so unnahbar wirkte.

Die Carrerabahn stand nun still und verlassen im Wohnzimmer, ein stummer Zeuge all der Momente, die wir geteilt hatten. Jedes Mal, wenn ich daran vorbeiging, schnürte sich

mein Herz ein wenig mehr zusammen, und der Anblick dieser stillen Autos, die einst unser kleines Universum bevölkert hatten, tat weh. Es fehlte das Surren, das Lachen, das kleine Schmunzeln, das er mir jedes Mal schenkte, wenn er mir das Rennen überließ.

Die Zeit verging, und doch blieb die Sehnsucht, das leise Hoffen, dass er eines Tages wieder an der Tür stehen würde. Doch dieser Tag kam nie. Jahre später, als ich schon erwachsen war, verstand ich schließlich, dass sein Verschwinden nichts mit mir zu tun hatte, dass es Umstände waren, die außerhalb unserer Kontrolle lagen. Aber das Kind, das ich damals war, konnte das nicht begreifen. Für mich fühlte es sich an, als sei ich nicht genug gewesen, als hätte ich ihn irgendwie vertrieben. Heinz-Günther war für mich mehr als nur ein Freund. Er war mein erster, echter Verbündeter, der erste, mit dem ich die Welt wirklich teilen konnte.

Meine neue Schwester

Dann traf ich Bärbel, alle nannten sie Babsi und auch sie war ein Kind aus dem Kinderheim.

Die Tage, an denen Babsi und ich uns im Hof des Kinderheims trafen, waren wie leuchtende Inseln in einem sonst eher ruhigen Meer. Wir spielten nach der Schule draußen, barfuß über den Kies, bis die Abenddämmerung uns nach Hause rief. Babsi zeigte mir jede Ecke des Kinderheims, und ich begann die Erzieher, die anderen Kinder, und selbst die vertrauten Geräusche und Gerüche zu kennen. Das Kinderheim wurde zu einer Art Zufluchtsort, einer sicheren Umgebung, in der alles eine warme, beständige Ordnung hatte.

Unsere Freundschaft vertiefte sich, und bald hatten wir die Idee, dass Babsi vielleicht sogar bei uns wohnen könnte. Wir schmiedeten Pläne, als wären wir geheime Architekten einer neuen Welt, malten uns aus, wie es wäre, eine Schwester zu haben. Die Idee wuchs in uns, bis wir schließlich fragten, ob es möglich sei, dass Babsi zu uns ziehen durfte. Nach einer Weile und einigen Wochenenden, die sie bei uns verbrachte, wurde es offiziell: Babsi durfte dauerhaft bei uns bleiben, erst zur Pflege und dann durch eine Adoption.

Anfangs war es, als würde ein Traum Wirklichkeit werden. Unser Zuhause füllte sich mit Lachen und kleinen Geheimnissen, die wir im Dunkeln flüsterten. Die Freude, die ich fühlte, war wie ein warmes Kribbeln, das mich oft in den Schlaf begleitete. Babsi und ich waren Verbündete, Schwestern, zusammen gegen eine Welt, die uns oft wie ein fremder Ort erschien. Für uns war diese Welt voller Abenteuer und Geheimnisse, die nur wir beide kannten. Dann kam der Dezember, und das Weihnachtsfest rückte näher. Die Luft war kalt, und die Straßen waren von Tannenduft und einem Hauch von Schnee

erfüllt. Babsi und ich waren aufgeregt, weil wir den Tannenbaum schmücken durften. Unser Vater brachte am Tag vor Heiligabend den Baum ins Wohnzimmer, ein großer, schwerer Baum, dessen Äste nach Wald rochen und den ganzen Raum mit dem würzigen Geruch erfüllten. Er stellte den Baum auf, befestigte eine Lichterkette und öffnete eine Flasche Weizenkorn. Der bittere Geruch des Alkohols mischte sich mit dem Duft des Baumes, ein stechender Kontrast, der alles zu überdecken schien. Nach und nach verschwand er in seinem Rausch, und bald waren wir vergessen. Wir hatten den Baum ganz für uns. Mit einem Karton voller glitzernder Kugeln, Engel und Lametta schmückten wir den Baum in kindlicher Begeisterung. Das Lametta hing nur auf einer Seite, und die Kugeln schimmerten ungleichmäßig, für uns aber war der Baum perfekt. Als wir die Baumspitze schmücken wollten, riefen wir unseren Vater, doch als er ins Zimmer taumelte, kippte der Baum plötzlich um. Das laute Klirren der Kugeln auf dem Boden ließ uns zusammensucken. Der Baum lag vor uns, die zerbrochenen Kugeln verstreut. In dieser Stille konnte ich das Rumpeln in der Brust spüren, das mir sagte, dass wir Ärger bekommen würden. Wortlos schickte er uns zur Strafe ins Bett, und das Gefühl der Enttäuschung legte sich wie eine schwere Decke über den Abend.

Am Heiligabend selbst stand der Baum, festlich geschmückt und aufgerichtet, im Wohnzimmer. Die Kerzen warfen ein warmes Licht auf die Wände, und für einen Moment schien alles in Frieden zu sein. Doch das Ritual begann: Der Alkohol floss wie gewohnt, und unser Vater verlor sich immer mehr in seiner betrunkenen Stimmung. Bis zur Bescherung mussten wir uns zurückhalten, geduldig dasitzen und beten. Die Luft war schwer von Weihrauch und dem vertrauten, stechenden Geruch des Alkohols, der wie ein ungebetener Gast in unserem Zuhause schwebte.

In den folgenden Monaten wurden diese Abende immer lauter und chaotischer. Es kamen fremde Menschen zu Besuch, Obdachlose, die am Bahnhof schliefen, wie man uns sagte. Wir sollten ihnen helfen, was bedeutete, dass das Haus voller Stimmen und Gelächter war, bis spät in die Nacht hinein. Für Babsi und mich wurde es bald zur Gewohnheit, leise und unauffällig zu sein, wenn Besuch da war. Oft schickte man uns los, um Bier und Korn zu holen, es war, als gehörten wir zu diesem seltsamen, brodelnden Treiben, doch nur am Rande.

Die Geräusche dieser Nächte, das Klirren der Flaschen, das Lachen, das Brüllen meines Vaters, drangen wie ein unaufhörliches Pochen durch die Wände unseres Zimmers. Unsere Welt begann sich zu verändern, und bald mussten wir unsere Zimmer aufgeben, um Platz für die Gäste zu machen. Wir zogen zusammen in ein einziges Zimmer, wo wir uns gegenseitig trösteten und stumm auf bessere Tage hofften.

Eines Nachmittags, als ich von der Schule nach Hause kam, suchte ich meine Mutter in der Küche. Die Sonne brannte draußen, und ich war durstig, doch als ich die Küche betrat, erstarrte ich. Sie kniete vor einem Schrank und putzte, und als ich näherkam, sah ich Blut an ihren Beinen, das in dünnen Linien ihre Haut hinab lief. Ein stechender Geruch lag in der Luft, eine Mischung aus Metall und Putzmittel, die sich mir in die Nase brannte. Ich fragte sie, was passiert sei, und sie antwortete nur, dass so etwas Frauen manchmal passiere. Die Worte blieben wie ein Rätsel in mir hängen, unverständlich und doch unheimlich. Später an diesem Tag kam mein Vater früher nach Hause und brachte sie ins Krankenhaus.

Als er abends zurückkam, war er so betrunken, dass seine Worte kaum verständlich waren. „Eure Mutter wird sterben, weil ihr sie aufgeregt habt!“ lallte er, und seine Augen, trüb und leer, richteten sich auf mich mit einer Kälte, die mich

frösteln ließ. Diese Worte bohrten sich tief in mein Herz, und die Schuld und Angst wuchsen wie ein Schatten in mir, ein Gefühl, das ich nicht erklären konnte, das mich aber erdrückte.

Als meine Mutter schließlich wieder nach Hause kam, war sie verändert. Das Thema wurde nie wieder angesprochen, aber die Spannung, die Stille, die immer in der Luft lag, war wie eine schwere Last, die uns alle niederdrückte. Ich begann, mich immer mehr zurückzuziehen, jede Mahlzeit wurde zur Prüfung. Während wir am Tisch saßen, wagte ich kaum zu träumen, meine Gedanken abzuschweifen, denn ich wusste, dass ein unaufmerksamer Moment reichen würde, um ihren Zorn zu wecken. Manchmal trafen mich Tritte gegen das Schienbein, wenn sie bemerkte, dass ich mit meinem Blick ins Leere ging.

Meine Brille, die ich aufgrund einer Sehschwäche trug, war oft das Ziel ihrer Wut. Wenn ich müde wurde, wanderte mein rechtes Auge nach außen, ein Reflex, den ich nicht kontrollieren konnte. Doch jedes Mal, wenn das passierte, sah ich ihren Blick, die gerunzelte Stirn und den leichten Schimmer von Ärger, der sich dann in einem Tritt entlud. Die Berührung des Leders ihrer Schuhe auf meiner Haut, der dumpfe Schmerz, der sich in mein Bein bohrte, alles machte mich still und kalt. Ich wagte nicht zu weinen, denn Tränen brachten nur mehr Strafe. Wenn ich es doch nicht unterdrücken konnte, holte sie den Kochlöffel, schrie mich an mit den Worten: „Du Satansbraten, wenn du meinst das du einen Grund zum Heulen hast, dann gebe ich dir jetzt einen!“ Das Brennen der Schläge zog sich wie ein stummer Schrei über meine Haut. Das Essen schmeckte mir nicht mehr. Jeder Bissen war begleitet von dem metallischen Geschmack der Angst, die in meinem Mund bitter und scharf wurde. Ich lernte, still zu sein, zu essen ohne ein Wort, die Gabel festzuhalten und mich in meinen Gedanken

zu vergraben, ohne zu träumen. Unser Zuhause wurde zu einem Ort, den ich in der Stille durchwanderte.

Ein Stempel auf der Stirn

Im Jahr 1979 stand mein Grundschulabschluss kurz bevor, doch meine schulischen Leistungen waren mäßig, und so fiel die Wahl auf die Hauptschule. Der erste Schultag brannte sich in mein Gedächtnis. Ein Vormittag war für ein Kennenlernen angesetzt. Eltern und Schüler kamen zusammen, um Fragen zu klären und Informationen auszutauschen. Mein Vater nutzte die Gelegenheit, um meinem neuen Lehrer mitzuteilen: „Passen Sie gut auf sie auf. Sie ist faul, bössartig, hinterhältig und verlogen.“

Der Lehrer blickte meinen Vater überrascht an und fragte nach: „Könnten Sie mir das genauer erklären?“ „Ja,“ antwortete mein Vater kühl. „Sie ist adoptiert und einfach schwer erziehbar.“

In diesem Augenblick wurde mir auf schmerzhaft Weise klar, dass sie die Entscheidung zur Adoption bereuten. Mein Drang, mich anzustrengen, verblasste, welchen Sinn hatte es noch, wenn sie nicht einmal Erwartungen an mich hatten? Die Situation verschlimmerte sich. Schlechte Noten verschwanden in einem meiner Verstecke, und jedes Mal, wenn sie entdeckt wurden, hagelte es Strafen. Man nannte mich faul und unehrlich, der Name „Satansbraten“ war jetzt ein tägliches Anhängsel. Eines Morgens gab mir mein Vater ein Heft und forderte mich auf, meine Fehler aufzuschreiben, um sie nicht zu wiederholen. Immer wieder schrieb ich Sätze wie „Ich darf nicht lügen und muss meine Aufgaben machen“. Diese Pflicht ließ mich wütend werden; ich begann, Sachen zu werfen und kaputt zu machen. Jeden Morgen wachte ich mit der Überzeugung auf, dass auch dieser Tag schlecht verlaufen würde. In der Schule blieben meine Noten schwach, und Freunde fand ich keine. Immer wieder hörte ich, wie schlecht ich sei,

während Babsi, die alles perfekt machte, ein Vorbild für mich darstellen sollte. Eines Tages kam ich mit einer guten Mathe-
note nach Hause und konnte es kaum erwarten, meine Eltern zu beeindrucken. Mit strahlenden Augen trat ich ins Wohnzimmer und sagte: „Mama, ich habe eine gute Note in Mathe bekommen!“ Doch meine Mutter sah nicht einmal auf. Sie war damit beschäftigt, altes Geschirr auszusortieren. Nach einem Moment sagte sie, ohne mich anzuschauen: „Wenn du schon da bist, warum zerschlägst du die Teller nicht um ein paar Aggressionen abzubauen?“ Ich zögerte, unsicher, ob das ernst gemeint war. „Soll ich wirklich?“, fragte ich leise. „Ja, los. Was zögerst du?“, entgegnete sie kalt und deutete auf einen Stapel Teller. „Mach’s ordentlich, das alte Zeug muss sowieso weg.“

Zögernd nahm ich den ersten Teller und ließ ihn auf den Boden fallen. Das Porzellan zerbrach mit einem lauten Knall. Irgendetwas in mir fühlte sich merkwürdig dabei an, doch ich nahm den nächsten Teller und zerschlug auch ihn. Als ich fertig war und mich langsam aufrichtete, um sie anzuschauen, bemerkte ich ihren Blick, ein bösesartiges Lächeln, das mir durch Mark und Bein ging. „Na, jetzt freust du dich?“ fragte sie, und ihre Stimme war voller Spott. „Du machst dich gut im Zerstören. Pass auf, dass du dich nicht an den Scherben schneidest. Oder soll ich dir auch noch helfen, die Sauerei aufzuräumen?“ Ich spürte, wie meine Angst aufstieg. Ich wollte mich entschuldigen, doch die Worte blieben mir im Hals stecken.

Sie fuhr fort, ihre Stimme vorwurfsvoll und höhnisch. „Du kannst doch nichts richtig machen, selbst mit einer guten Note.“ Mit zitternden Händen begann ich, die Scherben aufzusammeln, während sie mir noch nachrief: „Dass du das auch nur eine Minute lang geglaubt hast, dass du Lob verdienst!“ „Ich habe genug von deinem Verhalten! Jetzt machst du 100 Kniebeugen!“ schrie sie, als Strafe. Ich protestierte verzweifelt, aber es half nichts. Mit einem Kochlöffel in der Hand

überwachte sie jeden Moment meiner Qualen. Erschöpft schaffte ich die Kniebeugen, aber die Strafen waren noch nicht vorbei. Ich musste meine Schularbeiten machen und dazu 100-mal schreiben: „Ich darf nichts verheimlichen.“ Ein Lob für die Mathenote? Fehlanzeige.

Eine neue Freundschaft

Der Winter kam, und es war an der Zeit, eine Winterjacke zu kaufen. Alle meine Mitschüler hatten dicke Steppjacken, und ich fragte nach einer ähnlichen. Meine Mutter jedoch entgegnete nur, dass ich nicht wie die anderen sein müsse und keine teure Jacke bräuchte, da ich sie ohnehin nur ruinieren würde. Also machten wir uns auf den Weg in die Stadt. Die Straßen waren beleuchtet, Weihnachtssterne schmückten die Laternen, und ich hoffte insgeheim, dass es bald schneien würde. Doch die Vorfreude verflog bald.

Im Laden für Kinderkleidung erblickte ich schicke Jeanshosen, doch für mich kamen nur robuste Kordhosen in Frage. Ich erwähnte, dass ich in der Schule wegen meiner Kleidung ausgelacht wurde, aber meine Mutter meinte bloß: „Dann hör einfach nicht hin.“ Schließlich fand sie eine lila Winterjacke mit Pinguinen auf Schlitten und schneebedeckten Motiven. Sie war mir zu groß, aber meine Mutter meinte, ich würde schon noch reinwachsen. Gelbe Gummistiefel und spezielle Socken kamen noch dazu, aber Winterstiefel durfte ich nicht haben. Enttäuscht kehrte ich heim und versuchte, nicht undankbar zu wirken, doch ich sehnte mich danach, so schick zu sein wie meine Mitschüler. Am nächsten Morgen stand ich früh auf, um pünktlich zur Schule zu kommen. Der Schulweg dauerte eine halbe Stunde, und ich kam meist knapp vor dem Klingeln an. In der Aula bemerkte ein Mädchen meine neue Jacke. „Oh, meine kleine Schwester hat die gleiche!“ sagte sie und brach in Lachen aus, während die anderen mit einstimmten. Ich fühlte mich ausgelacht, vermied es, den Blick zu heben, und stand in den Pausen allein auf dem Schulhof. So verging Tag um Tag, und ich fühlte mich erleichtert, wenn die Schule endlich vorbei war. Eines Morgens stellte der Direktor ein neues Mädchen

vor. Sie hieß Tamara und setzte sich an den freien Platz neben mir. Schüchtern sagte sie „Hallo“, und ich erwiderte ihren Gruß, überzeugt, dass sie mich bald wie alle anderen ignorieren würde. Doch Tamara schien genauso verloren wie ich und kam in der Pause zu mir. „Bist du immer allein?“ fragte sie mich. „Ja,“ antwortete ich leise. „Dann sind wir jetzt Freunde,“ entschied sie, und als wir gemeinsam über den Schulhof liefen, fühlte ich mich endlich einmal nicht mehr allein. An diesem Nachmittag kam ich freudig nach Hause, doch die Freude hielt nicht lange an. Kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, hielt meine Mutter mir einen zerknitterten Zettel vor die Nase. „Was ist das?“ fragte sie schneidend. „Hast du irgendetwas zu erklären?“ Mein Herz begann schneller zu schlagen und ich fing innerlich an zu beben, als ich erkannte, was sie gefunden hatte. Eine Nachricht von meinem Lehrer, dass die Hausaufgaben unvollständig waren. Mir fehlten die Worte. Schließlich stammelte ich: „Ich...ich konnte die Aufgaben nicht verstehen und wagte nicht sie anzusehen.“ „Du konntest die Aufgaben nicht verstehen?“ wiederholte sie höhnisch. „Du bist einfach nur faul! Ein „Satansbraten“, das bist du!“ Ihre Stimme wurde lauter, und die Verachtung darin schnitt wie ein Messer. „Du bist ein „Nichts“ und wirst auch immer eins bleiben!“ „Mama, bitte ...“, begann ich verzweifelt, doch sie ließ mich nicht ausreden.

„Halt die Hand hin!“ befahl sie, und ich sah, wie sie den Kochlöffel in die Hand nahm. Ich zögerte, doch sie packte mein Handgelenk und schlug mit voller Wucht auf meine Handfläche. Der Schmerz war schneidend, und ich schrie auf. Mittlerweile war sie so in Rage, dass es ihr egal war, wohin sie schlug. Ich kroch unter den Küchentisch, doch sie zog mich heraus und schlug erneut zu, diesmal traf sie meinen Mund. Ich spürte wie mein Zahn abbrach und Schmerz und Schock durchzuckten mich. „Du gehst jetzt zum Zahnarzt,“ sagte sie

schließlich kalt, nachdem sie eine Sekunde innehielt. „Und wenn jemand fragt, dann bist du die Treppe heruntergefallen. Verstanden?“, dann schob sie mir einen Stift und ein Heft hin und sagte: „Du schreibst hundertmal ‘Ich darf nicht lügen und muss meine Aufgaben machen’. Kein Wort mehr, und danach machst du deine Hausaufgaben. Freizeit? Vergiss es!“ Als ich beim Zahnarzt ankam, sah er mich mit einem prüfenden Blick an. „Was ist denn da passiert?“, fragte er, seine Stimme besorgt, während sein Blick über mein geschwollenes Gesicht und den abgebrochenen Zahn glitt. Leise murmelte ich, ohne ihm direkt in die Augen zu sehen: „Ich... ich bin die Treppe hinuntergefallen.“ Der Zahnarzt hielt kurz inne, und es schien, als würde er mich länger als nötig mustern. „Die Treppe, ja?“, wiederholte er langsam, sein Blick forschend. Ich nickte hastig und sah zu Boden, die Hände fest ineinander verschlungen, um das Zittern zu verbergen. „Hm,“ machte er, als ob er etwas sagen wollte, doch dann nickte er nur und führte mich schweigend zum Behandlungstuhl. Der Raum war erfüllt von einem bedrückenden Schweigen, während er seine Arbeit begann.

Als ich zurückkam, war der Schmerz in meinem Gesicht kaum abgeklungen, doch ich tat, wie sie es befahl. Während ich die Sätze wieder und wieder aufschrieb, fühlte ich, wie jede Freude aus meinem inneren wich. Am nächsten Morgen freute ich mich auf die Schule, wo Tamara auf mich wartete. Sie war mein Licht in dieser dunklen Zeit. Im Sportunterricht bemerkte sie die Striemen an meinem Körper und fragte, was geschehen sei. Beschämt erzählte ich ihr die Wahrheit und befürchtete, sie würde sich abwenden. Doch sie hörte zu und schlug vor, Hilfe zu holen oder wegzulaufen. „Das macht es nur schlimmer,“ erwiderte ich. „Niemand würde mir glauben.“ Und ich erzählte ihr von den Besuchen des Jugendamtes, die mich einfach wieder meinen Eltern überließen. In diesen

Tagen war ich dankbar, Tamara an meiner Seite zu haben, auch wenn mir klar war, dass meine Lage aussichtslos war. Am Wochenende wurde die Hausarbeit aufgeteilt, und ich war fürs Bad zuständig. Nach meiner Arbeit kam mein Vater zur Kontrolle. „Das nennst du sauber?“ Er packte mich und drängte mich zum WC. „Steck deine Hand da rein!“ befahl er. „Aber ich habe die Bürste benutzt,“ protestierte ich. „Tu es, bevor ich die Geduld verliere!“ brüllte er. Ich versuchte, mich zu wehren, doch er war unerbittlich. Er riss mir die Hose herunter, zog seinen Gürtel und schlug mich zehnmal, jeden Schlag zählend. „Daran wirst du dich in Zukunft erinnern!“ sagte er kalt. In dieser Nacht lag ich weinend im Bett und fasste den Entschluss, am nächsten Tag fortzulaufen.

Am nächsten Morgen ging ich zur Schule, doch mein Magen schmerzte bereits. Ich wollte keine Schläge mehr, keine Schreie und keine Bestrafungen, ich wollte einfach nur weg, weit weg von allem, was mir Angst machte. Die Idee, fortzulaufen, begann als leises Flüstern in meinem Kopf, das sich über die Tage zu einem drängenden Gedanken entwickelte. Ich war sicher, dass ich eine Lösung finden musste, und obwohl der Gedanke mich ängstigte, erschien mir die Flucht als einziger Ausweg. Als ich Tamara in der Schule traf, erkannte sie sofort, dass etwas nicht stimmte. „Was ist los?“, fragte sie besorgt und sah mich aufmerksam an. Ich zögerte, doch schließlich platzte es aus mir heraus. „Ich... ich kann das nicht länger aushalten, Tamara. Ich denke darüber nach, wegzulaufen.“

Sie sah mich mit ernster Miene an und nickte schließlich. „Dann habe ich einen Plan,“ sagte sie entschlossen. „In der Nähe unserer Wohnung gibt es eine alte Müllkippe. Dort kannst du dich verstecken. Ich bringe dir etwas zu essen, meine Mutter wird es nicht bemerken.“

Ich zögerte, doch Tamaras Entschlossenheit beruhigte mich ein wenig. Nach der Schule stieg ich mit ihr in den Bus und wir fuhren zu ihrer Haltestelle. Der Schnee lag bereits, und die Kälte kroch durch meine Jacke bis auf die Haut. Ich war mir nicht sicher, ob ich die Nacht draußen überstehen würde, doch ich verdrängte den Gedanken und folgte Tamara zur Müllkippe. Ein hoher Maschendrahtzaun umgab das Gelände, doch wir fanden ein kleines Loch, durch das wir uns hindurchzwängten. Direkt dahinter stand ein verrostetes Schild:

BETRETEN VERBOTEN! ELTERN HAFTEN FÜR IHRE KINDER!

Die Worte verstärkten meine Unruhe. Die Müllkippe war verlassen, trostlos und still, und die Kälte machte sich erbarungslos in meinem Körper breit. Mit besorgtem Blick schaute ich mich um. „Tamara, hier kann ich nicht schlafen... Es ist zu kalt. Ich... ich werde erfrieren.“

„Leg dir Pappe unter,“ schlug sie vor und deutete auf einige herumliegende Kartonreste. „Das hilft ein bisschen gegen die Kälte. Ich bringe dir auch eine Decke. Morgen früh komme ich wieder und wir gehen zusammen zur Schule.“ Ihre Worte klangen mutig, doch in mir wuchs die Angst, als ich sah, wie sie sich zum Gehen wandte. Allein die Vorstellung, in dieser bitterkalten, unwirtlichen Umgebung die Nacht zu verbringen, erfüllte mich mit Panik. Doch ich nickte stumm, unfähig, meine Unsicherheit laut auszusprechen. „Ja... vielleicht hast du recht. Danke, Tamara.“ Sie lächelte kurz und ging dann zurück in Richtung des Zauns, verschwand im Zwielicht der Dämmerung. Sobald sie fort war, umschloss mich die Dunkelheit und Einsamkeit mit einer Wucht, die mich fast zum Zittern brachte. Die Minuten verstrichen langsam, und die Kälte

kroch unbarmherzig durch jede Pappschicht, die ich mir unterlegte. Ich zog die Beine an meinen Körper und vergrub das Gesicht in den Knien, während mir die Tränen übers Gesicht liefen. In meinem Kopf wirbelten Gedanken und Ängste durcheinander. Was, wenn mich niemand fand? Was, wenn ich hier draußen wirklich erfrieren würde? Ich fühlte mich verloren und klein in dieser fremden Umgebung, weit weg von jeglichem Trost, den ich in einem Zuhause finden sollte, aber nie gefunden hatte. Der Abend zog sich in quälender Langsamkeit, und ich konnte das Zittern nicht mehr kontrollieren, als plötzlich Schritte zu hören waren. Ich hob den Kopf und erblickte Tamara, doch neben ihr war eine weitere Person, eine erwachsene Frau. Meine Erleichterung wich schlagartig neuer Angst, als ich sah, dass es ihre Mutter war. Ihr überraschter Gesichtsausdruck verriet, dass sie mich nicht in solch einem Zustand erwartet hatte. „Was machst du hier?“, fragte sie sanft, aber ihre Stimme sehr ernst. „Bist du weggelaufen? Du wirst hier erfrieren. Komm mit, wir wärmen dich auf und essen etwas, dann sehen wir weiter.“

Ich wollte mich erst nicht bewegen, doch ihre Stimme klang so freundlich, dass ich mich langsam erhob und ihnen folgte. Die Kälte hatte sich tief in meine Knochen gefressen, und ich wusste, dass ich keine andere Wahl hatte. Tamara und ihre Mutter führten mich zu ihrer Wohnung, in einer Straße mit roten Mehrfamilienhäusern, umgeben von Verbotsschildern, die den Zugang zu den Grünflächen untersagten.

BETRETEN DER GRÜNFLÄCHEN VERBOTEN!

Im Haus angekommen, betraten wir einen schmalen Flur mit einem Aufzug, doch wir nahmen die Treppe in den zweiten Stock. Die Wohnungstür öffnete sich, und ich trat in einen kleinen Flur mit grauem Teppich. „Geht schon mal ins

Wohnzimmer“, sagte Tamaras Mutter freundlich. „Ich mache euch schnell etwas zu essen.“ Im Wohnzimmer ließ ich mich vorsichtig auf die Kante des Sofas sinken. Meine Angst mischte sich mit einem seltsamen Gefühl der Erleichterung, ich war warm, geschützt. Der Raum wirkte gemütlich und geborgen, mit einem großen weißen Schrank, einem Fernseher und einem Sofa voller Kissen.

Kurz darauf kam Tamaras Mutter mit zwei Tellern Gemüsesuppe herein. „Hier, iss etwas. Wenn du die Suppe nicht magst, mache ich dir gerne ein Brot.“ Ungläubig sah ich sie an. „Darf Tamara wirklich essen, was sie möchte?“ fragte ich leise, unfähig zu glauben, dass hier so etwas wie Wahlfreiheit herrschen könnte. „Natürlich,“ sagte sie sanft und lächelte. „Iss so viel du magst.“

Hungrig und überwältigt von ihren freundlichen Worten begann ich zu essen. Die Suppe war warm und schmeckte besser, als ich es mir je vorgestellt hatte. Gemüse, das normalerweise kaum schmeckte, hatte hier eine beruhigende Wirkung. Während ich aß, spürte ich, wie die Kälte langsam aus meinem Körper wich. Als ich fertig war, stellte Tamaras Mutter mir eine Frage, die mich erneut erschreckte: „Was machen wir jetzt mit dir? Du kannst nicht einfach so weglaufen. Es ist kalt und schnell dunkel draußen. Ich sollte deine Eltern anrufen, damit sie wissen, dass du hier bist.“ Panik ergriff mich, und meine Stimme brach, als ich sie flehend ansah. „Ich kann nicht nach Hause... Sie werden wütend sein... Das geht nicht, bitte!“

Sie seufzte und setzte sich neben mich. „Ich verstehe,“ sagte sie sanft und legte mir eine Hand auf die Schulter. „Wir machen das so: Vielleicht darfst du hier übernachten und morgen bringe ich euch beide zur Schule. Ich werde mit deinen Eltern sprechen und ihnen sagen, dass du nur mit Tamara nach Hause gekommen bist.“ Ungläubig starrte ich sie an. Es war,

als würde sie meine Bitte wirklich ernst nehmen. Trotzdem blieb die Angst tief in mir, dass alles schiefgehen würde, dass sie mit meinen Eltern reden und alles nur noch schlimmer werden würde. Doch sie schickte uns in Tamaras Zimmer und sagte, wir sollten spielen, während sie telefonierte. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie zurückkam. Als sie schließlich an die Tür klopfte und mit einem freundlichen Lächeln sagte: „Du darfst hier schlafen. Ich habe deinen Eltern nur erzählt, dass du mit Tamara nach Hause gekommen bist. Sie haben sich Sorgen gemacht, aber meinten, es sei kein Problem.“ Erleichterung durchflutete mich, doch ein Rest Zweifel blieb. Tamaras Mutter bemerkte mein Zögern und fragte vorsichtig: „Möchtest du über deine Angst sprechen? Es scheint, als wäre da etwas, das dich bedrückt.“

Ich schüttelte stumm den Kopf. In mir wüteten widersprüchliche Gefühle, ich spürte das Bedürfnis, alles loszuwerden, doch die Stimme in meinem Kopf warnte mich davor, zu viel zu erzählen. Niemand würde mir glauben, das hatte ich schon oft erfahren.

In dieser Nacht schlief ich ruhig und spürte die Wärme der Decke und des kleinen Zimmers, das anders war als jedes zuhause, das ich gekannt hatte. Ich versuchte, nicht an den nächsten Tag zu denken, sondern ließ mich von diesem kurzen Gefühl der Geborgenheit tragen. Am nächsten Morgen wurden wir liebevoll mit heißem Kakao und Nutella Brötchen geweckt. Ich sagte zu Tamara: „Du hast eine nette Mama, ich wünschte, ich hätte es auch so schön wie du.“ „Wenn du magst, kannst du uns immer besuchen und nach der Schule mit zu mir kommen,“ antwortete sie. Als ich am nächsten Tag nach Hause kam, erwartete ich ein großes Donnerwetter. Die Angst nagte an mir, ließ mich innerlich beben, und ich überlegte fieberhaft, welche Ausrede ich verwenden könnte, um zu erklären, warum ich nicht direkt nach der Schule nach Hause

gegangen war. Meine Schritte wurden langsamer, je näher ich kam, und mein Herz klopfte so laut, dass ich befürchtete, es würde mich verraten. In meinem Kopf spielte ich mögliche Szenarien durch: Sollte ich sagen, dass ich bei Tamara war, um Hausaufgaben zu machen? Oder dass ich den Bus verpasst hatte? Doch jedes Argument schien dünn und leicht durchschaubar. Doch als ich schließlich eintrat, kam alles ganz anders. Meine Mutter begrüßte mich wie gewohnt, ohne Anzeichen von Wut oder Misstrauen. „Na, wie war die Schule? Hast du heute Arbeiten geschrieben oder viel Hausaufgaben zu erledigen?“ fragte sie beiläufig. Überrascht und verunsichert verneinte ich schnell beides und zog mich eilig in mein Zimmer zurück. Dort blieb ich bis zum Mittagessen, unsicher, ob das alles wirklich so glimpflich verlaufen konnte. Hatte sie meine Abwesenheit tatsächlich nicht bemerkt? Oder wartete sie nur darauf, mich später zur Rede zu stellen?

Am Abend, als ich mich schlafen legte, bemerkte Babsi meinen ruhigen Rückzug. Während wir nebeneinander lagen, flüsterte sie mir plötzlich zu: „Ich weiß, dass du weglaufen wolltest. Das darfst du nicht machen, das macht alles nur schlimmer. Du musst das tun, was von dir verlangt wird, dann funktioniert auch alles andere.“ Ich spürte eine Welle von Trotz und Enttäuschung in mir aufsteigen. „Für dich vielleicht,“ murmelte ich leise und drehte mich zur Wand, um ihrem Blick zu entkommen. In mir loderte ein stiller Widerstand gegen ihre Worte, doch ich schwieg. Trotzdem keimte in mir eine kleine Hoffnung auf, dass diese Ruhe vielleicht anhalten könnte, dass vielleicht alles anders und besser werden könnte. Eine Weile blieb es tatsächlich ruhig, und ich wagte fast zu glauben, dass sich die Dinge zum Positiven ändern könnten. Ich wurde bei allem, was ich tat, noch vorsichtiger und bemühte mich, keinen Anlass für Ärger zu geben. Weihnachten kam und ging, und obwohl es keine große Feier gab, verliefen

die Feiertage ohne Zwischenfälle. Dann brach das neue Jahr an, die Ferien endeten, und der Schulalltag kehrte zurück. Bald standen die Halbjahreszeugnisse an. Babsi bekam, wie erwartet, ein sehr gutes Zeugnis. Meins hingegen stach durch eine Fünf in Mathe hervor, begleitet von einem Rest fast ausschließlich schlechter Noten. Meine Eltern schienen kaum überrascht und sagten nur, dass ich dringend mehr lernen müsste. „Wenn das Sommerzeugnis genauso schlecht ausfällt, kannst du die Sommerferien vergessen,“ warnte mein Vater trocken.

Ein kleines Licht blieb mir dennoch: In Deutsch hatte ich eine Drei, mein Lieblingsfach. Alles, was mit Büchern und Lesen zu tun hatte, faszinierte mich, und ich liebte es, in Geschichten einzutauchen, die mich in andere Welten entführten. Zu Hause sparte ich mir von jedem Taschengeld so viel wie möglich, um mir hin und wieder ein neues Buch zu leisten. Bald hatte ich eine kleine Sammlung, und ich nutzte jede freie Minute zum Lesen. Besonders die „Hanni und Nanni“ Bücher und die „Pucki“ Reihe hatten es mir angetan. Geschichten über Familien, die ihre Kinder liebten, ohne Schläge und ohne Angst. Ich träumte mich in ihre Welten, wünschte mir, dass ich eines Tages ein solches Leben führen könnte.

In diesem Jahr nahm ich mir fest vor, mich in allem mehr anzustrengen, so wie es von mir erwartet wurde. Ich fügte mich, erledigte pünktlich meine Hausaufgaben, widersprach nicht und übte regelmäßig Mathe. Als der Tag der nächsten Mathearbeit nahte, machte ich mir selbst Mut. Ich stellte mir vor, wie stolz meine Eltern wären, wenn ich endlich eine gute Note mit nach Hause bringen könnte, und wie ihr Blick sich vielleicht in Anerkennung wandeln würde. Diese Vorstellung trieb mich an, weiter zulernen, selbst dann, wenn ich schon erschöpft war. Doch am Tag der Arbeit, als ich vor dem Blatt saß, schien plötzlich alles Erlernte wie ausgelöscht. Die

Formeln und Regeln, die ich so oft wiederholt hatte, verschwammen in meinem Kopf. Panik stieg in mir auf, als ich auf die leeren Zeilen vor mir starrte. Ich versuchte, mich an das Gelernte zu erinnern, doch mein Kopf blieb leer, und meine Hände begannen zu zittern. Ich schrieb schließlich das Wenige auf, an das ich mich vage erinnern konnte, aber ich wusste schon in diesem Moment, dass es nicht genug war.

Als ich die Arbeit zurückbekam, traf mich die Fünf wie ein kalter Schlag. Enttäuschung und Scham brannten in mir, und die Gedanken daran, wie meine Eltern darauf reagieren würden, überwältigten mich. Die leise Hoffnung, etwas richtig gemacht zu haben, war wie eine Seifenblase geplatzt. Langsam und mit schweren Schritten machte ich mich auf den Heimweg, jeden Schritt hinauszögernd, als könnte ich damit die unvermeidliche Strafe noch eine Weile in die Ferne rücken. Der Gedanke, ihnen wieder eine schlechte Note zeigen zu müssen, löste eine solche Angst in mir aus, dass ich kaum atmen konnte.

Jedes Knirschen des Schnees unter meinen Füßen klang in meinen Ohren wie ein Vorbote des Donnerwetters, das mich zu Hause erwarten würde. Ein Teil von mir wollte einfach weiterlaufen, die Tür nicht öffnen, sondern irgendwohin verschwinden. Doch ich wusste, dass mir das, keine wirkliche Flucht ermöglichen würde. Also ging ich mit schwerem Herzen nach Hause, in der vagen Hoffnung, dass dieses Mal alles anders sein könnte.

Als ich nach Hause kam, stand meine Mutter bereits in der Tür. Ihr Blick glitt streng über mich, messerscharf und kalt. "Und? Was ist mit deiner Arbeit?" fragte sie, ihre Stimme wie ein ungeduldiger Pfeil. Mein Herz schlug schneller, meine Hände wurden feucht. "Ich habe sie noch nicht zurückbekommen", log ich, meine Stimme leiser, als ich wollte. Vielleicht konnte ich noch Zeit gewinnen. Doch ich sah, wie sich ihre

Lippen zu einem schmalen Strich verzogen. Plötzlich griff sie nach meinem Ranzen. Ein Moment der Stille, bevor sie ihn mit einem Ruck öffnete und den Inhalt auf den Boden schüttete. Bücher und Hefte fielen heraus, und da lag sie: die Arbeit. Mein Magen zog sich zusammen, als ihr Blick darauf fiel. Ein Funke entzündete sich in ihren Augen, ein Feuer, das nur brannte, um zu verletzen.

"Warum lügst du mich an? Das reicht mir!" Ihre Stimme dröhnte wie Donner durch den Raum, ließ mich zusammenzucken. Ohne ein weiteres Wort ging sie zur Schublade. Ein kalter Schauer lief meinen Rücken hinab, als sie den Kochlöffel hervorholte. Meine Knie wurden weich. "Streck die Hand aus. Und wag es nicht, sie wegzuziehen! Es ist mir egal, wo ich treffe!" Die Worte kamen wie ein kalter Befehl, der die Luft im Raum zu ersticken schien. Ich zögerte, wollte gehorchen, doch die Angst war stärker. Als der erste Schlag fiel, durchfuhr ein stechender Schmerz meine Haut. Ich zuckte zurück, doch ihre Wut kannte keine Grenzen. Sie schlug weiter, mit einer Präzision, die mir den Atem raubte. Ich schrie so laut es ging, denn ich wollte gehört werde. Niemand hörte mich und so lag ich später schluchzend am Boden, den Schmerz spürte ich nicht mehr. In dieser Nacht lag ich wach. Der pochende Schmerz meines Körpers war nichts im Vergleich zu der Last in meiner Brust. Die Angst war ein ständiger Begleiter, der mich wachhielt, bis die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Vorhänge drangen. Doch tief in mir wuchs ein Entschluss: So konnte es nicht weitergehen.

Am nächsten Morgen ging ich wie gewohnt zur Schule. Doch während der großen Pause begann mein Plan. Ich tat so, als würde mir schwindelig. Draußen ließ ich mich auf den Boden fallen, presste die Augen zusammen und hielt den Atem an. Meine Mitschüler riefen die Pausenaufsicht, und kurz darauf traf ein Krankenwagen ein. Im Krankenhaus

diagnostizierten die Ärzte einen Kreislaufzusammenbruch. Meine Mutter kam, brachte mir Schlafanzüge und Handtücher, doch ihre Stimme war so kalt wie immer: "Du kannst dir keine Fehlzeiten leisten." Während der Woche im Krankenhaus war ich allein. Babsi und Tamara besuchten mich kurz, aber meine Eltern blieben weg. Keine Zeit, sagten sie. Wieder zu Hause schien alles noch schlimmer zu sein. In der Schule mied Tamara mich. Ihre Mutter hatte ihr gesagt, ich sei kein guter Umgang. Die Einsamkeit fraß an mir, ließ mich erneut einen Plan schmieden. Wieder spielte ich krank, wieder landete ich im Krankenhaus. Doch diesmal interessierte sich niemand. Meine Verzweiflung wuchs. Ich beschloss, wegzulaufen. Nach der Schule warf ich meinen Ranzen über eine hohe Mauer hinter dem Schulgebäude und versteckte mich in einem der Pavillons. Der Geruch von Holz und Staub umgab mich, während ich auf die Dunkelheit wartete. Doch bevor ich fliehen konnte, öffnete sich die Tür.

Eine Frau mit grauem Haar und einer kleinen Brille stand vor mir. Sie trug eine braune Tasche und sah mich erschrocken an. "Was machst du hier? Solltest du nicht zu Hause sein?" Ihre Stimme war freundlich, aber bestimmt. Ich brachte kein Wort heraus. Als ich an ihr vorbeischnüffeln wollte, hielt sie mich am Arm fest. "Ich bringe dich nach Hause und rede mit deinen Eltern." „Das geht nicht! Ich kann nicht nach Hause!" rief ich verzweifelt. Doch sie ließ nicht locker. Sie brachte mich zurück, und meine Eltern spielten besorgte Eltern. Die Frau glaubte ihnen. Später, in meinem Zimmer, wartete ich auf das Unvermeidliche. Meine Eltern kamen herein, ihre Stimmen ruhig, viel zu ruhig. "Warum bist du weggelaufen?" fragte meine Mutter. „Ihr hasst mich", flüsterte ich. „Der Hund wird besser behandelt als ich."

Ein Ausdruck, den ich nicht deuten konnte, flackerte über ihr Gesicht. Ohne ein Wort verließ sie den Raum und kehrte mit dem Hundehalsband zurück.

„Dann wirst du ab jetzt, wie der Hund behandelt.“ Sie legte mir das Halsband um den Hals, zog an der Leine und zwang mich auf den Boden. "Du willst es so? Das kannst du haben."

Die Nacht verbrachte ich auf dem kalten Boden. Die Kälte fraß sich durch meine Kleidung, und der Schmerz in meinem Körper war nichts gegen die Scham, die mich verschlang. Doch in mir wuchs ein Schwur: Ich würde entkommen. Und dieses Mal würde niemand mich aufhalten.

Zu laut, zu wütend, zu viel

Einige Wochen später kam ich früher von der Schule nach Hause. Meine Mutter wartete bereits auf mich. Ihre Haltung war steif, und ihr Blick wanderte unruhig über den Tisch vor ihr. Sie war nicht die Art von Menschen, die sich große Mühe gab, schlechte Nachrichten zu verpacken. „Setz dich“, sagte sie knapp, ohne mich anzusehen.

Das war kein guter Anfang. Mein Magen zog sich zusammen, und die Angst kroch wie ein kalter Schatten in meinen Nacken. Ich ließ meinen Ranzen auf den Boden fallen und setzte mich, meine Hände fest um die Stuhlkante geklammert.

„Ich habe mit meinem Chef gesprochen“, begann sie. Ihre Stimme war ruhig, aber ich konnte die Kälte darin spüren. „Ich habe ihm erzählt, wie schwer du es in letzter Zeit hast. Dass du lügst und nicht mehr zu kontrollieren bist. Er hat mir eine Telefonnummer gegeben. Eine Klinik für Kinder mit... Schwierigkeiten.“ Ich spürte, wie mein Atem stockte. Ihr Ton war neutral, fast geschäftsmäßig, als würde sie mir die Gebrauchsanweisung für einen Toaster vorlesen. Doch die Worte schnitten tief. „Ihr wollt mich also weggeben?“ Die Worte kamen zögerlich, als hätte ich Angst, sie laut auszusprechen. Sie schüttelte den Kopf, aber da war kein Trost in ihrer Geste. „Es ist zu deinem Besten“, sagte sie. „Du hast Probleme, Sandra. Psychische Probleme. Vielleicht sogar Schizophrenie. Die Klinik wird dich untersuchen, dir helfen. Dort bekommst du die Unterstützung, die du brauchst. Und...“ Sie hielt inne und senkte den Blick. „Und wir können wieder etwas Ruhe finden.“

Die letzte Aussage schmerzte mehr als alles andere. Es war nicht nur mein angebliches Wohl, das sie interessierte. Sie wollten mich loswerden. Meine Gedanken rasten. Vielleicht hatten sie recht. Vielleicht war ich wirklich kaputt, nicht

liebenswert. Warum sonst würde niemand bleiben? Niemand, nicht einmal meine Eltern. Ich sah in den Spiegel in meinem Zimmer, wo ich später saß, allein mit meinen Gedanken. Mein Spiegelbild starrte mich an, mein Gesicht verzerrt von Zweifeln. Meine Finger strichen über die kleine Narbe auf meiner Wange, ein stilles Mahnmal all dessen, was ich falsch machte. Die Tage bis zur Abreise waren seltsam emotionslos. Meine Eltern kauften mir neue Kleidung, eine Jeans, Sweatshirts, Dinge, die ich mir immer gewünscht hatte, die ich mir aber jetzt nicht mehr leisten konnte zu genießen. Die Vorbereitungen fühlten sich an wie die Organisation einer Reise ohne Wiederkehr. Am Tag der Abreise war das Auto still. Kein Radio, keine Gespräche, nur das monotone Dröhnen der Reifen auf der Autobahn. Ich starrte aus dem Fenster, beobachtete die Landschaft, die an mir vorbeizog, aber nichts davon blieb in meinem Kopf hängen. Als wir ankamen, wirkte das Klinikgelände überwältigend groß. Ein weitläufiger Garten erstreckte sich vor dem Eingang, dessen Türen sich automatisch öffneten, als wir uns näherten. Der Geruch von Desinfektionsmittel schlug mir entgegen, gemischt mit dem kaum wahrnehmbaren Duft von frisch gewischten Böden. Mein Vater nahm mein Gepäck aus dem Kofferraum, meine Mutter schob mich vorwärts. Hinter dem Empfangstresen saß eine Frau mit freundlichem Lächeln, das mir nichtssagend erschien. Mein Vater sprach leise mit ihr, während ich mit meiner Mutter auf einem der harten Stühle wartete. Meine Hände lagen in meinem Schoß, doch ich merkte erst, dass ich meine Fingernägel in die Haut grub, als ein stechender Schmerz durch meine Hand fuhr. Es dauerte nicht lange, bis eine Frau auf uns zukam. Sie war schlank, mit kurzen braunen Haaren und einer ruhigen, aber bestimmten Ausstrahlung. „Hallo, Sandra“, begrüßte sie mich. „Ich freue mich, dass du da bist. Ich werde dir jetzt dein Zimmer zeigen.“

Ich nickte, obwohl ich nichts fühlte. Meine Eltern verabschiedeten sich kurz und kühl, ohne Umarmungen, ohne lange Worte. Dann war ich allein.

Die Psychologin führte mich durch die Klinik, erklärte, wo alles war, doch ihre Worte gingen in einem Nebel an mir vorbei. Mein Zimmer war klein, mit einfachen Holzmöbeln. Ich würde es mit einem Mädchen namens Denise teilen, das gerade im Unterricht war. Gemeinsam räumten wir meine Sachen ein. Die Schränke rochen nach Holz und Reinigungsmitteln, die Bettwäsche war frisch gewaschen, aber ohne den vertrauten Duft von zuhause.

Später zeigte sie mir den Gemeinschaftsraum, die Küche und die Turnhalle, wo ich auf einem großen Luftkissen springen konnte, wenn ich wollte. Schließlich führte sie mich in einen Raum, in dem ein Test durchgeführt werden sollte: ein projektives Verfahren, bei dem ich meine Familie als Tiere zeichnen sollte. Während ich malte, spürte ich, wie sich die Farben auf dem Papier vermischten, während meine Gedanken wirbelten.

Der Stift lag schwer in meiner Hand. Ich sah auf das Blatt vor mir, auf dem ich die Umriss eines Hundes, eines Vogels und eines Eichhörnchens skizziert hatte. Ein scheinbar einfacher Zeichenauftrag, doch meine Auswahl war nicht zufällig. Es handelte sich um ein projektives Verfahren, ähnlich dem Rorschach-Test, der tief ins Unterbewusste blicken sollte. Man nannte es den „Familie-in-Tieren“-Test. Seine Auswertung basierte stark auf Intuition, weniger auf objektiven Kriterien. Doch damals wusste ich nichts davon. Ich wusste nur, dass ich zeichnete, dass meine Finger über das Papier glitten, als ob sie eine Geschichte erzählen wollten, die meine Stimme nicht auszusprechen wagte.

Die erste Woche in der Klinik verstrich überraschend schnell. Am Sonntag standen alle Kinder vor dem großen

Fenster, die Nasen gegen das kühle Glas gedrückt, während ihre Augen sehnsüchtig den Besucherparkplatz absuchten. Ich wusste bereits, dass Besuch erst nach zwei Wochen erlaubt war, und doch gesellte ich mich zu ihnen, nicht aus Hoffnung, sondern aus Neugier. Ich beobachtete ihre aufgeregten Gesichter, die Mischung aus Freude und Enttäuschung, während mein eigenes Herz ruhig blieb. Zum ersten Mal in meinem Leben erlebte ich eine Atmosphäre ohne Angst. Die Tage waren strukturiert, aber frei von Bedrohung. Das war neu für mich. Die zweite Woche verging ebenso rasch. Wir unternahmen Spaziergänge, spielten auf dem riesigen Gelände der Klinik, unsere Stimmen hallten über die Wiesen, vermischten sich mit dem Wind, der durch die Bäume strich. Doch als das Wochenende näher rückte, kroch eine dunkle Unruhe in meine Gedanken. Ich spürte sie in meinem Magen, ein dumpfes Ziehen, das sich langsam zu einer festen Faust ballte. Ich wusste, dass der Besuch meiner Eltern bevorstand. Und mit ihm die unausgesprochene Angst, dass sie erfahren, könnten, was ich gesagt hatte, was ich getan hatte. Hatten die Erzieher etwas erzählt? Würde es Ärger geben? Würde ich nach Hause müssen? Der Sonntag kam. Mein Name wurde aufgerufen. Ich durchquerte die große Tür zum Besucherraum, wo meine Eltern bereits warteten. Die Begrüßung war wärmer, als ich erwartet hatte. Die Umarmung meiner Mutter war fest, die Hand meines Vaters lag kurz auf meiner Schulter. Für einen Moment durchströmte mich eine zaghafte Freude. Sie waren gekommen. Der Nachmittag verging schnell, das Gespräch war harmlos, keine kritischen Fragen, keine Vorwürfe. Als die Zeit des Abschieds nahte, spürte ich keine Traurigkeit. Stattdessen eine tiefe Erleichterung. Ich hatte nichts falsch gemacht. Keine Bestrafung. Keine Konsequenzen. Es war, als hätte ich für einige Monate einen sicheren Hafen gefunden. Nach drei Monaten endete meine Zeit in der Klinik. Die Diagnose war eindeutig: keine

Verhaltensauffälligkeiten, nicht schwer erziehbar. Ich kehrte zurück nach Hause.

Janice

Die ersten Wochen nach meiner Rückkehr verliefen ruhig. Mein Zimmer fühlte sich vertraut und doch fremd an, als hätte es all die Zeit ohne mich gelebt. Ich strich mit den Fingern über mein Kopfkissen, das nach frischer Wäsche roch, doch in mir blieb eine Leere. Die Schule hatte sich nicht verändert, die gleichen Klassenräume, die gleichen Stimmen auf den Fluren, die gleichen mürrischen Lehrer. Aber für mich war es anders. Tamara, meine einzige Freundin, war weggezogen. Ich war allein.

Nachmittags verbrachte ich meine Zeit mit Schallplatten, ließ die Nadel sanft über das Vinyl gleiten und tauchte in die Musik ein. Oder ich verlor mich in Büchern, versuchte, die Worte auf den Seiten in mir zu verankern, damit sie mich für eine Weile aus meiner Welt herauszogen. Doch die Einsamkeit lauerte in jeder Ecke meines Zimmers.

Meine Mutter schien das zu bemerken, auch wenn sie es nicht aussprach. Eines Tages kam sie nach Hause, legte ihre Handtasche auf den Tisch und seufzte, bevor sie mich ansah.

„Ich möchte, dass du mitkommst“, sagte sie beiläufig, während sie sich einen Kaffee einschenkte. „Wohin?“ „Zu einer Kollegin von mir. Ich bin dort zum Kaffeetrinken eingeladen, und sie hat eine Tochter in deinem Alter. Vielleicht könnt ihr euch anfreunden.“

Ich wollte protestieren, aber ich kannte diesen Tonfall. Diskussionen waren zwecklos. Also folgte ich ihr. Janice, die Tochter der Kollegin, war groß und schlank, mit langen, welligen blonden Haaren, die im Licht schimmerten, als hätte sie sie in Gold getaucht. Ihre Augen musterten mich von Kopf bis Fuß, und ich fühlte mich plötzlich unfassbar klein.

„Hi“, sagte sie, ein Lächeln auf den Lippen, das mehr Berechnung als Freundlichkeit verriet.

„Hi“, murmelte ich zurück. Sie nahm sofort die Führung. „Du bist echt süß. Aber, oh mein Gott, wir müssen dringend was an deinem Style machen.“ Ich sah an mir herunter. Ich trug meinen schwarzen Kord Rock, einen lila-braun gestreiften Strickpullover und feste braune Schnürschuhe. Ich wusste, dass ich nicht wie die anderen Mädchen aussah, aber es tat weh, es so direkt gesagt zu bekommen. Janice zog mich in ihr Zimmer, das nach Parfum und Haarspray roch. An den Wänden hingen Poster von Madonna und Samantha Fox. Sie durchwühlte ihren Schrank, zog einen neonpinken Gürtel heraus und band ihn mir um.

„Schon besser“, sagte sie zufrieden. „Und weißt du was? Ich zeig dir, wie man sich richtig schminkt.“ Ich ließ es geschehen. Während sie mit Lidschatten und Lippenstift hantierte, spürte ich, wie sich mein Gesicht veränderte. Ich sah anders aus. Vielleicht würde ich mich auch anders fühlen. In den nächsten Wochen wurde Janice meine heimliche Verbündete. Wir probierten Kleidung an, toupierten unsere Haare im Tina-Turner-Stil und schminkten uns, als wären wir erwachsen. Ich stellte keine Fragen, wenn sie mir neue Klamotten gab. Ich wollte nur dazugehören. Doch mein Geheimnis hielt nicht lange. Eines Nachmittags kam ich von der Schule nach Hause und fand mein Zimmer im Chaos vor. Meine Mutter hatte alles durchwühlt. Schränke standen offen, Kleider lagen zerknittert auf dem Boden, als wäre ein Sturm hindurchgefegt. „Was ist das?“ Sie hielt einen Stapel meiner neuen Kleidung in den Händen. Mein Herz raste. „Nur geliehene Sachen. Von einer Freundin.“

Sie trat einen Schritt näher, ihr Blick eiskalt. „Es wird nichts geliehen. Niemals! Diese Sachen wirst du zurückgeben, und dann wirst du deine eigene Kleidung tragen.“

Am nächsten Tag zog ich meine alten Sachen an: den schwarzen Kord Rock, die braunen Schuhe, den gestreiften

Strickpullover. Ich fühlte mich, als hätte ich eine schützende Hülle verloren. Als ich die Schule betrat, spürte ich die Blicke. Getuschel. Lachen.

Doris, das größte und stärkste Mädchen der Klasse, kam auf mich zu. Ihre Gefolgschaft kicherte hinter ihr. „Wow, richtig schick heute“, sagte sie und zog eine Schnute.

Ich presste die Lippen zusammen und wollte an ihr vorbeigehen, doch sie hielt mich am Rockzipfel fest. „Der ist ja der letzte Schrei“, höhnte sie und riss mit einem Ruck an meinem Rock. Ich hörte das Reißen des Stoffs, bevor ich spürte, wie er mir von den Hüften glitt. Das Gelächter wurde lauter. Hände stießen mich hin und her. „Guckt euch das an!“ Ich wollte meinen Rock greifen, doch ein Tritt in die Seite warf mich aus dem Gleichgewicht. Ich schlug auf dem Boden auf, meine Knie brannten. Gerade als ich dachte, dass es nie enden würde, hörte ich eine Stimme: „Was ist hier los?“ Die Lehrerin. Ein Flüstern ging durch die Menge, dann rannten alle auseinander. Sie beugte sich zu mir hinunter, schüttelte den Kopf. „Zieh dich schnell wieder an. Ich kümmerge mich um den Rest.“ Doch niemand kümmerte sich. Niemand sprach je wieder darüber. Zuhause erzählte ich nichts.

Meine Schwester sah mich an, als wir abends in unserem Zimmer waren. „Ich hab’s gesehen“, sagte sie schließlich. Ich wartete auf Mitgefühl, doch es kam nicht.

„Ich habe mich nicht eingemischt. Wäre peinlich gewesen. Du solltest dich einfach unauffälliger verhalten.“ Unauffälliger. Ich hatte es versucht. Doch egal, was ich tat, ich blieb das Ziel. An diesem Tag beschloss ich, niemandem mehr etwas zu erzählen. Ich war allein.

Und ich wusste, dass ich kämpfen musste. Doch ich wusste noch nicht, wie.

Einige Zeit später geschah es wieder. Ich war auf dem Heimweg, als meine Mitschüler mich umringten. Beschimpfungen prasselten auf mich ein. Hände stießen mich nach vorne, nach hinten. „Guckt mal, sie ist wieder in ihren Lumpen unterwegs!“ Dann war da Nicole.

„Komm mit“, sagte sie. Ich folgte ihr zögernd. Die Menge wurde enger. Dann spürte ich die ersten Tritte. Ich fiel. Staub füllte meine Nase. Schmerz brannte in meinen Armen, meinen Beinen. Als ich endlich nach Hause kam, erzählte ich es meiner Mutter.

„Hör auf zu übertreiben“, sagte sie nur. Am Abend berichtete ich meinem Vater davon. Er wurde wütend. Nahm mich mit zu Nicoles Eltern. Doch Nicole lächelte süßlich und sagte: „Ich? So etwas würde ich nie tun.“ Am Ende musste ich mich entschuldigen. Bei ihr. Es wäre gelogen gewesen und die Wunden hatte ich mir selbst zugefügt.

Später suchte ich Trost bei Janice. Wir tranken Tee, streiften durch Läden. Janice bekam immer, was sie wollte – egal wie. Eines Tages stand sie in einer Umkleidekabine, zog einen Bikini an und schlüpfte damit unter ihrer Kleidung heraus. Als wir den Laden verließen, heulte plötzlich der Alarm auf. Ein Ladendetektiv packte uns. Mein Herz raste. „Ich habe nichts gemacht!“, stammelte ich. Aber Janice hatte. Ich wurde freigelassen und Janice bekam eine Anzeige.

Die Kunst unsichtbar zu sein

Mit 14 Jahren hatte sich mein Leben in eine trügerische Normalität eingependelt. Tagsüber spielte ich meine Rolle, das unauffällige, wenig ambitionierte Mädchen, das niemandem auffiel, solange es keine Probleme machte. Doch hinter dieser Fassade tobte ein stiller Kampf. Ich versteckte meine schlechten Noten geschickt vor meinen Eltern, ließ Briefe von der Schule verschwinden und schwänzte, wenn ich es einrichten konnte. Es war ein Spiel, das ich langsam zu beherrschen lernte. Meine einzige Konstante war Janice. Unsere Freundschaft war wie ein Lichtstrahl in einer ansonsten grauen Zeit. Mit Babsi verband mich nichts mehr. Sie war auf ihrer eigenen Spur unterwegs, fleißig, ehrgeizig, darauf bedacht, alles richtig zu machen. Ich konnte ihr nichts mehr anvertrauen. Sie hätte es nicht verstanden.

Warum sollte ich mich anstrengen, wenn ohnehin niemand etwas von mir erwartete? In der Schule war ich nur geduldet, weil Janice mich mitnahm, als sei ich ihr persönliches Projekt. Ich passte mich an, ließ mich treiben, und doch spürte ich immer wieder diesen stillen Hunger nach mehr, nach einem Ausbruch aus dieser Welt, die mich in ein Bild presste, das nicht meins war. Der Elternsprechtage war der Tag, an dem alles auf flog, war trüb und feucht. Ich hatte gehofft, meine Eltern würden sich nicht darum kümmern, aber sie bestanden darauf, dass ich mitkam. Ich saß zwischen ihnen auf den schmalen Stühlen im Schulflur, während Lehrer in ihre Büros riefen, die Luft schwer von einem Gemisch aus Kreidestaub und Parfüm der Eltern. Mein Herz schlug unruhig, als unser Klassenlehrer uns hineinbat.

Sein Blick war ernst, fast mitleidig. Er legte die Hände auf den Tisch, räusperte sich. „Es gibt einige Dinge, die wir

besprechen müssen.“ Dann folgte ein einziger Schlag nach dem anderen. Schlechte Noten. Gefälschte Unterschriften. Fehlstunden. Mein Vater sagte nichts, sah mich nur an. Seine Augen waren dunkel vor Enttäuschung. „Wir sprechen zuhause darüber“, war alles, was er sagte. Der Heimweg war still. Kein Wort fiel zwischen uns.

Zuhause angekommen, wusste ich, was mich erwartete. Mein Vater setzte sich an den Küchentisch, meine Mutter stand mit verschränkten Armen daneben. „Du hast uns enttäuscht“, sagte er schließlich. Dann folgte das Urteil: Ein Monat Hausarrest. Kontaktverbot mit Janice. Keine Ausflüge. Keine Musik. Und jeden Tag musste ich hundertmal schreiben: Ich muss meine Hausaufgaben machen und darf nicht schwänzen. Ich bin ein Satansbraten!

Ich saß stundenlang mit krampfenden Fingern über meinem Heft. Die Worte verschwammen vor meinen Augen, aber ich schrieb weiter, Zeile um Zeile. Es war eine Strafe, die sich nicht nur auf meine Hand legte, sondern auf mein ganzes Sein. Janice und ich fanden Wege. In der Schule trafen wir zusammen, tauschten Blicke, wenn die Lehrer wegsahen, verabredeten uns über kleine Notizen, die wir unauffällig weitergaben. Als der Hausarrest endlich vorbei war, begann ich, mich offiziell mit anderen Mädchen aus der Schule zu treffen, ein Alibi, damit meine Eltern nichts merkten. Doch in Wahrheit fuhr ich nachmittags mit dem Bus zu Janice.

Ihre Mutter arbeitete lange, was uns stundenlang Zeit gab. Wir hörten Musik, probierten ihre neuesten Klamotten an, tranken Tee mit Honig und redeten über die Dinge, die wir tun würden, wenn wir erwachsen waren. Freiheit lag wie ein Versprechen in der Luft.

Eines Nachmittags, als der Regen in dicken Tropfen gegen die Fensterscheiben schlug, sah mich Janice nachdenklich an. „Ich habe was Neues“, sagte sie schließlich und zog einen

kleinen Plastikbeutel unter ihrem Bett hervor. „Was ist das?“ „Klebstoff“, antwortete sie mit einem Lächeln. „Man kann ihn schnüffeln. Soll ein geiles Gefühl sein.“ Ich zögerte. „Ist das nicht gefährlich?“ Sie zuckte die Schultern. „Nur, wenn man zu viel nimmt. Komm schon, probier's aus.“ Etwas in mir schrie, dass es eine schlechte Idee war, aber ich wollte nicht feige wirken. Also setzte ich den Beutel an meine Nase. Der Geruch war scharf, beißend, legte sich in meine Lunge wie eine klebrige Masse. Mein Kopf begann zu schwanken, mir wurde übel. Dann drehte sich alles. Ich schaffte es gerade noch ins Badezimmer, bevor ich mich übergab. Janice lachte. „Okay, das ist wohl nichts für dich.“ Ich schwor mir in diesem Moment, die Finger von so etwas zu lassen. Stattdessen probierten wir Zigaretten. Dann Alkohol. Das war leichter. Und es machte uns unbesiegbar. Ein paar Tage später, an einem dieser blendend sonnigen Nachmittage, kam Janice mit einer Idee. „Lass uns wegfahren“, sagte sie. Ich sah sie an. „Wo-hin?“ „Egal. Wir halten einfach ein Auto an und fahren mit.“ Mein Herz pochte. „Das ist verrückt.“ „Eben. Sei mal nicht so brav.“ Ich wollte nicht brav sein. Ich wollte mutig sein, wie sie. Also gingen wir zu einer großen Brücke, wo Autos langsam fuhren. Janice streckte den Daumen raus. Ich wusste nicht, wie oft ich noch mit heiler Haut davonkommen würde. Janice und ich standen an der Straße, als unser Physiklehrer plötzlich anhielt. Mein Herz setzte einen Schlag aus. Wir hatten nicht mit einer bekannten Person gerechnet, und für einen Moment dachte ich, das war's. Er beugte sich zum Beifahrerfenster. „Wisst ihr eigentlich, wie gefährlich das ist?“ Seine Stimme war ruhig, aber eindringlich. Janice hatte sofort eine Antwort parat. „Wir haben den Bus verpasst“, log sie geschickt. Ich nickte, obwohl mir das Lügen schwerfiel. Mein Mund war trocken, mein Magen zog sich zusammen.

Er musterte uns. Ich wartete darauf, dass er sagte: Ich rufe eure Eltern an. Aber stattdessen seufzte er nur. „Steigt ein. Ich bringe euch wenigstens zu einer sicheren Bushaltestelle.“

Die Fahrt verlief in angespannter Stille. Als wir endlich ausstiegen, winkten wir ihm nach, spielten die braven, dankbaren Schülerinnen, doch kaum war er außer Sicht, brachen wir in hektisches Kichern aus. „Das war verdammt knapp“, grinste Janice. Ich lachte mit, aber in mir nagte etwas. Ein ungutes Gefühl, dass ich nicht abschütteln konnte.

Wir streiften ziellos durch die Straßen, bis wir auf einen verfallenen Spielplatz stießen. Rostige Schaukeln, ein überwuchelter Sandkasten und zwei Jungs, die lässig auf der Kletterstange saßen. Sie waren älter. Erfahren. Und als sie uns musterten, fühlte ich mich plötzlich klein und unbedeutend. „Was macht ihr hier?“ fragte einer von ihnen und blies den Rauch seiner Zigarette in die Luft. Ich sah zu Janice. Sie warf sich eine Strähne über die Schulter, schob ihr Kinn leicht vor. Cool, gelassen, selbstbewusst. Ich tat es ihr nach. Zündete mir eine Zigarette an, obwohl der Rauch kratzend in meinem Hals hängen blieb. Die Jungs grinsten. „Ihr seid in der Schule, oder?“ „Noch“ sagte Janice. „Aber nicht mehr lange.“

Sie klang, als hätte sie alles unter Kontrolle. Ich wünschte, ich könnte dasselbe von mir behaupten. Unsere Treffen mit den Jungs wurden regelmäßiger. Immer mehr fühlte ich mich in diese neue Welt hineingezogen, eine, in der es keine Hausaufgaben, keine Lehrer, keine strengen Eltern gab. Doch mit der Zeit begannen sich meine Zweifel zu regen.

Eines Tages vertraute ich mich Babsi an. „Sei vorsichtig“, sagte sie leise. „Jungs in dem Alter... die erwarten was.“ Ich lachte unsicher. „Ach Quatsch. Die sind nett.“

Aber Babsis Worte ließen mich nicht los. Schließlich schlug sie vor: „Lad doch nur den ein, den du magst. Sag, du hast ihn

an der Schule kennengelernt. Dann erlauben es unsere Eltern bestimmt.“

Ich zögerte. Doch dann tat ich es. Ich nahm all meinen Mut zusammen und erzählte beim Abendessen von ihm. Meine Eltern stellten Fragen, aber schließlich stimmten sie zu. Als er zu mir kam, war ich nervös. Ich hatte mir vorgestellt, wie wir Musik hören, lachen, vielleicht ein bisschen flirten. Aber kaum war er da, merkte ich, dass er andere Pläne hatte.

Zuerst war es nur eine beiläufige Berührung an meinem Arm. Ein Lächeln, das zu lange dauerte. Dann rückte er näher. Ich wich zurück. Er folgte. Seine Hand glitt über meinen Oberschenkel. Mein Herz schlug schneller. „Hör auf“, sagte ich leise.

Er grinste. „Wieso? Gefällt dir doch.“ Ich schüttelte den Kopf. Versuchte, es locker zu machen. Doch mein Körper war angespannt, jede Faser in mir schrie, dass etwas nicht stimmte. Dann packte er mich an den Schultern. Seine Lippen waren plötzlich viel zu nah.

Panik raste durch meinen Körper. Ich versuchte, mich loszureißen, doch er hielt mich fest.

„Lass mich los!“ Meine Stimme war lauter. Doch er lachte nur.

Mit aller Kraft stieß ich ihn weg. Mein Atem ging stoßweise, meine Hände zitterten. „Verschwinde!“ schrie ich. Er sah mich an, dann lachte er. Spöttisch. „Gott, bist du ein Kind.“

Mein Gesicht brannte vor Wut und Scham. Ich stand da, atemlos, während er zur Tür schlenderte. Und dann - Babsi. Sie stand im Flur, hatte alles gehört.

Ich war noch völlig außer Atem, als mein Vater betrunken aus dem Wohnzimmer trat.

„Was ist hier los?“ Seine Stimme war kalt. Ich öffnete den Mund, wollte alles erklären, aber noch bevor ich sprechen konnte, traf mich die Ohrfeige.

Mir wurde schwarz vor Augen. Ein stechender Schmerz brannte auf meiner Wange. Ich schnappte nach Luft. „W...was?“ Mein Vater sah mich an, als hätte ich ihn enttäuscht.

„Du hast kein Recht, Gäste rauszuwerfen“, sagte er scharf. Mein Magen krampfte sich zusammen. „Aber er hat...“ „Was dachtest du denn?“ unterbrach er mich. „Dass Jungs nur reden wollen? Wach auf.“ Es fühlte sich an, als wäre mir der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Dann brach Babsi in Tränen aus.

„Wie kannst du nur?!“ schrie sie ihn an. „Wie kannst du das gutheißen?“

Ihre Stimme bebte, voller Wut, voller Enttäuschung.

Ich sah zwischen ihnen hin und her, konnte es Er sollte mich beschützen. Aber er tat es nicht. In diesem Moment wusste ich, dass etwas in mir zerbrach. Ich sprach nie wieder mit diesem Jungen.

Schlechte Erfahrungen

Aber auch mit Janice wurde es anders.

Sie wollte sich weiterhin mit den Jungs treffen. Doch ich konnte es nicht mehr.

Ich wusste jetzt, dass wir nicht unverwundbar waren. Und als ich mich das erste Mal weigerte, sah sie mich an, als wäre ich ein Fremder. Ich drehte mich um und ging. Etwas hatte sich verändert. Da ich weniger Zeit mit Janice verbrachte, begann ich, mich langsam an andere Mädchen aus meiner Klasse heranzutasten. Anfangs waren es nur beiläufige Gespräche, ein Lächeln hier, ein geteiltes Schulbuch dort, doch nach und nach wurde daraus mehr. Wir trafen uns nach der Schule, verbrachten Nachmittage miteinander, lachten über Lehrer und Klassenkameraden. Es fühlte sich gut an. Wenn die letzten Schulstunden ausfielen, begleiteten wir uns gegenseitig nach Hause. Ich achtete darauf, den richtigen Bus zu nehmen, damit niemand Verdacht schöpfte. Besonders ein Mädchen wohnte ganz in meiner Nähe. Sie traute sich nie zu klingeln, sondern rief stattdessen von unten meinen Namen. Meine Mutter verdrehte jedes Mal die Augen und murmelte genervt etwas von „unerzogenen Kindern“. Aber mir war das egal. Ich schnappte meine Jacke, lief hinunter, und wir verbrachten unsere Zeit auf dem nahegelegenen Spielplatz. Zu ihr nach Hause konnten wir nicht, ihre Eltern wollten nicht gestört werden. Also fanden wir unsere eigenen Orte. An manchen Tagen fuhr ich stattdessen mit dem Bus zu einer anderen Freundin, ließ mich treiben in dieser neuen Welt der Zugehörigkeit. Doch während ich langsam meinen Platz fand, rückte auch mein 15. Geburtstag näher. Die Vorstellung, diesen Tag mit meinen Freundinnen zu verbringen, ließ mein Herz schneller schlagen. Also fragte ich meine Eltern vorsichtig, ob ich ein paar Leute einladen

dürfte. Die Antwort war knapp, fast schon abweisend: „Das können ja nicht viele sein.“ Ich seufzte. Immerhin war es nicht direkt ein Nein.

Die Wochen verstrichen, und das Leben nahm seinen Lauf. Doch eine Veränderung stand bevor, eine, die unser aller Leben betraf. Meine Eltern hatten ein Grundstück geerbt. Es sollte der Beginn von etwas Neuem werden. Voller Eifer stürzten sie sich in die Baupläne. Verträge wurden unterschrieben, und bald wuchs das neue Haus langsam aus dem Boden. Doch mit dem Bau kam auch eine neue Verantwortung für mich. Ich musste nachmittags oft dort sein, „ein Auge auf alles haben“, wie mein Vater sagte. Es war eine sinnlose Aufgabe, was hätte ich denn tun sollen, wenn jemand unerlaubt das Gelände betrat. Und doch verbrachte ich unzählige Stunden dort, während sich Stein auf Stein fügte. Dann war es so weit: Das Richtfest. Die Luft war erfüllt von Stimmen, Lachen und dem Klang anstoßender Gläser. Überall standen Menschen, Handwerker, Nachbarn, Bekannte. Bier floss in Strömen, die Gespräche wurden lauter, die Blicke glasiger. Inmitten dieser ausgelassenen Feierlichkeit verabschiedeten sich meine Freundinnen, eine nach der anderen. Ich winkte ihnen nach, spürte das vertraute Ziehen in der Brust, ein leiser Wunsch, dass wir hier schon wohnen, würden, dass dies bereits unser Zuhause wäre. „Na, du bleibst noch ein bisschen?“

Ich drehte mich um. Einer der Bauarbeiter stand neben mir. Er wirkte freundlich, beinahe harmlos. Seine Augen hatten diesen leicht schläfrigen Ausdruck, den Alkohol mit sich brachte. „Kennst du Ramona?“ fragte er beiläufig. „Ja, sie war vorhin hier.“ „Ach? Ich wollte mit ihr reden. Wo wohnt sie denn?“ Ich deutete in die Richtung. „Da entlang, ein paar Straßen weiter.“ Er runzelte die Stirn. „Hm. Ich kenn mich hier nicht so aus.“ Irgendwas an seiner Art ließ mich zögern, aber

ich tat es ab. Er war vermutlich einfach nur betrunken und verwirrt. „Soll ich dich ein Stück begleiten?“ bot ich an.

Er lächelte. „Das wäre nett.“ Wir setzten uns in Bewegung. Die Straßen waren still, nur vereinzelt leuchteten Fenster in der Dunkelheit. Unsere Schritte hallten leise auf dem Asphalt. Er redete – über die Baustelle, über seinen Job, über die anderen Bauarbeiter. Ich hörte zu, nickte an den richtigen Stellen. Alles schien in Ordnung.

Bis zu dem Moment, in dem er plötzlich stehen blieb. Es geschah so schnell, dass mein Verstand nicht hinterherkam. Eine Bewegung, ein Griff – seine Hand packte meinen Arm, fest, brutal. Ein Ruck, und ich wurde in eine schmale, dunkle Gasse gezogen. Mein Atem stockte. Ich wollte schreien, aber noch bevor ich es konnte, presste sich seine Hand auf meinen Mund. Panik schoss durch meinen Körper, eine kalte Welle, die mich von Kopf bis Fuß lähmte. Ich versuchte, mich zu wehren, trat um mich, kratzte, schlug. Aber er war stärker. Viel stärker. Die Welt kippte, als er mich zu Boden drückte. Der raue Asphalt brannte auf meiner Haut, seine Hand lag wie ein Schraubstock auf meinem Gesicht. Mein Herz raste, mein Verstand überschlug sich. Nein. Ich wollte nicht hier sein. Ich wollte nicht, dass das geschah. Doch er war unaufhaltsam. Die Nacht verschluckte meine Schreie. Die Kälte, der Schmerz, die völlige Hilflosigkeit - sie wurden zu einem einzigen, grausamen Strudel, aus dem es kein Entkommen gab. Und dann war es vorbei. Er ließ mich los, stand auf, trat einen Schritt zurück. Kein Wort, kein Blick. Nur das entfernte Geräusch von Stimmen, das irgendwo von der Feier herüberwehte. Er verschwand. Ich lag dort, zitternd und allein, meine Tränen flossen unkontrolliert. Die Angst schnürte mir die Kehle zu, und ich fühlte mich, als wäre ich in einen tiefen Abgrund gefallen, aus dem ich nicht mehr herauskommen konnte. Gedanken wirbelten in meinem Kopf: Sollte ich meinen Eltern von

diesem schrecklichen Vorfall erzählen? Doch ich erinnerte mich an die Worte, die sie oft äußerten, dass man mir nicht glauben könnte, weil ich angeblich immer nur Lügen erzählte. Diese Vorstellung schürte meine Furcht und ließ mich zögern. Also behielt ich das Grauen für mich.

Auch Babsi wollte ich mich nicht anvertrauen. Ich fürchtete, dass sie es meinen Eltern erzählen würde, und der Gedanke, dass ich erneut nicht ernst genommen werden könnte, machte mich krank. Stattdessen fand ich einen kleinen Ausweg: Ich begann, in mein Tagebuch zu schreiben. Dort konnte ich all meine Gedanken und Gefühle festhalten, ohne Angst vor Verurteilung oder Unglauben. Ich versteckte das Tagebuch unter meiner Matratze, wo es für niemanden sichtbar war, und es wurde zu meinem einzigen Vertrauten. Die Tage nach diesem Vorfall waren geprägt von einem tiefen inneren Konflikt. Ich versuchte, das Geschehene zu verdrängen und so zu tun, als wäre es nie passiert. Doch die Schatten des Traumas schienen mich unablässig zu verfolgen. Um mich selbst zu schützen, begann ich, immer mehr Ärger zu machen. Ich weigerte mich, allein zu unserem neuen Haus zu fahren, um die Bauarbeiten zu beobachten. Es wurde zur Regel, dass meine Schwester Babsi mich begleiten musste, was sie oft mit einem Seufzen tat.

Jedes Mal, wenn wir zum Bau fuhren, spürte ich ein mulmiges Gefühl in der Magengegend. Die Gasse, in die ich einmal gezogen worden war, wurde zu einem Ort, den ich in meinem Kopf meiden wollte, aus dem ich mich jedoch nicht befreien konnte. Ich lebte in einem ständigen Kampf zwischen dem Wunsch, meine Vergangenheit hinter mir zu lassen, und der unerbittlichen Realität, die mir immer wieder ins Bewusstsein rief, was geschehen war.

So ging die Zeit weiter, und ich bemühte mich, die Fassade eines normalen Lebens aufrechtzuerhalten, während ich

innerlich zerbrach. Ich wusste, dass ich irgendwann einen Weg finden musste, um zu heilen, doch der erste Schritt schien mir unerreichbar fern.

Es war Herbst, und die Tage wurden kürzer, während die kühle Luft und die bunten Blätter die Bäume in ein spektakuläres Farbenspiel tauchten. Bald würde die Kälte des Winters einbrechen, und die Bauarbeiten an unserem neuen Haus würden für eine lange Zeit eingestellt werden. Diese Unterbrechung gab mir eine gewisse Erleichterung, denn sie verschaffte mir Zeit, um das Erlebte zu verdrängen und mich auf andere Dinge zu konzentrieren. In dieser Zeit begann ich, mich wieder mit meinen Freundinnen aus der Schule zu treffen. Es tat gut, ihre Gesichter zu sehen, die Lachen und die Unbeschwertheit, die sie ausstrahlten, waren wie ein Lichtstrahl in meiner dunklen Welt. Gemeinsam verbrachten wir die Nachmittage und sprachen über alles Mögliche, von den neuesten Trends in der Mode bis hin zu den letzten Schulareignissen. Diese Treffen waren ein willkommener Ausgleich zu den düsteren Gedanken, die mich oft verfolgten.

Mein Geburtstag rückte näher und dieser Geburtstag war für mich von großer Bedeutung, denn es war das erste Mal, dass ich die Möglichkeit hatte, ihn richtig zu feiern. In der Vergangenheit waren meine Eltern der Meinung gewesen, dass sowieso niemand zu meinem Geburtstag kommen würde, weil ich „nicht normal“ sei. Diese Worte hatten sich tief in mein Gedächtnis eingegraben und meine Erwartungen an Geburtstagsfeiern stark beeinflusst. Doch dieses Jahr wollte ich es anders machen. Die Vorfreude auf meinen Geburtstag erfüllte mich mit einem Gefühl von Aufregung und Nervosität. Ich begann, Pläne zu schmieden, und überlegte, wie ich diesen besonderen Tag gestalten wollte. Ich wollte eine kleine Feier mit meinen Freundinnen organisieren, vielleicht mit Spielen, Musik und einem großen Geburtstagskuchen. Der Gedanke

daran, im Mittelpunkt zu stehen, bereitete mir ein Kribbeln im Bauch. Ich stellte mir vor, wie wir zusammen lachen und tanzen würden, und ich konnte den süßen Geschmack des Kuchens schmecken und das fröhliche Geplapper der Mädchen fast schon hören. Ich sprach mit meinen Freundinnen über meine Pläne, und sie waren begeistert. Sie versicherten mir, dass sie kommen würden, und ich fühlte mich zum ersten Mal in meinem Leben wie jemand, der gesehen wird. Es war ein Gefühl, das ich nicht kannte, das Gefühl, dass ich dazugehöre, dass ich wichtig bin und dass meine Freunde gerne Zeit mit mir verbringen wollten. In den Wochen, die dem großen Tag vorausgingen, konnte ich kaum an etwas anderes denken. Ich stellte eine Liste mit den Dingen zusammen, die ich für die Feier brauchte: Luftballons, bunte Tischdecken, Snacks und natürlich einen Kuchen. Ich wollte alles perfekt machen und die Erinnerung an diesen Tag in meinem Herzen festhalten. Als ich die Liste meiner Mutter vorlegte und fragte, ob wir alles für den Tag vorbereiten könnten, sagte sie das sie dafür kein Geld ausgeben würde, denn es würde wahrscheinlich ja doch keiner kommen. Als der Tag schließlich kam, war ich voller Aufregung. Meine Freundinnen waren pünktlich da, und die Freude in ihren Gesichtern spiegelte meine eigene wider. Auch wenn es keine Dekoration oder einen besonderen Kuchen gab, verging die Zeit wie im Fluge. Es war, als ob die Sorgen und Ängste der vergangenen Monate für diesen einen Tag in den Hintergrund rückten. Ich spürte eine Welle der Dankbarkeit. In diesem Moment war ich umgeben von Menschen, die mich mochten und die für mich da waren. Ich hatte es geschafft, für einen Nachmittag die Schatten der Vergangenheit zu vertreiben und einfach nur ich selbst zu sein - ein Mädchen, das seinen 15. Geburtstag feierte und das Gefühl hatte, dass das Leben doch noch schöne Momente bereithielt. Dieser Geburtstag wurde zu einem Wendepunkt für mich. Er

gab mir die Kraft, mich wieder auf schönere Dinge im Leben zu konzentrieren und an diesem Abend schlief ich müde und glücklich ein.

Wer bin ich?

Die Zeit verging, und mit jedem Tag wuchs in mir die Sehnsucht, mehr über meine leibliche Mutter zu erfahren. Oft stellte ich mir vor, wie es wohl wäre, bei ihr zu leben, und ob sie jemals bedauert hatte, wie schlecht sie mich behandelt hatte. Diese Gedanken kreisten in meinem Kopf wie ein unaufhörlicher Strom, und ich konnte nicht anders, als mich zu fragen, ob ich ihr vielleicht ähnlich sah. Die Erinnerung an ihr Gesicht war fast verblasst, und ich konnte mir nur vage vorstellen, wie sie ausgesehen haben könnte.

Während ich nachdachte, drängten sich weitere Fragen auf: Wie ging es meinen Geschwistern? Hatten sie ein besseres Leben als ich? Und vermissten sie mich vielleicht?

Vielleicht würde mich jemand suchen und wenn es nicht meine Mutter wäre, dann vielleicht mein Vater. Vielleicht bereuten sie ja ihre Taten und würden sich bei mir entschuldigen. Dann wiederum dachte ich das mich sowieso keiner lieben könnte, wenn schon meine biologischen Eltern es nicht konnten. Diese Gedanken waren wie Schatten, die sich über mein Herz legten, und ich konnte nicht anders, als mich in der Einsamkeit danach zu sehnen, Teil einer Familie zu sein, die mich liebte, so wie ich war. Häufig stand ich vor dem Spiegel und betrachtete mein eigenes Spiegelbild. Dabei fiel mir immer wieder die Narbe auf der linken Gesichtshälfte auf. Sie war ein ständiger Begleiter in meinem Leben, und ich wusste genau, woher sie kam. Doch die Erinnerung, die damit verbunden war, war schmerzhaft und untrennbar mit meinem Selbstbild verbunden. Neben dieser Narbe trug ich auch andere, kleinere, an verschiedenen Stellen meines Körpers, die mir ständig vor Augen führten, dass ich anders war. Diese äußeren Zeichen meiner Vergangenheit ließen mich oft hässlich fühlen. Ich wünschte mir, ich könnte so hübsch sein wie die anderen

Mädchen in meinem Alter, die mit ihrem strahlenden Lächeln und ihrem selbstbewussten Auftreten durch die Welt gingen. Während ich sie beobachtete, schlich sich ein Gefühl der Unsicherheit in mein Inneres. Ich fragte mich, was mit mir nicht stimmte und warum ich nicht die gleiche Anziehungskraft hatte wie sie. Diese Gedanken verstärkten mein Gefühl des Unwerts. Oft, wenn ich von anderen gefragt wurde, woher die Narbe stammte, antwortete ich ausweichend: „Ich weiß es nicht. Ich habe sie schon seit meiner Geburt.“ Die Lüge war für mich ein Schutzmechanismus, denn ich wollte nicht, dass andere in meine Vergangenheit eindringen oder mich fragten, was wirklich geschehen war. Es war einfacher, die Fragen mit einer oberflächlichen Antwort abzutun, als die schmerzlichen Erinnerungen zu teilen, die ich so verzweifelt zu verdrängen versuchte.

In diesen Momenten fühlte ich mich oft isoliert, als ob ich in einer eigenen Welt gefangen war, während die anderen um mich herum leuchteten und lebendig waren. Die Narbe und die Unsicherheiten, die sie mit sich brachten, wurden zu einem ständigen Reminder, dass ich anders war. Und so versuchte ich, in der Menge unterzutauchen, die Schmerzen zu verbergen. Das Gefühl der Wertlosigkeit wuchs und überkam mich immer wieder.

Die Gedanken an meine leibliche Mutter und meine Geschwister blieben in meinem Herzen verankert, während ich versuchte, meinen eigenen Platz in dieser Welt zu finden. Es war ein ständiger Kampf zwischen der Sehnsucht nach Zugehörigkeit und dem Gefühl, nicht genug zu sein. Doch tief in mir wusste ich, dass ich eines Tages die Antworten finden würde, die mir helfen würden, den Frieden mit meiner Vergangenheit zu schließen.

Meine erste Liebe

Der Frühling kündigte sich langsam an, und allein der Gedanke daran, wieder jeden Tag zur Baustelle unseres neuen Hauses gehen zu müssen, ließ mir den Magen umdrehen. Es war nicht nur die Aussicht auf die harte Arbeit, die mir Unbehagen bereitete, sondern auch die Vorstellung, von meinen Freunden fernzubleiben. Doch meine Eltern waren fest entschlossen und erklärten mir, dass es unsere Pflicht sei, schließlich wollten wir alle in diesem neuen Zuhause leben. Jeder von uns müsse sein Bestes geben, um das Projekt voranzutreiben.

Dann war es so weit, und nach langer Zeit standen wir wieder an der Baustelle. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass der Bauarbeiter, der uns zuvor dort gearbeitet hatte, nicht mehr da war. Diese Erkenntnis erfüllte mich mit einem Gefühl der Erleichterung. Ohne seine ständige Aufsicht fühlte ich mich freier, und meine anfängliche Angst begann zu schwinden. Es schien, als wäre der Druck, den ich empfand, mit seinem Verschwinden ebenfalls weggefallen. Die Nachmittage, die wir an diesem Ort verbrachten, waren gefüllt mit verschiedenen Aufgaben. Wir mussten den Bauschutt zusammentragen, die Überreste der Arbeiten beseitigen und Beete anlegen. Diese Tätigkeiten hielten uns nicht nur beschäftigt, sie ließen keine Zeit für etwas anderes. Ich empfand wenig Freude daran und war immer froh, wenn der Tag beendet war.

In der Schule hingegen blühte ich auf. Ich freute mich darauf, meine Freunde zu treffen und mit ihnen über ihre Erlebnisse der letzten Tage zu sprechen. Sie berichteten mir von ihren Abenteuern, von den kleinen Freuden des Alltags, die ich vermisste. Oft fragten sie mich, ob ich nicht eine Ausrede finden könnte, um einfach mal einen Nachmittag bei ihnen zu verbringen. Doch ich wusste, dass es keinen Sinn hatte, denn es gab keine Ausnahmen von der Regel. Die Verantwortung,

die Baustelle zu betreuen, war festgelegt, und ich konnte sie nicht leichtfertig ablegen.

Eines Morgens, als ich auf dem Weg zur Schule war, traf ich zufällig meine Freundin Heike. Sie strahlte vor Aufregung und konnte es kaum erwarten, mir von ihrem neuen Freund zu erzählen. Sein Name war Gerd, ein 18-Jähriger, der bereits eine Ausbildung begonnen hatte und das benachbarte Berufskolleg besuchte. Ihre Begeisterung war ansteckend, und ich konnte nicht anders, als mich mit ihr zu freuen. In den Pausen schlichen wir uns oft vom Schulhof und trafen uns heimlich mit Gerd und seinen Freunden in einem nahegelegenen Bäcker. Es war ein aufregendes Abenteuer, das Herzklopfen verursachte. Dort wurde geraucht, gequatscht und gelacht, während wir darauf achteten, nicht erwischt zu werden. Das Verbotene machte die Treffen nur noch spannender. Inmitten dieser aufregenden Treffen lernte ich Wolfgang kennen. Er war ebenfalls 18 Jahre alt und, genau wie Gerd, in der Ausbildung. Doch was mich an ihm besonders faszinierte, waren seine fast schwarzen Haare und seine strahlend blauen Augen. Jedes Mal, wenn er mich ansah, überkam mich eine Welle von Nervosität und ich konnte kaum einen klaren Gedanken fassen.

Eines Tages, als ich mit Heike darüber sprach, wie toll ich Wolfgang fand, gestand ich ihr, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass jemand wie ich eine Chance bei ihm hätte. Heike, die immer an mich glaubte, ermutigte mich und sagte, sie würde Gerd fragen, ob Wolfgang überhaupt eine Freundin hatte. Nach ein paar Tagen kam die erlösende Nachricht: Wolfgang war tatsächlich Single! Zu meiner Überraschung erhielt ich einen Zettel mit seinem Namen und seiner Telefonnummer zugesteckt. Der Gedanke, ihn anzurufen, ließ mich jedoch in Panik geraten. Ich war mir sicher, dass ich mich niemals trauen würde, diese Nummer zu wählen. Doch Heike ließ

nicht locker. Sie nahm die Sache in die Hand und vereinbarte nach dem Unterricht ein Treffen mit Gerd, und ich durfte mitkommen. Als wir uns trafen, war ich voller Aufregung und gleichzeitig nervös, als Wolfgang und ich ins Gespräch kamen. Jede Sekunde fühlte sich wie eine Ewigkeit an, und je mehr ich mit ihm sprach, desto nervöser wurde ich. In der Zwischenzeit hatten die Innenarbeiten an unserem neuen Zuhause begonnen, was bedeutete, dass ich nicht mehr jeden Tag zur Baustelle musste. Diese neue Freiheit nutzte ich, um mich nachmittags mit Heike und Gerd zu treffen, und Wolfgang wurde ein fester Teil unserer kleinen Gruppe. Unsere Treffen wurden regelmäßiger, und ich begann, die Zeit mit ihm immer mehr zu genießen. Es war eine aufregende und zugleich nervenaufreibende Phase, in der ich eine besondere Verbindung entdeckte.

Der Sommer war in vollem Gange, und die Tage waren warm und einladend. In dieser wunderschönen Jahreszeit waren Wolfgang und ich ein Paar geworden, und ich konnte an nichts anderes denken als an ihn. Unsere Beziehung blühte auf, und das Leben fühlte sich lebendig und bunt an. Zusammen mit unseren Freunden waren wir mittlerweile zu vier Pärchen geworden, und wir verbrachten die Wochenenden voller Abenteuer und gemeinsamer Erlebnisse. Wir unternahmen ausgedehnte Fahrradtouren durch die malerische Umgebung, erkundeten die kleinen, versteckten Wege und genossen die Freiheit, die der Sommer mit sich brachte. Oft fuhren wir zum Kanal, wo wir eine perfekte Stelle gefunden hatten, um schwimmen zu gehen. Das Wasser war erfrischend, und wir lachten und planschten, während die Sonne uns wärmte. Diese Momente waren voller Freude und Unbeschwertheit, und ich fühlte mich so glücklich, dass ich Wolfgang an meiner Seite hatte.

Eines Tages, während wir in der warmen Nachmittags-sonne saßen und über unsere Pläne für das Wochenende sprachen, fragte Wolfgang mich plötzlich, ob ich mit ihm nach Hause fahren würde. „Meine Mutter würde gerne für uns kochen und hat dich eingeladen“, sagte er mit einem Lächeln, das mir das Herz erwärmte. Ich war etwas überrascht, aber auch aufgeregt. Die Vorstellung, seine Mutter kennenzulernen, löste in mir eine Mischung aus Nervosität und Vorfreude aus. Wolfgang hatte mir oft von seiner Mutter erzählt, die sich bemüht hatte, ein gutes Zuhause für ihn zu schaffen, während sein Verhältnis zu seinem Vater angespannt war. Er hatte mir erzählt, dass sein Vater alkoholkrank war und meist nie zu Hause war. Das machte mich traurig, und ich konnte mir vorstellen, wie schwierig es für Wolfgang gewesen sein musste, in solchen Verhältnissen aufzuwachsen. Doch seine Mutter schien eine liebevolle und verständnisvolle Person zu sein, und ich hoffte, dass sie mich mögen würde.

Ich stimmte also zu, und wir schwangen uns auf unsere Fahrräder, um in einen anderen Stadtteil zu fahren. Während der Fahrt spürte ich ein Kribbeln in meinem Bauch. Die Aufregung stieg in mir auf, und ich stellte mir vor, wie es sein würde, Wolfgangs Familie zu treffen. Was würde sie denken?

Als wir schließlich vor dem Haus ankamen, verspürte ich ein leichtes Ziehen in meiner Magengegend. Das Gebäude war freundlich und einladend, mit bunten Blumen im Garten und einem kleinen Balkon, auf dem ein paar Töpfe standen. Doch trotz der angenehmen Atmosphäre war ich nervös. Was, wenn Wolfgangs Mutter mich nicht mochte? Diese Gedanken schwirrten in meinem Kopf, während wir die Treppe zum Eingang hinaufgingen.

Wolfgang klopfte an die Tür, und ich wartete ungeduldig, während mein Herz schneller schlug. Als die Tür sich öffnete, sah ich Wolfgangs Mutter vor mir stehen. Sie hatte ein warmes

Lächeln auf den Lippen, dass mir sofort ein Gefühl von Sicherheit gab. „Oh, du musst die Freundin von Wolfgang sein! Es ist so schön, dich kennenzulernen!“, sagte sie mit einer herzlichen Stimme und zog mich in eine Umarmung.

In diesem Moment fühlte ich, wie die Nervosität von mir abfiel. Wolfgang's Mutter war freundlich und herzlich, und als wir zusammen in die Küche gingen, in der der Duft von frisch gekochtem Essen durch die Luft zog, wusste ich, dass ich hier willkommen war. Es wurde ein schöner Abend voller Lachen, Geschichten und köstlichem Essen, der mir die Nervosität nahm und mir zeigte, dass ich Teil von etwas Wundervollem geworden war.

Ich musste stets ein Auge auf die Zeit haben, denn es gab eine klare Regel, die ich einhalten musste: Um 18:00 Uhr musste ich zu Hause sein. Es war nicht nur wichtig, pünktlich zu sein, sondern ich hatte auch die Verantwortung, dafür zu sorgen, dass der Tisch pünktlich um 18:30 Uhr gedeckt war, damit wir gemeinsam zu Abend essen konnten. Diese Verpflichtung war Teil eines wöchentlichen Wechsels mit Babsi. Während sie nach dem Abendessen oft noch ausgehen durfte, war ich aufgrund meines Alters an solche Freiheiten nicht gewöhnt. Ich musste zu Hause bleiben, während sie mit Freunden um die Häuser zog.

Diese Regeln waren für mich nicht nur lästig, sie schnürten mich auch im Inneren ein. Ich hatte Wolfgang nie von meiner Vergangenheit erzählt, und er glaubte lediglich, dass meine Eltern sehr streng waren. Das war nur ein Teil der Wahrheit, denn selbst in den Ferien war ich nicht in der Lage, länger draußen zu bleiben. Ich fühlte mich oft wie ein Vogel im Käfig, der mit seinen Flügeln schlagen wollte, aber nicht konnte. Jedes Mal, wenn ich Wolfgang sah, überkam mich die Angst, dass er jemand anderen finden könnte, jemanden, der mehr Freiheiten hatte, der ihm mehr bieten konnte. Aber Wolfgang

versicherte mir immer wieder, dass es ihn nicht störte. „Mach dir keine Gedanken darüber“, sagte er mit einem Lächeln, „das Wichtigste ist, dass wir Zeit miteinander verbringen.“

Trotz dieser Zusicherungen blieb ein Teil von mir unruhig. Ich beneidete die anderen Mädchen in meinem Freundeskreis, die kommen und gehen konnten, wann immer sie wollten. Oft übernachtete ich am Wochenende bei einer Freundin, und das war für mich eine kleine Flucht aus dem Alltag. Dort konnte ich mich für eine Weile wie ein normales Mädchen fühlen, das die Freiheit hatte, draußen zu sein, zu lachen und die Nacht mit Freunden zu verbringen.

Die Nächte bei meiner Freundin waren immer besonders. Wir gingen zusammen in den Park, schauten uns die Sterne an und erzählten uns Geschichten, während wir uns in die Wärme der Sommerluft hüllten. Manchmal blieben wir bis spät in die Nacht draußen, und ich fühlte mich lebendig und voller Energie. Es war eine willkommene Abwechslung von den strengen Regeln, die ich zu Hause befolgen musste. Diese Abende schenkten mir das Gefühl von Freiheit und Unbeschwertheit, dass ich so sehr vermisste. Doch der Gedanke, dass ich am Sonntagabend wieder nach Hause gehen musste und der Alltag mich erneut einholen würde, war immer präsent. Ich freute mich auf die Zeit mit Wolfgang und die schönen Momente, die wir teilten, aber ich konnte nicht leugnen, dass die strengen Regeln, die mir auferlegt worden waren, immer in meinem Hinterkopf blieben. Dennoch war ich dankbar für die kleinen Freiräume, die ich mir erkämpfen konnte, und die kleinen Momente, die ich mit Wolfgang hatte. Das gab mir Kraft, und ich würde versuchen, die Zeit mit ihm in vollen Zügen zu genießen und die Momente der Freiheit, die mir gönnt waren, wertzuschätzen.

Der Umzug ins neue Haus stand vor der Tür, und die Aufregung in mir stieg mit jedem Tag. Ich konnte es kaum

erwarten, endlich in mein neues Zimmer einzuziehen, das größer und heller sein würde als das vorherige. Es versprach, ein Ort zu werden, an dem ich mich wirklich wohlfühlen konnte. Während meine Schwester mit ihrem Freund Gary in den Keller zog, der noch wohnlich gestaltet werden musste, spürte ich, dass eine neue Phase in unserem Leben begann. Der Keller war noch leer, und es fehlten an allen Türen die Türklinken, aber wir waren voller Tatendrang und motiviert, alles in Ordnung zu bringen.

Babsi hatte Gary vor einiger Zeit mit ihren Freunden kennengelernt, und ich fand ihn sehr lustig, auch wenn ich oft nicht ganz verstand, was er sagte. Er war Engländer und sprach kein Deutsch, was für einige amüsante Momente sorgte. Wenn er versuchte, sich in unserer Sprache auszudrücken, klang es immer so komisch und charmant, dass ich lachen musste. Mein Vater, der oft behauptete, er könnte fließend Englisch, konnte in Wirklichkeit nur ein paar Brocken und machte sich manchmal so sehr zum Affen, dass wir uns tagelang über seine „Übersetzungen“ lustig machten. Bei einigen seiner Versuche, die Sprache zu sprechen, klang es so witzig, dass wir alle in schallendes Gelächter ausbrachen. Mein Vater fand das jedoch alles andere als amüsant und regte sich sehr auf, was die Situation nur noch komischer machte.

Als allmählich Ruhe einkehrte und wir alles aufgebaut hatten, war ich voller Vorfreude, denn ich wollte Wolfgang unbedingt in meinem neuen Zuhause willkommen heißen. Ich fragte meine Mutter, ob er mich besuchen dürfte. Sie stimmte zu, aber mit einer Bedingung: „Die

Zimmertür bleibt immer auf. Diese Regel gilt immer.“ Ich nickte, während ich mir innerlich schon ausmalte, wie es sein würde, Wolfgang in meinem neuen Zimmer zu haben. Es war ein kleiner Kompromiss, den ich bereit war einzugehen, nur um Zeit mit ihm verbringen zu können. Ich erzählte

Wolfgang, dass er jetzt auch mal zu mir kommen dürfe, und sein Gesicht leuchtete auf. Er war genauso aufgeregt wie ich und versprach, bald vorbeizukommen. Die Vorstellung, Zeit mit ihm in meinem neuen Zimmer zu verbringen, ließ mein Herz schneller schlagen.

In der Zwischenzeit beschlossen meine Eltern, eine Einweihungsfeier zu veranstalten, um das neue Haus gebührend zu feiern. Sie luden auch die Nachbarn ein, Harald und Iris, die schon lange in der Nachbarschaft lebten, sowie ihren Sohn und dessen Frau, die noch bei ihnen wohnten. Die Planung der Feier gab uns allen einen zusätzlichen Schub an Energie. Wir halfen, das Haus zu dekorieren, und ich machte mich daran, ein paar Snacks vorzubereiten. Am Tag der Einweihungsfeier war die Aufregung greifbar. Harald und Iris waren freundlich und gesellig, und ich spürte sofort, dass wir uns hier wohlfühlen würden. Die Gespräche und der Alkohol flossen. Die Stimmung war anfangs freundlich und einladend. Meine Eltern und die Nachbarn hatten beschlossen, regelmäßige Kartenspielenaben zu veranstalten, um sich besser kennenzulernen und die Geselligkeit zu pflegen. Iris, die keine Karten spielte, hatte ihren Sohn eingeladen, für sie einzuspringen. Doch schon bald stellte sich heraus, dass er ein lauter und unhöflicher Mensch war, dessen Verhalten immer unangenehmer wurde, je mehr Alkohol konsumiert wurde.

An einem dieser Abende eskalierte die Situation derart, dass mein Vater und er sich fast prügelten. Die Atmosphäre war angespannt, und es schien, als würde alles aus dem Ruder laufen. Ich beobachtete das Geschehen mit wachsendem Unbehagen, während ich mich in eine Ecke zurückzog, um dem Geschehen zu entkommen. Am nächsten Tag jedoch war alles wieder beim Alten. Harald kam herüber und unterhielt sich angeregt mit meiner Mutter, während Iris zu Hause geblieben war. Sie war so betrunken, dass sie keine Kontrolle mehr über

ihren Körper hatte und sich einnässte. Solche Vorfälle geschahen regelmäßig, und Harald klagte sein Leid bei meiner Mutter, während ich mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend zuhören musste. Mein Vater schien von all dem unberührt. Er saß oft mit seinem Korn und Bier am Tisch, und wenn ihm etwas nicht passte oder er der Meinung war, jemand hätte etwas Falsches gesagt, fing er an, rumzupöbeln und uns anzuschreien. Dieses Verhalten wurde mittlerweile zum Alltag, und wir Kinder versuchten verzweifelt, uns aus der Schusslinie zu bringen. Babsi hatte es da etwas leichter, da sie in der Kellerwohnung lebte, die ihr einen gewissen Abstand zu den ständigen Auseinandersetzungen ermöglichte. Oft schlich ich mich heimlich hinunter, um dem Chaos im Obergeschoss zu entkommen und einen Moment der Ruhe zu finden. Mit der Zeit zogen Rainer und seine Frau Elli in die obere Wohnung unseres Hauses ein. Elli war schwanger, und das Paar wollte bei Harald und Iris ausziehen, um ein ruhigeres Leben zu führen. Während sich unser Umfeld so veränderte, kam Wolfgang immer häufiger zu Besuch. Wenn niemand sonst zu Hause war, nutzten wir die Zeit, um uns näherzukommen. Diese Momente waren für mich wie ein Lichtblick in einer ansonsten dunklen Zeit, und ich genoss die Zweisamkeit mit ihm.

Doch je näher wir uns kamen, desto mehr spürte ich den Druck, den die Beziehung auf mich ausübte. Eines Tages, als wir in meinem Zimmer allein waren, gestand Wolfgang, dass er mit mir schlafen wollte. Plötzlich überkam mich eine panische Angst, und ich verspürte eine innere Sperre. Alles in mir zog sich zusammen, und ich konnte nicht anders, als ihm zu sagen, dass ich noch nicht so weit wäre. Wolfgang war anfangs verständnisvoll, aber bald darauf änderte sich seine Haltung. Seine Geduld schien zu schwinden, und er wurde wütend. Drohungen folgten, und ich fühlte mich mehr und mehr unter Druck gesetzt.

Die Situation eskalierte schließlich an einem schicksalhaften Tag, als Wolfgang die Geduld verlor und mir ins Gesicht schlug. Der Schmerz durchfuhr mich nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. In diesem Moment war mir klar, dass ich nicht länger in dieser Beziehung bleiben konnte. Mit zitternden Händen und einem gebrochenen Herzen beendete ich unsere Beziehung. Der Schmerz und die Enttäuschung überwältigten mich, und ich dachte, mein Leben wäre zu Ende. Ich fühlte mich verloren und glaubte, dass ich niemals wieder glücklich werden könnte.

Die Gedanken an die häuslichen Konflikte und die ständige Anspannung in meinem Leben mischten sich mit dem Schmerz der Trennung. Mein Herz war schwer, und ich fühlte mich, als ob ich in einem tiefen, dunklen Loch gefangen war. Die Hoffnung schien unerreichbar, und ich fragte mich, ob ich jemals aus diesem emotionalen Chaos herauskommen würde.

Der Alltag zog weiter, und es schien, als würde sich die Situation nur noch verschlimmern. Der Alkoholkonsum meines Vaters nahm stetig zu, und die ständige Anspannung zu Hause machte es mir schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Meine einzige Flucht war meine Freunde in der Schule, wo ich für eine Weile die Sorgen und den Druck hinter mir lassen konnte. Diese Zeit wurde für mich zu einem wichtigen Rückzugsort, an dem ich mich sicher fühlte und einfach ich selbst sein konnte.

Wenn Feinde zu Freunden werden

Bald stand das Schulpraktikum an, auf das ich mich schon lange gefreut hatte. Ich hatte einen Platz im Tierheim bekommen, und als der erste Tag schließlich kam, war ich voller Aufregung und Vorfreude. Ich stellte mir vor, wie ich mit den Tieren arbeiten würde, sie füttern und mich um sie kümmern könnte. Glücklicherweise machte auch meine Freundin Heike ihr Praktikum dort, und das gab mir den Mut, den ersten Tag mit einem Lächeln zu beginnen.

Als wir im Tierheim ankamen, war ich voller Energie und bereit, die Herausforderungen anzunehmen. Neben Heike waren noch zwei weitere Mädchen aus einer anderen Schule da. Während wir uns vorstellten, fiel mir eine von ihnen sofort ins Auge. Sie kam mir so bekannt vor, dass ich sie unwillkürlich anstarrte. Auch sie warf mir immer wieder Blicke zu, und ich konnte nicht anders, als mich zu fragen, woher ich sie kannte.

Nach einer kurzen Weile fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Ihr Name war Katrin, und sie war eines der Mädchen, die mich in der Grundschule immer geärgert und verprügelt hatte. Mein Herz sank. „Oh nein, das kann nicht sein“, dachte ich und fühlte, wie sich ein Kloß in meinem Hals bildete. Die Erinnerungen an die Grundschule und die Schikanen, die ich damals erdulden musste, kamen in mir hoch. Ich fragte mich, wie es sein konnte, dass ich ausgerechnet jetzt mit einem solchen Mädchen arbeiten musste.

Doch im Laufe des ersten Tages passierte etwas Unerwartetes. Während wir gemeinsam mit den Tieren arbeiteten, merkte ich, dass sich die Atmosphäre zwischen uns veränderte. Anstatt sich über alte Wunden lustig zu machen, schien Katrin tatsächlich an mir interessiert zu sein. Wir begannen, uns zu unterhalten, und ich war überrascht, wie leicht und angenehm das Gespräch war. Wir lachten über die kleinen

Missgeschicke mit den Tieren und fanden schnell ein gemeinsames Thema. Es stellte sich heraus, dass wir beide eine große Leidenschaft für Tiere hatten und ähnliche Ansichten über die Arbeit im Tierheim teilten.

Je mehr Zeit wir miteinander verbrachten, desto mehr merkte ich, dass die Vergangenheit nicht das war, was uns jetzt definierte. Katrin war nicht mehr das Mädchen, das mich in der Grundschule gequält hatte. Sie schien gewachsen zu sein, und ich konnte die Reue in ihren Augen sehen, wenn sie über ihre früheren Taten sprach. Es war, als ob wir beide die Möglichkeit hatten, neu anzufangen und die Vergangenheit hinter uns zu lassen.

In den folgenden Tagen entwickelte sich eine unerwartete Freundschaft zwischen uns. Wir arbeiteten Hand in Hand, versorgten die Tiere und halfen im Tierheim, und ich konnte nicht anders, als mich über die positive Wendung zu freuen. Die alten Wunden begannen zu heilen, und ich fand in Katrin eine Verbündete, die mir half, die schwere Last der letzten Monate ein Stück weit abzulegen.

Die Zeit im Tierheim wurde zu einem Lichtblick in meinem oft dunklen Alltag. Ich erlebte nicht nur die Freude an der Arbeit mit Tieren, sondern auch die Möglichkeit, alte Vorurteile abzubauen und neue Freundschaften zu schließen. In diesen Momenten fühlte ich, dass es vielleicht doch Hoffnung gab - Hoffnung auf Veränderung, Hoffnung auf Freundschaft.

Wir beide hatten unterschiedliche Hintergründe und Interessen, aber gerade das machte unsere Freundschaft so besonders. Wir fanden schnell heraus, dass wir uns gegenseitig ergänzten. Obwohl wir auf verschiedene Schulen gingen und uns daher nur nachmittags treffen konnten, war es, als hätten wir die verlorene Zeit immer schnell wieder eingeholt. Kaum war die Schule vorbei, trafen wir uns bei einem von uns zu Hause, meistens bei mir. Dort hörten wir stundenlang Musik,

tauschten Geheimnisse aus und sprachen über alles, was uns beschäftigte. Katrin war ein absoluter Fußballfan, etwas, womit ich mich anfangs gar nicht so recht identifizieren konnte. Sie fieberte bei jedem Spiel mit und konnte stundenlang über die neuesten Transfers, Tore und Taktiken sprechen. Ihr Enthusiasmus für den Sport war ansteckend, auch wenn ich selbst nie zu einer leidenschaftlichen Fußballanhängerin wurde. Stattdessen liebte ich es, mich mit Mode und Styling zu beschäftigen. Make-up war für mich mehr als nur ein Hobby; es war eine Form von Selbstausdruck. Katrin hingegen hatte bis dahin wenig Interesse an Styling gezeigt. Sie war eher praktisch und sportlich unterwegs, ganz in ihrer Welt des Fußballs und ihrer Liebe zur Rockmusik, insbesondere zu AC/DC.

Eines Tages, als wir wieder bei mir saßen und uns über alles Mögliche unterhielten, fragte sie mich beiläufig, ob ich ihr nicht ein paar Tipps geben könnte, wie man sich "so richtig cool" stylt. Das war der Beginn einer kleinen Verwandlung bei ihr. Ich zeigte ihr, wie man verschiedene Looks ausprobierte, wie man Lidschatten richtig auftrug und welche Klamotten zu ihrem neuen Stil passten. Es dauerte nicht lange, und Katrin begann, ihre Haare anders zu tragen, mutigere Outfits auszuprobieren und auch mit Make-up zu experimentieren. Es war faszinierend zu sehen, wie sich ihr Aussehen veränderte, nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrem Auftreten. Sie gewann an Selbstbewusstsein, und wir beide genossen es, gemeinsam durch die Läden zu bummeln und neue Looks auszuprobieren.

Unsere Freundschaft wurde immer enger, bis wir irgendwann unzertrennlich waren. Es schien, als könnten uns keine Unterschiede auseinanderbringen, im Gegenteil, sie schweißten uns nur noch mehr zusammen.

Während Katrin in der Schule immer gute Noten erzielte und ihr das Lernen leichtfiel, war ich eher immer noch das

Gegenteil. Schule war für mich eine Qual, und ich hatte oft das Gefühl, dass sich sowieso niemand darum scherte, wie ich mich schlug. Meine Lehrer und meine Eltern hatten nicht viel Hoffnung in mich gesetzt, und das hatte sich auf meine Einstellung ausgewirkt. Warum sollte ich mich anstrengen, wenn ohnehin niemand daran glaubte, dass ich es zu etwas bringen würde? Katrin versuchte immer wieder, mir zu helfen, besonders in den Fächern, in denen sie stark war. Sie setzte sich mit mir hin, erklärte mir Matheformeln oder half mir bei Hausaufgaben, aber ich konnte mich einfach nicht motivieren. In meinem Kopf war die Überzeugung fest verankert, dass ich sowieso scheitern würde. Warum also die Mühe? Sie gab jedoch nie auf, sie blieb und stand mir bei, wann immer ich es zuließ.

Andy

Zu Hause war die Situation auch nicht gerade einfach. Meine Schwester war immer noch mit Gary zusammen, einem britischen Soldaten, der in unserer Stadt stationiert war. Gary war oft bei uns zu Hause, und eines Tages brachte er seinen Freund Andy mit, der ebenfalls Soldat und wie Gary Brite war. Ich erinnere mich noch genau an den Moment, als Andy das erste Mal durch unsere Tür trat. Er war groß, hatte einen lässigen Charme und trug eine gewisse Gelassenheit zur Schau, die man bei Soldaten nicht unbedingt erwarten würde. Es dauerte nicht lange, bis sich eine kleine Schwärmerei meinerseits entwickelte. Andy war freundlich, humorvoll und schien immer ein offenes Ohr für mich zu haben. Andy brachte ein Stück von einer anderen Welt mit und unsere Gespräche waren oft sehr lustig, da mein Englisch und sein Deutsch nicht so gut waren. Ich fing an englische Romane zu lesen und hatte stets ein Wörterbuch dabei, denn damals gab es noch kein Internet. Schnell lernte ich dazu und freute mich immer, wenn ich mehr verstand.

Er erzählte Geschichten von den Herausforderungen des Soldatenlebens und den Freundschaften, die sie in ihrer Zeit bei der Armee geschlossen hatten. Für mich war das alles unglaublich spannend, da es so weit weg von meinem eigenen Alltag schien. Ich konnte stundenlang zuhören, wenn er von seinen Einsätzen erzählte, und stellte mir vor, wie es wäre, selbst solch aufregende Abenteuer zu erleben.

Andy schien seine Zeit bei uns genauso zu genießen wie ich seine Gesellschaft. Meine Schwester und Gary waren ein eingespieltes Team, und es war offensichtlich, dass sie sich sehr liebten. Manchmal schaute ich die beiden an und fragte mich, ob ich jemals so eine tiefe

Verbindung zu jemandem aufbauen würde. Gary war nicht nur der Freund meiner Schwester, sondern wurde auch zu einer Art großen Bruder für mich. Er nahm mich oft zur Seite und gab mir Ratschläge, sei es über das Leben, die Schule oder Jungs. Andy war in dieser Hinsicht etwas zurückhaltender, aber auch er ließ mich immer spüren, dass er für mich da war, wenn ich jemanden zum Reden brauchte.

Die Zeit mit Katrin, Gary, Andy und meiner Schwester prägte mich in vielerlei Hinsicht. Es waren diese Freundschaften und Beziehungen, die mir zeigten, dass ich, auch wenn es nicht immer leicht war, nicht allein war. Mit der Zeit wurde die Freundschaft zwischen Andy und mir immer intensiver. Er war nicht nur der Freund von Gary, sondern wurde auch zunehmend jemand, den ich sehr bewunderte. Ich merkte bald, dass meine Gefühle für ihn tiefer gingen als bloße Freundschaft. Da war diese besondere Art, wie er mich ansah, wie er sich um mich kümmerte, ohne es allzu offensichtlich zu machen. Es war, als hätten wir unsere eigene kleine Welt, in der es nur uns zwei gab, wenn wir miteinander redeten oder zusammen Zeit verbrachten.

Eines Abends, als ich die Aufgabe hatte, mit unserem Hund spazieren zu gehen, dachte ich mir, dass dies die perfekte Gelegenheit wäre, ein wenig mehr Zeit mit Andy zu verbringen. Es war schon dunkel draußen, die Straßenlaternen warfen ihr sanftes Licht auf die Gehwege, und es herrschte eine wohltuende Stille in der Luft. Ich fragte ihn, ob er mich begleiten würde, und zu meiner Freude stimmte er sofort zu. Wir verließen das Haus, unterhielten uns, lachten über Belanglosigkeiten und genossen einfach die Gesellschaft des anderen. Doch als wir schon eine Weile unterwegs waren, fiel mir plötzlich auf, dass wir etwas Entscheidendes vergessen hatten - den Hund! Es war einer dieser Momente, in denen mir die Hitze ins Gesicht stieg und ich vor Verlegenheit fast im Boden

versinken wollte. Aber Andy, mit seiner ruhigen und humorvollen Art, lachte nur herzlich darüber. „Vielleicht war das Schicksal“, sagte er, „so haben wir mehr Zeit nur für uns, weil wir zweimal gehen müssen.“

Dieser Abend war magisch. Wir kehrten schließlich zurück, holten den Hund und setzten unseren Spaziergang fort, doch der Moment, in dem wir beide nur zu zweit unterwegs waren, blieb mir noch lange im Gedächtnis. Es war der erste Augenblick, in dem ich mir wirklich eingestehen musste, dass ich mich in Andy verliebt hatte. Es fühlte sich so richtig an, als ob es genauso sein sollte. Seine Präsenz beruhigte mich, und seine Art, mich zum Lachen zu bringen, gab mir das Gefühl, dass er genau wusste, wie er mich glücklich machen konnte.

Während ich immer glücklicher wurde, wollte ich, dass auch meine beste Freundin Katrin dieses Gefühl der Verliebt-heit erlebte. Wir waren schon so lange unzertrennlich, und jetzt, da Andy und ich uns näherkamen, wünschte ich mir, dass Katrin ebenso jemanden finden würde, der sie glücklich machte. Also fragte ich Andy eines Tages beiläufig, ob er nicht noch einen Freund hätte, der Single war. „Da gibt’s tatsächlich jemanden“, sagte er nach kurzem Überlegen. „Fred, ein Kumpel von mir, der wäre perfekt für Katrin.“

Kurz darauf arrangierten wir ein Treffen. Andy brachte Fred mit, und ich war gespannt, wie es zwischen ihm und Katrin laufen würde. Fred war von der ersten Sekunde an charmant und hatte eine unbeschwerte Art, die sofort auffiel. Er war ein paar Jahre älter als wir, etwas erfahrener im Leben und dazu noch im Besitz eines Autos, was uns natürlich sofort beeindruckte. Zwischen ihm und Katrin funkte es fast augenblicklich. Ich sah, wie ihre Augen strahlten, sobald er mit ihr sprach, und es war klar, dass auch Fred von ihr angetan war. Es dauerte nicht lange, bis sie unzertrennlich wurden, genauso wie Andy und ich.

Damit hatten wir unser „Kleeblatt“ komplett. Wir vier wurden unzertrennlich und verbrachten fast jede freie Minute miteinander. Freds Auto eröffnete uns neue Möglichkeiten, die wir vorher nicht hatten. Früher waren wir auf Busse oder Fahrräder angewiesen, aber jetzt konnten wir spontan Ausflüge unternehmen. Es fühlte sich so frei und aufregend an. Oft fuhren wir einfach ins Grüne, machten Picknicks am See oder erkundeten kleine, versteckte Orte, von denen wir vorher nichts wussten.

Die Dynamik zwischen uns vierten war perfekt. Jeder brachte etwas Einzigartiges in die Gruppe ein: Andy mit seiner Gelassenheit, Fred mit seiner Abenteuerlust, Katrin mit ihrem Humor und ich mit meiner unstillbaren Neugier auf das Leben. Wir konnten stundenlang zusammen sein, ohne dass es langweilig wurde. Oft lachten wir über die absurdesten Dinge, aber es gab auch diese tiefen, ernsthaften Gespräche, in denen wir über unsere Ängste, Hoffnungen und Träume sprachen.

Eines der schönsten Dinge war, wie selbstverständlich Fred und Andy Teil unseres Lebens wurden. Sie waren nicht nur die Jungs, mit denen wir zusammen waren, sondern auch echte Freunde, die uns unterstützten und auf uns aufpassten. Es war eine Zeit voller Leichtigkeit, Lachen und dieser besonderen Magie, die nur entsteht, wenn man jung ist und das Leben noch vor sich hat.

Unsere Beziehungen schienen unerschütterlich zu sein. Es war, als hätten wir in Fred und Andy die fehlenden Teile unseres Puzzles gefunden. Wir erlebten gemeinsam so viele Abenteuer, dass ich das Gefühl hatte, nichts könne uns stoppen.

Wach werden

Zur selben Zeit, als sich meine Beziehung zu Andy vertiefte und unsere Gruppe enger zusammenwuchs, veränderte sich auch bei mir zu Hause einiges. Meine Eltern entschieden sich, einen kleinen Getränke- und Zigarettenverkauf von unserer Wohnung aus zu betreiben, um etwas Geld dazuzuverdienen. Anfangs schien das eine harmlose Idee zu sein, aber für mich öffnete es eine gefährliche Tür. Es war nun erschreckend einfach, an alkoholische Getränke zu kommen, wann immer ich wollte. Anfangs war es harmlos, ein oder zwei Bier bei unseren kleinen Partys mit Andy, Fred und Katrin zu trinken, aber nach und nach wurde es für mich zu einer Flucht.

Zuhause war die Atmosphäre oft angespannt. Mein Vater trank regelmäßig und wenn er betrunken war, wurde er aggressiv und unberechenbar. Es gab immer wieder Auseinandersetzungen, bei denen ich das Ziel seines Zorns war. Diese Momente hinterließen in mir ein tiefes Gefühl von Hilflosigkeit und Kummer. Der Alkohol, der so leicht zugänglich war, schien mir eine Möglichkeit zu sein, dieser Realität zu entkommen. Anfangs war es nur ab und zu ein heimlicher Schluck, wenn mir alles zu viel wurde. Aber bald trank ich öfter, auch alleine. Manchmal schon tagsüber, besonders wenn ich wusste, dass niemand zu Hause war, um es zu bemerken. Andy hatte gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Er kam mich häufig besuchen, und obwohl wir viel lachten und schöne Momente teilten, war er nicht blind gegenüber meiner Veränderung. Es gab Abende, an denen ich bereits stark angetrunken war, wenn er bei mir ankam. In diesen Momenten sah ich, wie sich ein Schatten über sein Gesicht legte. Er war besorgt, aber auch ratlos. Er hatte schon öfter miterlebt, wie mein Vater mich verbal attackierte, wenn er getrunken hatte. Andy wusste, dass es mir schwerfiel, mit diesen Situationen umzugehen, aber er

traute sich nicht, einzugreifen, denn er fürchtete, dass dies die Situation nur noch verschlimmern könnte. Ingeheim hatte er Angst, dass mein Vater ihm den Kontakt zu mir verbieten würde, und dieser Gedanke war für uns beide unerträglich.

Dennoch war Andy nicht der Typ, der einfach wegsah. Er sprach mit mir darüber, versuchte mir klarzumachen, dass der Alkohol keine Lösung war. Er erzählte mir von anderen Wegen, mit meinen Gefühlen und meinem Kummer umzugehen, aber in dem Moment schien es mir so, als wären seine Worte nur ein leises Flüstern, das im Lärm meines chaotischen Alltags unterging. Der Alkohol betäubte mich, ließ mich für einen Moment all die Sorgen und Schmerzen vergessen, aber es war ein trügerischer Frieden, der nie lange anhielt.

Nach drei Monaten hatte Andy genug. Eines Abends kam er wieder zu mir, um Zeit zu verbringen, doch als er mein Zimmer betrat, fand er mich völlig betrunken vor. Der Ausdruck auf seinem Gesicht werde ich nie vergessen, es war eine Mischung aus Enttäuschung, Wut und Hilflosigkeit. Er starrte mich eine Weile an, als wüsste er nicht, was er sagen sollte. Schließlich brach er das Schweigen, und seine Worte trafen mich härter, als ich es erwartet hatte. „Du musst dich entscheiden“, sagte er mit fester Stimme, „entweder unsere Beziehung oder der Alkohol.“ Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Da war diese Welle von Emotionen, die mich überrollte, Traurigkeit, Wut und Scham. Aber das Schlimmste war die Wut auf mich selbst. Ich hatte den Menschen, der mir am meisten bedeutete, enttäuscht und fast verloren. Das Letzte, was ich wollte, war, Andy zu verlieren. Er war derjenige, der mir in den letzten Monaten Halt gegeben hatte, der mir gezeigt hatte, dass es auch Licht im Dunkel geben konnte. Und jetzt drohte ich, das alles wegen des Alkohols zu verlieren.

An diesem Abend, nachdem Andy gegangen war und ich wieder nüchtern war, setzte ich mich lange alleine hin und

dachte nach. Die Stille in meinem Zimmer fühlte sich erdrückend an, und zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte ich mich vollkommen klar im Kopf, trotz des Alkohols, der noch in meinen Adern zirkulierte. Ich wusste, dass ich eine Entscheidung treffen musste. Also fasste ich den Entschluss: Ich würde aufhören zu trinken.

Die nächsten Tage waren nicht einfach. Der Drang, erneut zur Flasche zu greifen, war stark, besonders wenn die Spannungen zu Hause eskalierten. Aber ich blieb standhaft. Ich hielt mich an die Erinnerung an Andys enttäuschten Blick, daran, wie viel er mir bedeutete und wie sehr ich ihn in meinem Leben brauchte. Schließlich rief er mich ein paar Tage später an. Meine Hände zitterten, als ich das Telefon abnahm. Würde er mir noch eine Chance geben? Würde er mir glauben, dass ich es ernst meinte?

Ich teilte ihm meine Entscheidung mit und erklärte, dass ich bereit war, für unsere Beziehung zu kämpfen und das bedeutete, den Alkohol hinter mir zu lassen. Andy war am Telefon zunächst still. Es schien, als würde er meine Worte abwägen, als wolle er sicher sein, dass ich es wirklich ernst meinte. Doch dann, mit einem tiefen Seufzen der Erleichterung, sagte er: „Ich bin stolz auf dich.“ Diese Worte berührten mich tief. Ich wusste, dass es kein einfacher Weg werden würde, aber mit Andy an meiner Seite fühlte ich mich stark genug, es durchzustehen. An dem Abend, als er mich wieder besuchte, war die Atmosphäre zwischen uns ganz anders. Ich war nüchtern und klar im Kopf, und als ich ihn sah, durchströmte mich eine Welle des Glücks. Wir setzten uns zusammen, sprachen offen über meine Entscheidung und darüber, wie wir gemeinsam weitermachen wollten. In diesem Moment fühlte ich mich, als könnte ich alles schaffen, solange er bei mir war. Ich war überglücklich, dass ich ihn nicht verloren hatte und entschlossener denn je, meinen Weg, ohne den Alkohol

fortzusetzen. Andy gab mir die Hoffnung zurück, dass es auch ohne den ständigen Griff zur Flasche einen Weg gab, mit meinen Problemen fertigzuwerden. Die Beziehung zu Andy wuchs immer weiter, und ich hatte bald das Gefühl, ihm alles erzählen zu können. Egal, was in meinem Leben passierte, Andy war mein Vertrauter, mein Ruhepol in einem oft chaotischen Alltag. Wir führten stundenlange Gespräche, in denen ich mich ihm völlig öffnen konnte, ohne Angst zu haben, verurteilt zu werden. Er hörte mir immer zu, egal ob es um die Probleme mit meiner Familie, meine Ängste oder einfach nur um die kleinen, alltäglichen Gedanken ging, die mich beschäftigten. In seiner Gegenwart fühlte ich mich sicher, geborgen und verstanden ein Gefühl, das ich vorher selten so intensiv erlebt hatte.

Veränderungen

Doch Andy war Soldat, und das bedeutete, dass es Zeiten gab, in denen er nicht bei mir sein konnte. Er wurde häufig auf Manöver geschickt, und manchmal wusste ich nicht genau, wann er zurückkehren würde. Diese Zeiten, in denen er abwesend war, fühlten sich endlos an. Ich wartete oft sehnsüchtig auf ein Zeichen von ihm, ein Anruf, ein Brief, irgendetwas, das mir versicherte, dass es ihm gut ging. Und wenn ich wusste, dass seine Rückkehr bevorstand, spürte ich jedes Mal dieses Kribbeln in meinem Bauch, als wären da unzählige Schmetterlinge, die vor Aufregung umherflatterten. Die Tage bis zu seiner Rückkehr zogen sich wie Kaugummi, aber sobald ich ihn wieder sah, fühlte es sich an, als wäre keine Zeit vergangen.

Mein Leben schien jetzt so viel schöner, aber schwebten dunkle Wolken über mir, die sich nicht ignorieren ließen. Eines Tages erhielten meine Eltern einen Brief von der Schule, der alles veränderte. Der Inhalt war wie ein Schlag ins Gesicht: Meine schulischen Leistungen standen so schlecht, dass es fraglich war, ob ich überhaupt ins nächste Schuljahr versetzt werden würde. Die einzige Möglichkeit, das Schuljahr doch noch erfolgreich abzuschließen, war eine Nachprüfung. Ich musste zwischen Mathematik und Wirtschaftslehre wählen.

Mathematik war für mich von jeher ein Rätsel, das ich nie lösen konnte. Es fühlte sich an, als stünde ich jedes Mal vor einer unüberwindbaren Wand, sobald Zahlen ins Spiel kamen. Wirtschaftslehre schien hingegen die einzige Option, bei der ich zumindest eine realistische Chance sah, zu bestehen. Also traf ich die Entscheidung: Ich würde mich auf die Nachprüfung in Wirtschaftslehre vorbereiten. Von diesem Moment an lernte ich in jeder freien Minute. Die sonst so unbeschwerten Tage, die ich oft mit Andy, Katrin und unseren Freunden verbrachte, wichen einer Phase intensiven Lernens. Mein Kopf

war voll von Definitionen und Zusammenhängen, die ich zu verstehen versuchte. Die Tage bis zur Prüfung zogen sich, während der Druck immer weiter anstieg. In meinem Hinterkopf nagte die ständige Angst, was passieren würde, wenn ich es nicht schaffen würde. Diese Nachprüfung war meine letzte Chance, und das wusste ich nur zu gut.

Als der Tag der Prüfung schließlich kam, war ich nervöser, als ich es jemals zuvor gewesen war. Meine Hände zitterten, mein Magen war ein einziger Knoten und mein Kopf schien leer, obwohl ich wochenlang gelernt hatte. Ich hatte das Gefühl, dass ich das alles nicht schaffen würde, dass all meine Vorbereitung umsonst gewesen war. Doch dann saß ich im Prüfungsraum, das Blatt Papier vor mir, und langsam begann ich, die Fragen zu beantworten. Es war nicht einfach, aber ich kämpfte mich durch.

Nach der Prüfung begann das Warten auf das Ergebnis. Diese Zeit fühlte sich wie eine Ewigkeit an. Jeder Moment war von Unsicherheit geprägt, als ob mein ganzes Leben von dieser einen Note abhing. Ich wusste, dass meine Zukunft auf dem Spiel stand. Dann, endlich, kam die Nachricht. Ich hatte bestanden, und zwar mit einer Drei. Der Moment, in dem ich es erfuhr, war ein unglaublicher Moment der Erleichterung. Ich hatte es geschafft! Ich würde in die 10. Klasse aufsteigen. Die Last, die auf meinen Schultern gelegen hatte, fiel plötzlich ab. Ich fühlte mich, als könnte ich wieder atmen.

Doch mit dem neuen Schuljahr kamen auch neue Herausforderungen. Die Klassen wurden neu aufgeteilt, und mit der Veränderung kam auch ein neuer Klassenlehrer. Ich war nervös wegen all der Veränderungen und fragte mich, wie das nächste Jahr verlaufen würde, erst einmal konnten wir aber noch die Ferien genießen. In all dem Trubel bemerkte ich nicht, dass sich nicht nur äußerlich Dinge veränderten. Etwas in mir selbst war anders. Eine ständige Übelkeit machte sich

breit, die ich anfangs nicht richtig einordnen konnte. Anfangs schob ich es auf den Stress und die Aufregung, die die letzten Wochen mit sich gebracht hatten. Aber als die Übelkeit nicht verschwand und sich sogar noch verschlimmerte, begann ich mir ernsthafte Sorgen zu machen. Ich sprach mit niemandem darüber, nicht einmal mit Katrin oder Andy, denn ich war mir selbst nicht sicher, was los war. Schließlich entschloss ich mich, einen Arzt aufzusuchen. Eine Freundin gab mir die Telefonnummer eines Gynäkologen, und ich zögerte nicht lange, um einen Termin zu machen.

In mir wuchs die Ungewissheit, was die Ursache für mein Unwohlsein sein könnte, und ich hatte Angst vor dem, was ich beim Arzt erfahren würde. Aber ich wusste, dass ich es herausfinden musste, egal, was auf mich zukam.

Als ich den Termin beim Gynäkologen wahrnahm, war ich von einer unbeschreiblichen Nervosität und Angst erfüllt. Schon der Gedanke an das, was der Arzt mir möglicherweise mitteilen könnte, ließ mein Herz schneller schlagen. Obwohl ich wusste, dass es notwendig war, fühlte sich der Weg in die Praxis wie ein Gang ins Ungewisse an. Zum Glück musste ich nicht alleine gehen, meine Freundin Brigitte, von der ich die Nummer des Arztes bekommen hatte, bot an, mich zu begleiten. Ich war ihr so dankbar dafür. Ihre Anwesenheit gab mir das Gefühl, dass ich diese beängstigende Situation nicht alleine durchstehen musste.

Im Wartezimmer versuchte Brigitte, mich zu beruhigen. Sie sah meine Anspannung und flüsterte mir aufmunternde Worte zu: „Du brauchst keine Angst zu haben. Der Arzt ist nett. Und wenn alles in Ordnung ist, kannst du dir einfach die Pille verschreiben lassen, damit du keine Sorgen mehr haben musst.“ Ihre Worte klangen vernünftig, aber meine Angst ließ sich davon nicht vertreiben. In meinem Kopf malte ich mir unzählige Szenarien aus, während die Minuten zäh vergingen.

Schließlich wurde ich ins Behandlungszimmer gerufen. Mein Herz klopfte so laut, dass ich dachte, der Arzt müsse es hören. Die Untersuchung verlief schneller, als ich es erwartet hatte, aber die Zeit schien still zu stehen, während ich auf das Ergebnis wartete. Nach dem Gespräch mit dem Arzt setzte ich mich wieder hin und hörte ihm zu, wie er mir ruhig und sachlich erklärte, was los war. Doch als die Worte „Du bist schwanger“ über seine Lippen kamen, schien die Welt um mich herum für einen Moment stillzustehen.

Ich war 16 und schwanger!

In diesem Moment fühlte es sich an, als würde der Boden unter meinen Füßen weggezogen. Meine Gedanken rasten, und plötzlich war alles, worüber ich mir zuvor Sorgen gemacht hatte, nicht mehr von Bedeutung. Diese eine Nachricht stellte mein ganzes Leben auf den Kopf. Ich hatte gehofft, dass nach diesem Termin alles vorbei sein würde, dass ich beruhigt nach Hause gehen könnte und einfach mit der Pille weiterplanen könnte, so wie Brigitte es vorgeschlagen hatte. Doch jetzt stand ich vor einer Realität, auf die ich nicht vorbereitet war.

Brigitte war an meiner Seite, als ich die Praxis verließ. Sie hielt meine Hand und sprach beruhigend auf mich ein, aber ich war wie in Trance. Die Worte des Arztes hallten in meinem Kopf nach, während ich versuchte, die Bedeutung dieser Nachricht zu begreifen. Plötzlich fühlte sich alles, was bisher so wichtig schien, die Schule, die Prüfungen, sogar die Beziehung zu Andy, unwirklich an. Jetzt musste ich mich einer ganz anderen Herausforderung stellen, einer, auf die mich niemand vorbereitet hatte.

Ich fühlte mich wie in einem Albtraum gefangen, aus dem ich nicht erwachen konnte. Der Gedanke daran, wie ich Andy von der Schwangerschaft erzählen sollte, ließ mir keine Ruhe. Was würde er sagen? Würde er mich verlassen? Würde er mir Vorwürfe machen? Ich malte mir die schlimmsten Szenarien aus, während ich gleichzeitig wusste, dass ich es meinen Eltern beibringen musste und das, bevor ich überhaupt die Schule beendet hatte. Es schien, als würde mein ganzes Leben plötzlich in Trümmern liegen, und ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte. Als ich nach Hause kam, zog ich mich sofort in mein Zimmer zurück. Ich brauchte Zeit für mich, um zu überlegen, wie ich weiter vorgehen sollte. Doch je länger ich allein in meinem Zimmer saß, desto überwältigender wurden

meine Gefühle. Der Druck auf meiner Brust wurde immer größer, und ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Es war, als ob die Welt um mich herum stillstand, während in mir das Chaos tobte.

Später am Nachmittag kam Babsi zu mir. Sie merkte sofort, dass etwas nicht stimmte, und fragte mich besorgt: „Was ist los mit dir?“ Ich konnte die Tränen nicht länger zurückhalten und brach in Weinen aus. Ohne ein Wort zu sagen, zog ich den Mutterpass aus meiner Tasche und hielt ihn ihr hin. Babsi starrte das kleine Heftchen an, als ob sie nicht glauben konnte, was sie da sah. Dann schaute sie mich an, und das Einzige, was sie sagen konnte, war: „Ach du Scheiße! Wie willst du das erklären?“ Verzweifelt sah ich sie an und fragte: „Kannst du es für mich sagen?“ Die Worte kamen kaum über meine Lippen, so sehr hatte ich Angst davor, meinen Eltern die Wahrheit zu sagen. Doch sie schüttelte den Kopf. „Nein, das musst du selbst machen“, antwortete sie ernst, „aber ich bin bei dir und helfe dir. Am besten sagst du es ihnen am Sonntag beim Frühstück, wenn wir alle zusammen sind.“ Ihr Plan schien vernünftig, auch wenn ich vor dem Gedanken, es meinen Eltern zu beichten, noch immer eine unglaubliche Angst hatte. Aber wenigstens war ich nicht allein. Babsi würde mir beistehen, und das gab mir ein kleines bisschen Mut. Doch bevor ich mich meinen Eltern stellen konnte, musste ich zuerst mit Andy sprechen. Als er am Abend zu mir kam, zitterte ich vor Nervosität. Ich wusste, dass dieser Moment alles verändern könnte. Mit angehaltenem Atem und einem flauen Gefühl im Magen erzählte ich ihm von der Schwangerschaft. Die Worte kamen nur stockend aus mir heraus, als ob sie mir jedes Mal schwerer über die Lippen gingen. Ich hatte solche Angst vor seiner Reaktion, dass ich kaum wagte, ihn dabei anzusehen.

Doch Andy überraschte mich. Anstatt wütend oder entsetzt zu reagieren, blieb er ruhig. Er sah mich ernst an und fragte mit sanfter Stimme: „Was möchtest du machen?“

Diese Frage nahm mir einen Teil meiner Angst. Es war nicht die Reaktion, die ich erwartet hatte, aber sie zeigte mir, dass er bereit war, an meiner Seite zu stehen. Eine Abtreibung kam für mich nicht in Frage und abgeben zur Adoption war kein Ausweg, das wusste ich sofort, und das sagte ich ihm auch. Andy nickte langsam und zog mich in eine feste Umarmung. „Wir schaffen das gemeinsam“, sagte er, und in diesem Moment fühlte ich eine Welle der Erleichterung. Er wollte mich nicht verlassen, und er stand hinter meiner Entscheidung.

Obwohl ich wusste, dass noch viele schwierige Gespräche vor mir lagen, besonders mit meinen Eltern, fühlte ich mich in diesem Augenblick etwas gestärkt. Andy und ich hatten beschlossen, das gemeinsam durchzustehen, und das gab mir die Hoffnung, dass wir es schaffen könnten - egal, wie schwer der Weg auch werden würde. Es war ein Sonntagmorgen, und wie an jedem anderen Tag wurden wir Punkt acht Uhr geweckt. Doch heute lag etwas in der Luft. Ein schweres Gefühl drückte auf meine Brust, und mein Magen schien einen Knoten nach dem anderen zu bilden. Es war nicht nur die Morgenübelkeit; es war die Ahnung, dass dieser Tag alles verändern würde.

Mit zitterigen Fingern zog ich mich an und versuchte, meine Nerven zu beruhigen. Schließlich trafen wir uns, wie jeden Morgen, am Frühstückstisch. Das leise Klappern von Geschirr und der Duft von frischem Kaffee füllten den Raum. Ich versuchte zu essen, obwohl mir jeder Bissen schwerfiel. Mein Blick wanderte immer wieder zu meiner Schwester. Sie schien zu verstehen, denn sie blickte zurück, ihre Augen ruhig und

verständnisvoll. Gerade als ich mich dazu durchringen wollte, endlich zu sprechen, durchbrach sie das Schweigen.

„Sag mal, du wolltest uns doch etwas erzählen, oder?“ Sie sprach so ruhig und beiläufig, als würde sie nach dem Wetter fragen, und doch lagen ihre Worte wie eine Einladung auf dem Tisch, die ich kaum ablehnen konnte. In mir schrie alles, einfach aufzustehen und zu verschwinden. Aber stattdessen atmete ich tief durch und setzte an: „Ja, also...“, begann ich zögernd. „Ihr habt doch immer gesagt, dass ich eher schwanger wäre als Babsi.“ Die Blicke meiner Eltern trafen mich, gespannt, neugierig – eine Mischung aus Erwartung und Skepsis lag in ihren Gesichtern. „Ich wollte euch sagen... also... ich bin tatsächlich schwanger.“

Die Worte hatten kaum meinen Mund verlassen, sie zurückzuholen war jetzt nicht mehr möglich. Einen Moment lang schien die Welt stillzustehen, und ich hielt den Atem an. Die Minuten dehnten sich ins Unendliche, während meine Eltern versuchten, die Nachricht zu verarbeiten. Meine Mutter starrte mich an, ihre Augen schmal und prüfend, als ob sie das Gewicht meiner Worte abwägen wollte. Schließlich, nach einer gefühlten Ewigkeit, sagte sie: „Ja, dann ist es wohl so weit. Und was hast du jetzt vor?“ Die Frage hing schwer im Raum, und ich spürte den Blick meines Vaters auf mir, obwohl er mich nicht direkt ansah. Er saß still, in sich gekehrt, als würde er auf meine Antwort warten, auf eine Erklärung, auf irgendetwas, das ihm Klarheit bringen konnte. Mein Herz pochte wie wild, aber ich hatte die Antwort längst in mir gefunden. „Andy und ich haben uns entschieden, das Kind zu bekommen. Für mich gibt es keine andere Option, und das wisst ihr. Aufgrund meiner Vergangenheit, ihr wisst, was das für mich bedeutet.“ Ich spürte, wie meine Stimme fester wurde. „Außerdem... freue ich mich mittlerweile wirklich darauf.“

In diesem Moment hob mein Vater den Blick. Für einen Moment glaubte ich, Verachtung in seinen Augen zu erkennen, ein Zögern, ein Funkeln. Doch dann nahm er seinen Teller, hob ihn und schleuderte ihn plötzlich gegen die Wand. Ein ohrenbetäubendes Klirren erfüllte den Raum, als das Porzellan in tausend Stücke zerbrach. Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken, und das Unvermeidbare war Realität geworden, die Worte waren ausgesprochen, die Reaktion erfolgt. Nach dem Gespräch am Frühstückstisch sprach mein Vater kaum noch ein Wort mit mir. Als er sich dann doch äußerte, waren seine Worte hart und endgültig. Er machte mir unmissverständlich klar, dass in seinem Haus kein Platz für ein „billiges Flittchen“ war. Es verletzte mich tief, doch seine Enttäuschung war offensichtlich. In seinem Blick lag mehr als nur Wut; da war auch eine Art Unverständnis, das ich nicht beschreiben konnte. Auch seine Haltung zu meinem Kind stand fest, er hoffte, dass ich es nicht zur Welt bringen würde.

Um seine Missbilligung noch deutlicher zu machen, legte er mir während der Ferien zusätzliche Pflichten auf. Wo meine Freunde ihre freien Tage genießen konnten, wurde meine Freizeit radikal gekürzt. „Es gibt eine Menge Arbeit im Garten,“ sagte er kühl und forderte mich ohne Widerspruch auf, den restlichen Bauschutt aufzusammeln und die Beete umzugraben. Jede körperlich anstrengende Aufgabe war mir nun vorbehalten, als wollte er mir demonstrieren, wie schwer mein Weg werden würde. Die körperliche Arbeit, die langen Stunden, das Schweigen zwischen uns, all das zermürbte mich.

Katrin war mittlerweile eingeweiht. Sie schaute mich besorgt an und fragte leise: „Wie willst du das schaffen? Du bist doch viel zu jung, und die Ausbildung liegt auch noch vor dir.“ Ihre Frage hallte in mir nach, aber ich ließ mich nicht unterkriegen. „Ich schaffe das“, erwiderte ich, „Irgendwie. Und zur Not ziehe ich in ein Mutter-Kind-Heim.“ In mir kämpfte

eine leise Hoffnung gegen die Zweifel an, und meine Entschlossenheit wuchs mit jedem Tag. Während meine Schwester an meiner Seite blieb und bald sogar anfang, ein paar Babysachen zu besorgen, hatte auch meine Mutter ihren Widerstand etwas aufgegeben. Heimlich, wenn mein Vater nicht zu Hause war, half sie mir, Anträge beim Roten Kreuz für eine Erstausrüstung zu stellen. In diesen Momenten fühlte ich mich nicht mehr so allein, auch wenn ich wusste, dass die kommenden Monate alles andere als leicht werden würden.

Mit dem Ende der Ferien kam der erste Schultag, und ich wusste, dass ich vorerst nichts erzählen wollte. Es war meine Sache, und ich wollte die Neuigkeit noch für mich behalten. Doch Heike, meine Freundin, schien etwas zu bemerken. Nach einer Weile fragte sie mich direkt, und ich vertraute ihr schließlich mein Geheimnis an. Ihre Augen weiteten sich, und sie sah mich fassungslos an. „Wie willst du das schaffen?“, fragte auch sie, fast wie ein Echo zu Katrins Worten. Ich zuckte mit den Schultern, aber in meinem Inneren war ich fest entschlossen. Andy hatte gerade Urlaub, als die Schule begann. Die letzten Tage hatten mich ausgezehrt, und der Gedanke, nach Hause zu gehen und mich auszuruhen, war verlockend. Also entschuldigte ich mich an diesem Tag früher und täuschte Übelkeit vor. Als ich schließlich in den Bus stieg, schlug die Übelkeit jedoch wirklich plötzlich mit voller Kraft zu. Zusätzlich zu den Bauchkrämpfen, die mich quälten, wurde mir furchtbar schlecht, und ich konnte kaum atmen. Als der Bus hielt und ich endlich die Tür zu unserem Haus erreichte, war die Erleichterung kaum zu beschreiben. Doch kaum war ich angekommen, durchzuckte mich ein stechender Schmerz, und ich krümmte mich zusammen. Mein ganzer Körper fühlte sich an, als würde er auseinanderbrechen, und als ich zur Toilette ging, bemerkte ich, dass ich Blutungen hatte. In diesem Moment schien alles stillzustehen. Die Angst

wuchs in mir und ergriff mich wie eine eisige Hand, die mein Herz zusammenpresste. Der Schmerz, die Furcht und die Ungewissheit vereinten sich zu einem Gefühl, das ich noch nie zuvor erlebt hatte.

Panik ergriff mich, als ich die Blutungen bemerkte, und ohne weiter nachzudenken, rannte ich so schnell ich konnte in den Keller, in dem meine Schwester sich aufhielt. Tränen brannten mir in den Augen, und ich konnte kaum sprechen vor Angst und Schmerz. Doch Babsi verstand sofort, dass etwas Schreckliches passiert war. Ohne zu zögern, nahm sie mich in den Arm. Sie flüsterte beruhigende Worte und drängte mich dann sanft, sofort mit ihr zu unserem Arzt zu fahren. Alles verschwamm, meine Gedanken, meine Gefühle, die Sekunden, die wie Minuten dahinzogen, während wir auf den Weg dorthin waren.

Als wir in der Praxis ankamen, wurde ich, ohne zu warten ins Behandlungszimmer gerufen. Die Welt um mich herum schien, wie durch dichten Nebel zu verschwimmen, als der Arzt begann, mich zu untersuchen. Ich wagte kaum zu atmen, die Sekunden dehnten sich wie Stunden, und mein Herz schlug so laut, dass es fast das Summen des Geräts übertönte.

Dann blieb der Arzt plötzlich ruhig, seine Augen ruhten ernst auf dem Bildschirm. Sein Blick wanderte zu mir, und als unsere Augen sich trafen, wusste ich, dass er mir eine schreckliche Nachricht überbringen würde. „Ich kann keinen Herzschlag feststellen“, sagte er leise und vorsichtig, doch seine Worte trafen mich wie ein Messer ins Herz. Ich fühlte, wie mir der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Ich wollte die Zeit zurückdrehen, nur um diesen Moment, diese Wahrheit, nicht erleben zu müssen. „Es ist besser, wenn Sie sofort ins Krankenhaus fahren“, fügte er hinzu und reichte mir eine Überweisung. Die Worte hallten in meinem Kopf wider, und ich spürte, wie mein Körper sich an Babsi lehnte, die mich

stumm zum Auto führte. Der Weg zum Krankenhaus zog sich endlos hin, und ich konnte nichts tun, als die Stille in mir zu spüren, einen kalten Schmerz, der sich wie ein dunkler Schatten in mir ausbreitete. Im Krankenhaus angekommen, wurden wir sofort in den Behandlungsraum gebracht, und die Ärztin sprach leise, während sie die Situation erklärte. Es müsse eine Notoperation durchgeführt werden, um eine Ausschabung vorzunehmen. Ihre Stimme war ruhig, einfühlsam, doch in mir herrschte Chaos. Die Realität traf mich mit voller Wucht, ich hatte mein Baby verloren. Die Momente, die ich mir in Gedanken so oft ausgemalt hatte, die Zukunft, die ich mir vorgestellt hatte, alles lag nun in Scherben.

Babsi hielt meine Hand bis zum letzten Moment, bevor ich in den Operationssaal geschoben wurde, und ich spürte, wie meine Finger sich verzweifelt um ihre klammerten. Dann umfing mich die Kälte des Operationssaals, und das grelle Licht blendete mich. Ich hörte die Stimmen der Ärzte und das leise Piepen der Maschinen, und während ich in die Betäubung glitt, hatte ich das Gefühl, als würde ein Teil von mir, ein Teil meiner Seele, dort zurückbleiben, zusammen mit dem kleinen Leben, das ich verloren hatte.

Als ich später aufwachte, lag ich allein in einem weißen Krankenzimmer. Die Leere in mir war unendlich und der Schmerz saß tief. Die Realität war so grau und schwer, und in diesem Moment wusste ich, dass nichts mehr so sein würde wie vorher.

Ein Schritt nach vorne

Während all der Ereignisse, die sich wie in einem Schleier aus Schweigen und Trauer um mich legten, war Andy nicht da. Er war irgendwo, weit weg, auf einem Manöver. Die Verbindung zu ihm war abgeschnitten, und so blieb ich alleine zurück, ohne die Möglichkeit, mit ihm zu sprechen oder auch nur eine Nachricht zu hinterlassen. Es war, als ob ein wichtiges Stück meiner Welt einfach verschwunden war. Andy war derjenige, der mich oft mit seinem Lachen aus düsteren Gedanken holte, der mit seiner leichten, unbeschwerten Art alles erträglicher machte. Doch jetzt war er unerreichbar, und ich hatte niemanden, dem ich meine Gedanken anvertrauen konnte. Katrin rief fast täglich an. Sie wollte mich sehen, bei mir sein, mich ablenken und aufmuntern. Doch jedes Mal, wenn das Telefon klingelte und ihr Name auf dem Display erschien, starrte ich nur darauf, als ob es eine fremde Sprache wäre. Ich spürte, dass ich ihre Nähe nicht ertragen konnte, dass ihre gut gemeinte Fürsorge mich in diesem Moment eher belastete als befreite. Also sagte ich jedes Mal ab, brachte eine Ausrede hervor, die für uns beide nicht überzeugend klang, und hörte, wie ihr enttäuschtes „Ach so, na dann...“ am anderen Ende der Leitung verklang.

Drei Wochen vergingen. Ich war die ganze Zeit zuhause, in meinem Zimmer, das sich mehr und mehr, wie ein Kokon anfühlte. Mein Klassenlehrer rief ebenfalls an, mehrmals sogar. Seine Stimme war ruhig und verständnisvoll, nie drängend. Er fragte, wie es mir ging und ob ich irgendwann wieder in die Schule kommen wollte. Jedes Mal hörte ich die Hoffnung in seiner Stimme, und jedes Mal gab ich ihm eine vage Antwort, ein „Vielleicht bald“ oder ein „Ich weiß es noch nicht“. Ich konnte ihm nicht erklären, dass allein der Gedanke, meine Mitschüler zu sehen und in den normalen Schulalltag

zurückzukehren, mich mit einer unbeschreiblichen Schwere erfüllte. Es war, als ob ich durch einen dichten Nebel hindurchsehen müsste, ohne zu wissen, was mich auf der anderen Seite erwartete.

Doch dann, eines Morgens, wachte ich auf und spürte etwas Neues in mir – ein kleines, kaum merkliches Verlangen, einen Schritt nach vorn zu wagen. Es war keine große Erkenntnis und schon gar kein mutiger Entschluss. Es war eher ein leiser Impuls, wie ein Flüstern, das mir sagte, dass es vielleicht an der Zeit war, sich wieder in die Welt hinauszuwagen. Ohne groß darüber nachzudenken, schwang ich die Beine aus dem Bett und begann, mich fertigzumachen. Als ich vor dem Spiegel stand und mein eigenes Gesicht betrachtete, sah ich, wie sehr sich mein Ausdruck verändert hatte. Die Augen wirkten müde, das Lächeln, das ich sonst so oft trug, war verschwunden. Und doch sah ich in meinem Spiegelbild auch eine Spur von Entschlossenheit, etwas, das mich ermutigte, weiterzumachen. Ich zog mir meine Schulsachen an, packte meine Tasche und nahm einen tiefen Atemzug.

„Irgendwann,“ dachte ich bei mir, „muss ich dem Ganzen ins Auge sehen. Irgendwann muss ich anfangen, wieder zu leben.“

Der Weg zur Schule kam mir fremd vor, als wäre ich jahrelang nicht dort gewesen, und jeder Schritt schien mich gleichzeitig zu belasten und zu befreien. Ich wusste, dass ich viele Fragen und Blicke erwarten konnte, doch das war ein Teil des Prozesses. Dieser Tag, dieser kleine Anfang, war vielleicht der schwerste Schritt, aber auch der erste Schritt in die Richtung, die mich zurück in ein normales Leben führen würde. Als ich das Schulgelände betrat, legte sich sofort ein schwerer Schatten auf mein Herz. Es war, als würden unzählige Augenpaare mich durchbohren, als wüsste jeder, was passiert war, als würde es in großen leuchtenden Buchstaben auf meiner Stirn

stehen. Ich konnte spüren, wie sich die Blicke auf mir sammelten, wie die Köpfe sich zusammensteckten und ich hörte förmlich das leise, giftige flüstern, das aufkam, sobald ich den Raum betrat. Mein Inneres schrie danach, unsichtbar zu sein, einfach zu verschwinden. Es war, als würden die Flure enger und die Gespräche verstummen, sobald ich in ihre Nähe kam. Ein unangenehmes Prickeln überzog meine Haut, als ob alle um mich herum genau Bescheid wussten. Mir war, als könnte ich kaum atmen.

Ich schlich mich in den Klassenraum und nahm so unauffällig wie möglich einen Platz ganz hinten ein, die Augen fest auf den Boden gerichtet. Unser Lehrer, Herr Gardner, sah mich von vorne aus an und nickte mir freundlich zu. Doch ich reagierte nicht. Stattdessen klammerte ich mich an den Gedanken, dass ich vielleicht unsichtbar bleiben konnte, wenn ich einfach ruhig genug war. Die Stunden zogen sich endlos hin, und als endlich die Pause eingeläutet wurde, machte ich mich hastig auf den Weg nach draußen. Doch bevor ich weit kam, rief Herr Gardner mich zu sich. „Wie geht es dir? Ist alles wieder in Ordnung?“ Seine Stimme war sanft, voller Mitgefühl, aber das Gefühl, das mich belastete, war zu schwer, um es in Worte zu fassen. „Ja, es geht mir gut“, sagte ich schließlich und wandte mich ab.

Draußen wartete schon ein Mädchen aus der Nachbar-klasse. Sie hatte ein spöttisches Grinsen aufgesetzt, und in ihren Augen lag ein sadistisches Glitzern, das mir kalte Schauer über den Rücken jagte. „Na du, kleine Hure“, begann sie mit höhnischem Lachen. Ihre Stimme triefte vor Verachtung, und ich spürte, wie sich ein Kloß in meinem Hals bildete. „Konntest du deine Beine nicht zusammenhalten? Hast du wohl abgetrieben? Mit einem abschätzigen Blick musterte sie mich und spuckte mich verächtlich an. Die Welt um mich herum schien zu verschwimmen. Ihre Worte traf mich wie ein Schlag

in die Magengrube, doch was dann geschah, erschreckte mich selbst. Eine unbändige Wut kochte in mir auf, eine Wut, wie all die unterdrückten Ängste, die Scham und das Schweigen die ich ertragen hatte, plötzlich wie einen Staudamm brechen ließen. Die Luft schien zu vibrieren, und in diesem Moment fühlte ich eine Wut, die alles in mir überschattete. Ich konnte diesen Hass, diese Demütigung nicht mehr ertragen. „Halt deine Klappe und lass mich in Ruhe!“, zischte ich, meine Stimme so scharf wie ein Messer. Doch sie ließ nicht locker, grinste mich nur noch gehässiger an. „Keine Angst, wahrscheinlich hast du auch noch Aids, so wie du hier dich von jedem flachlegen lässt. Diese letzte Bemerkung brachte das Fass zum Überlaufen. Blitzschnell packte ich ihre langen, blonden Haare und zog so fest wie ich konnte, während ich mit meiner freien Hand auf sie einschlug. Meine schwarze Stiefelspitze fand ihr Ziel, und ich trat so hart zu, dass der Schmerz in ihrem Bein ihr das Lachen verschlug. Ein heftiges Ringen begann zwischen uns, und für einen Moment war ich völlig von meiner Wut überwältigt.

Die Schüler bildeten einen Kreis um uns, ihre Gesichter eine Mischung aus Neugier, Spannung und teils auch Genugtuung – als würden sie darauf warten, dass etwas Dramatisches geschah. Ich spürte ihre Blicke wie ein Netz um mich herum, das mich festhielt und mir die Luft abschnürte. Mein alter Klassenlehrer, Herr Lausig, trat vor und musterte mich mit einem abfälligen Blick. "Natürlich bist du wieder diejenige, die Ärger macht," bemerkte er mit dieser gewohnt scharfen Stimme, die in mir nur Widerstand weckte.

Ich schwieg und wich seinem Blick aus. Jede seiner Worte schnitt wie ein Messer, aber ich würde ihm nicht die Genugtuung geben, eine Reaktion von mir zu bekommen. Stattdessen schob ich mich leise zur Seite, spürte jedoch, wie ein anderer Arm sich sanft auf meine Schulter legte. Es war mein neuer

Klassenlehrer, dessen Gesicht ein Ausdruck von Sorge und Enttäuschung durchzog. "War das wirklich nötig?" fragte er leise, fast beschwörend, als hoffe er, dass ich ihm eine Antwort geben könnte, die alles erklären würde. Doch in diesem Moment konnte ich nur stumm nicken. Worte schienen nicht genug, um zu erklären, was in mir tobte, und auch wenn ich wusste, dass mein Verhalten Fragen aufwarf, blieb mir nichts weiter als das stumme Verlangen, aus dieser Menschenmenge zu entkommen, die mich wie ein unnachgiebiges Tribunal umringte. Zu meiner Überraschung blieb der Schulverweis aus. Keine weitere Rüge, keine drängenden Fragen oder Belehrungen, die Sache schien plötzlich im Nebel des Schweigens zu verschwinden, als hätte sie nie stattgefunden. Ich konnte kaum glauben, dass das alles tatsächlich ohne größere Konsequenzen vorüberging, und ein Teil von mir fühlte eine seltsame Mischung aus Erleichterung und Misstrauen.

Vor allem war ich erleichtert, weil ich wusste, dass die Wahrheit, wenn sie erst einmal die Wände der Schule verlassen hätte, nur ein weiterer Stein im schweren Rucksack meiner Eltern gewesen wäre. Sie hätten nicht gezögert, darin einen Grund für eine neue Strafe zu finden, vielleicht sogar eine Strafe, die all das andere in den Schatten gestellt hätte. Sie suchten oft nach solchen Gelegenheiten, ob sie nun groß oder klein waren. Und ich hatte einfach keine Kraft mehr für ein weiteres Verhör, für weitere Wochen unter den stillen, strengen Blicken, die mir keine Luft zum Atmen ließen.

Also schluckte ich die Erleichterung und ging weiter, als wäre nichts geschehen. Es war wie ein geheimer Triumph, etwas, das ich allein mit mir trug. Aber tief in mir wusste ich, dass es nicht das Ende war, es war nur eine kurze Atempause, eine flüchtige Ruhe inmitten des Sturms, der immer wieder aufflammen konnte.

Die Tage verstrichen und glitten in eine trügerische Routine. Zuhause war es, als wäre die Luft voller unausgesprochener Worte und verdrängter Spannungen. Die Alkoholexzesse meiner Eltern, mit unseren Nachbarn, die lauten Abende, all das hatte sich in eine Art Alltag verwandelt, den ich einfach ausblendete, so gut ich konnte. Diese Stille war keine Ruhe, sondern nur das Abwarten auf den nächsten Vorfall.

In meiner neuen Schulklasse begann sich mein Alltag ebenfalls zu verändern. Ich schloss allmählich Freundschaften, vorsichtig und zögernd, als würde ich ein brüchiges Eis betreten. Doch mit jeder Woche, die verging, gewann ich mehr Vertrauen. Bald hatte ich eine kleine Gruppe um mich herum, mit der ich die Pausen verbrachte, die Nachmittage, manchmal sogar die Wochenenden. Andy war meist nicht dabei; sein Leben war geprägt von den langen Wochen, die er auf Manöver verbrachte, und er schien kaum Zeit für irgendetwas anderes zu haben.

Dann, an einem scheinbar gewöhnlichen Nachmittag, klingelte das Telefon bei uns zuhause. Mein Vater nahm ab und meldete sich mit unserem Nachnamen, wie er es immer tat. Ich hörte seine Stimme aus der Ferne und spürte, wie ich innerlich verkrampfte. Es war mein Klassenlehrer am Apparat, und für einen Moment hielt ich die Luft an. Er erzählte meinem Vater, dass er sich freue, weil ich heute zum ersten Mal auf einen seiner Scherze eingegangen war, und dass er das Gefühl hatte, dass ich auf einem guten Weg sei. Ich konnte die Stille in der Leitung fast spüren, bevor mein Vater trocken antwortete: „Na dann, warten wir mal ab... aber eigentlich interessiert es mich nicht mehr.“

Das Gespräch schien abrupt zu enden, als ob das, was mein Lehrer mitzuteilen versuchte, in einem Nichts versickert wäre. Kein Wort wurde danach über dieses Telefonat verloren; es war, als hätte es nie stattgefunden. Ich wusste, dass mein

Lehrer nur helfen wollte, vielleicht sogar glaubte, einen kleinen Durchbruch erreicht zu haben. Immer wieder nahm er mich in den nächsten Tagen zur Seite und fragte vorsichtig nach, wie es mir ging, ob alles in Ordnung sei. Seine Sorge war ehrlich, das konnte ich sehen, aber dennoch zögerte ich jedes Mal. Ein Teil von mir wollte ihm die Wahrheit sagen, doch die andere Seite war sich sicher, dass niemand wirklich verstehen würde, was hinter den Mauern meines Zuhauses vor sich ging. Also antwortete ich jedes Mal, dass alles gut sei. Es war einfacher so, einfacher, als eine Wahrheit zu erklären, die niemand wirklich hören wollte.

Tapetenwechsel

Das zehnte Schuljahr näherte sich langsam seinem Ende, und mit ihm kam auch das Versprechen des Sommers, der sich wie ein Befreiungsschlag anfühlte. Die langen, heißen Tage, die scheinbar endlosen Nachmittage ohne Verpflichtungen, sie schienen näher zu rücken, und mit ihnen die Möglichkeit, für eine Weile aus dem Alltag auszubrechen. In dieser Zeit kam Andy eines Tages zu mir und schlug mit einem schelmischen Grinsen vor, ob ich ihn nicht nach England begleiten wollte. Er sprach von seiner Familie, die mich unbedingt kennenlernen wolle, und von den Orten, die er mir zeigen wollte. Die Aussicht, mit ihm in ein fremdes Land zu reisen, war fast unwirklich und ließ mein Herz schneller schlagen.

Ich wusste nicht, wie ich es meinen Eltern beibringen sollte, war mir sicher, dass sie mir die Erlaubnis verweigern würden. Doch ich wagte es trotzdem, und zu meiner größten Überraschung stimmten sie zu. Das „Ja“ kam so schnell, so unerwartet, dass ich für einen Moment sprachlos war. Ich suchte in ihren Gesichtern nach einem Zeichen von Zweifel oder Zögern, nach etwas, das mir sagte, dass sie es doch nicht ernst meinten – aber da war nichts. Nur ein beiläufiges Nicken, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, mich für ein paar Wochen ins Ausland zu lassen.

Die Aufregung wuchs in mir wie ein Funke, der sich immer weiter ausbreitete. Die Vorstellung, Andys Familie kennenzulernen, in eine völlig andere Welt einzutauchen, fühlte sich an wie ein Abenteuer, das endlich begann.

Unsere Reise begann mit dem Zug nach Zeebrügge, Belgien, und allein die Fahrt dorthin war für mich ein Erlebnis, das mich vor Aufregung kaum stillsitzen ließ. Sechs Stunden später kamen wir endlich am Hafen an, und ich fühlte, wie mein Herz vor Neugier und Aufregung klopfte. Alles war neu

und so anders als das, was ich von zuhause kannte. Der Hafen dehnte sich vor uns aus, eine endlose Weite aus Stahl und Beton, durchzogen vom intensiven Geruch des Meeres und dem scharfen Dieselgeruch der Schiffe. Die Möwen kreisten über uns, und man konnte beobachten, wie sie immer wieder in flinken Bewegungen nach Essensresten der Reisenden schnappten. Jede Minute dehnte sich aus, als wir darauf warteten, an Bord gehen zu dürfen, als wäre die Zeit selbst von der Spannung des Moments erfüllt.

Schließlich war es so weit, und wir betraten die Fähre. Ein warmes, gedämpftes Licht erhellte den Innenraum, das den Raum fast wie ein gemütliches Wohnzimmer wirken ließ. Im Zentrum des Hauptdecks lag eine großzügige Lounge, ausgestattet mit weichen, einladenden Sesseln und Sofas, die die Reisenden zum Entspannen einluden. Überall waren Menschen: Einige lasen Bücher, andere spielten mit ihren Kindern oder vertieften sich in ruhige Gespräche. Eine wohlige Ruhe lag über dem Raum, durchbrochen nur vom leisen Summen der Gespräche und dem gelegentlichen Lachen. Manche Menschen standen an den großen Fenstern und blickten hinaus auf das Meer, das sich endlos in alle Richtungen erstreckte, während die Fähre sanft über die Wellen glitt.

Die Überfahrt war ruhig und beinahe beruhigend, doch je näher wir England kamen, desto nervöser wurde ich. Gedanken schossen mir durch den Kopf, Fragen, die ich nicht einfach abschütteln konnte. Würde mein Englisch reichen? Wie würde ich mich mit Andys Familie verstehen? Was würden sie von mir denken? Jede kleine Welle, die gegen das Schiff schlug, schien meine Anspannung nur zu verstärken. Und doch genoss ich diese Reise in vollen Zügen – das Gefühl, weit weg von allem Bekannten zu sein, bereit, in etwas völlig Neues einzutauchen.

Als wir uns der Küste Englands näherten, konnte ich bereits die berühmten weißen Klippen von Dover sehen. Die mächtigen Felswände erhoben sich majestätisch aus dem Wasser, ihr strahlendes Weiß hob sich eindrucksvoll gegen den graublauen Horizont ab und erstreckte sich scheinbar endlos entlang der Küste. Es war ein Anblick, der mir den Atem nahm, diese Klippen wirkten so ruhig und zugleich so erhaben, als würden sie seit Ewigkeiten über die See wachen. Andy nahm meine Hand und führte mich an Deck, damit wir den Blick noch besser genießen konnten. Mit leuchtenden Augen erklärte er mir, dass man an klaren Tagen, wenn man oben auf den Klippen steht, sogar bis zur Küste Frankreichs schauen könne. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass ich bald dort stehen würde, hoch oben auf diesen Klippen, mit der ganzen Welt zu unseren Füßen. Doch als die Fähre schließlich anlegte und wir uns darauf vorbereiteten, an Land zu gehen, schlich sich ein beklemmendes Gefühl in meine Brust. Die Menschen um uns herum begannen, sich in Richtung der Passkontrolle zu bewegen, und die Nervosität, die ich lange unterdrückt hatte, brach plötzlich hervor.

Die fremde Sprache, die lauten Stimmen, die unbekannten Gesichter, alles wirkte auf einmal so überwältigend. Es fühlte sich an, als ob alle Augen auf mich gerichtet wären, als ob jeder sofort sehen konnte, wer ich wirklich war und dass ich hier fehl am Platz war.

Meine Hände zitterten leicht, und ich musste einen tiefen Atemzug nehmen, um mich zu beruhigen. Die Angst war wie ein Schatten, der sich mir auf die Schultern legte und jede Bewegung schwerer machte. Ich hatte das Gefühl, dass alle Blicke auf mir ruhten und dass jeder sofort erkennen konnte, dass ich hier nicht hingehörte, dass ich weniger wert war. Ein kleines, stilles Mantra begann in meinem Kopf zu kreisen, eine vertraute, bittere Stimme, die mir zuflüsterte, dass ich nicht

gut genug war und dass ich hier nie bestehen würde. Doch ich hielt an Andys Hand fest und folgte ihm, einen Fuß vor den anderen setzend, durch die Passkontrolle und hinaus in dieses neue Land, das mir Hoffnung und zugleich so viel Angst machte. Nach der Passkontrolle nahmen wir ein Taxi, und ich war überrascht, wie geräumig es war. Es war eines dieser traditionellen schwarzen Taxis, die man oft in London sieht – ein Wagen mit einem nostalgischen Design, der uns sofort in eine andere Zeit zu versetzen schien. Die glänzende schwarze Farbe und die markante, fast majestätische Form des Wagens passten perfekt in das Bild, das ich von England hatte. Die Fahrt von Dover nach St. Peters, Margate, dauerte etwa 45 Minuten. Ich saß am Fenster und konnte mich kaum von der Landschaft losreißen. Die Häuser waren klein und in endlosen Reihen entlang der Straße gebaut, viele mit einem charmanten Erkerfenster zur Straßenseite. Die Farben der Fassaden wechselten zwischen Ziegelrot und Sandstein, und einige der Häuser waren von kleinen Vorgärten umgeben, die mit Rosen und blühenden Hecken bepflanzt waren. Die schlichte, aber doch liebevolle Art dieser Häuser strahlte etwas Beruhigendes aus. Als wir schließlich vor dem Haus von Andys Eltern ankamen, konnte ich kaum glauben, dass dies der Ort war, an dem ich nun die nächsten Tage verbringen würde. Ein schmiedeeisernes Tor führte uns zu einem schmalen Weg, der von kleinen Sträuchern gesäumt war. Die Stille der Straße schien uns zu umhüllen, und ich spürte, wie mein Herz schneller schlug, je näher wir der Haustür kamen. Vor uns lag ein kleiner Vorraum, der die eigentliche Haustür schützte, und ich spürte den kühlen Wind, der durch die Gitter des Tores strich. Es fühlte sich wie der Anfang eines neuen Kapitels an – eines, das mir Hoffnung und Aufregung, aber auch eine gewisse Nervosität brachte. Ich atmete tief durch, bereit, einen Schritt in diese unbekannte Welt zu setzen, in der ich für kurze Zeit ein Zuhause

finden sollte. Andy steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür, die mit einem leisen Klicken aufschwang. Vor uns lag ein kleiner Flur, der durch ein warmes Licht beleuchtet wurde. Die Wände waren in einem zarten Cremeweiß gestrichen, und die Luft roch leicht nach frischem Gebäck und Tee. Rechts führte eine schmale Treppe aus dunklem Holz hinauf zu den Schlafräumen, und an den Wänden hingen gerahmte Bilder von Andys Familie mit Erinnerungen an glückliche Zeiten.

Kaum waren wir eingetreten, hörte ich Schritte aus der Küche, und plötzlich stand Andys Mutter vor uns. Sie erkannte Andy sofort, und ein Freudenschrei entflohr ihr, während sie ihm in die Arme fiel. Ihre Umarmung war innig und voller Liebe, als ob sie in diesem Moment alle verlorene Zeit wieder aufholen wollte. Ihre Augen strahlten vor Freude, und ein Lächeln umspielte ihre Lippen, das so herzlich und warm war, dass ich mich sofort willkommen fühlte. Nach einem langen Moment wandte sie sich zu mir und kam mit offenen Armen auf mich zu. Ich spürte, wie mein Herz kurz stolperte, die Aufregung, die Nervosität, doch dann zog sie mich sanft in eine Umarmung, die voller Herzlichkeit und Offenheit war. Ihre Berührung hatte eine beruhigende Wirkung auf mich, und ich spürte, wie ein wenig Anspannung von mir abfiel. Es war eine Begrüßung, die sich ehrlich und wohltuend anfühlte, als gehörte ich schon ein wenig zu dieser Familie.

Andys Vater trat in den Flur, als er die Stimmen hörte, und sein Gesicht hellte sich auf, als er Andy erblickte. Die beiden gingen aufeinander zu, und ich konnte sehen, wie viel Andy ihm bedeutete – seine Augen strahlten, und das Lächeln auf seinem Gesicht war ein ehrliches, stolzes Lächeln. Die beiden umarmten sich herzlich, die Freude und Erleichterung, nach so langer Zeit wieder zusammen zu sein, war deutlich spürbar. Als Andys Vater jedoch den Blick auf mich richtete, spürte ich

eine Veränderung in seiner Haltung. Seine freundliche Ausstrahlung wich einem eher distanzierten, abwägenden Blick. Er begrüßte mich höflich, aber kühl, als ob er nicht sicher war, was er von mir halten sollte. Seine Blicke musterten mich genau, fast als wollte er mich durchschauen und herausfinden, was sein Sohn an mir fand. Ich fühlte mich unwohl, wie ein Fremdkörper in einem Bild, das schon vollständig war, bevor ich auftauchte.

In den kommenden Tagen bemerkte ich immer wieder, dass Andys Vater mich zurückhaltender behandelte. Mein Englisch war bei Weitem nicht perfekt, und manchmal schien er absichtlich schwierige Worte oder Redewendungen zu verwenden, die ich nicht verstand, nur um dann mit einem leicht spöttischen Grinsen zu reagieren. Manchmal machte er Kommentare über „die Deutschen“, und seine Blicke verrieten eine Skepsis, die er kaum zu verbergen versuchte. Es war, als trüge er einen unausgesprochenen Vorbehalt in sich, eine Last von alten Vorurteilen, die mich in seinen Augen fremd und unpassend wirken ließen.

Es war schmerzhaft, dieses Gefühl der Ablehnung zu spüren, besonders in einem Moment, der für mich so viel bedeutete. Während Andys Mutter mich mit offenen Armen aufgenommen hatte, musste ich bei seinem Vater immer wieder an mich halten, um mir nichts anmerken zu lassen.

In den darauffolgenden Tagen lernte ich auch Andys Geschwister kennen. Es war eine große Familie, in der bereits viele ihre eigenen kleinen Familien gegründet hatten. Das Haus füllte sich schnell mit Stimmen und Lachen, sobald sie alle zu Besuch kamen. Ich fühlte mich, als wäre ich in einem anderen Universum, voller Leben und Geschichten eingetaucht, in denen jeder seinen festen Platz hatte. Die Kinder huschten um uns herum, spielten und brachten eine

ansteckende Lebendigkeit mit, die das Haus noch herzlicher machte.

Eine von Andys Schwestern, Janet, war in meinem Alter. Sie wirkte genauso überrascht, wie ich, als wir uns kennenlernten, und besonders erstaunt darüber, dass ich tatsächlich allein so weit von zuhause weg sein durfte. „Ich könnte mir das gar nicht vorstellen“, sagte sie lachend, „so ein Abenteuer zu erleben – du musst wirklich mutig sein!“ Ihre Bewunderung machte mich ein wenig stolz und half mir, die anfängliche Unsicherheit zu vergessen. Eine von Andys Schwestern hieß Sandra und als ich zum ersten Mal hörte, wie jemand „Sandra“ rief und nicht mich meinte, war mir plötzlich alles klar. Ich beschloss wieder Lilian zu sein, die, die ich immer war, tief in mir. Die Zeit mit Janet und den anderen Geschwistern verging schnell, und ich fühlte mich, als hätte ich hier unerwartet Freunde gefunden, die mich in ihre Welt aufgenommen hatten. Diese Tage mit Andys Familie wurden für mich zu einem kleinen Schatz und ich hätte gern noch mehr von dieser herzlichen Gemeinschaft erlebt, mehr von den Momenten mit Andys Familie, die mir so viel bedeuteten.

Entscheidungen

Zurück in Deutschland schien das Leben, das ich in England kurz kosten durfte, plötzlich wie ein ferner Traum. Die vertraute Schwere des Alltags legte sich wieder über mich, und die Freiheit und Freude, die ich in Andys Heimat gespürt hatte, verblassten langsam in der Erinnerung. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich nun auf die Suche nach einer Ausbildungsstelle zu machen, auch wenn ich wusste, dass mein schlechtes Zeugnis mir im Weg stehen würde. Nur mit viel Nachsicht und einer Portion Wohlwollen hatte mein Lehrer mir den Abschluss der 10. Klasse ermöglicht, gerade genug, um mit etwas Glück eine Lehrstelle zu finden. Doch zu Hause war die Situation unerträglich. Mein Vater trank immer mehr, und nun hatte auch meine Mutter begonnen, ihm in dieser Gewohnheit zu folgen. Die Atmosphäre im Haus war wie ein Schatten, der sich schwer auf jeden einzelnen Tag legte. Am liebsten wäre ich einfach ausgezogen, weit weg von all dem. Doch ohne klare Berufsaussichten und finanzielle Mittel schien dieser Wunsch nichts weiter als ein ferner Traum. Meine Unentschlossenheit, was ich beruflich machen wollte, war für meinen Vater ein gefundenes Fressen. Er bestand darauf, dass ich wie meine Schwester eine Ausbildung zur Hauswirtschafterin machen sollte, ein Beruf, den ich mir selbst nie ausgesucht hätte. Doch in einem stillen Akt der Resignation fügte ich mich, schrieb Bewerbungen und hoffte darauf, dass sich irgendwo eine Tür öffnen würde. Bald darauf erhielt ich die Zusage von einer Familie mit vier Kindern, die dringend jemanden suchte, der den Haushalt führen und sich um die Kinder kümmern konnte. Es war kein Traumjob, und doch fühlte ich eine gewisse Erleichterung, als ich dort anfang. Die Arbeit war anstrengend, aber die Kinder brachten Leben und

Unbeschwertheit in meinen Alltag, die ich zu Hause vermisste. In der Rolle der Betreuerin und Haushälterin fand ich zumindest ein wenig Stabilität und eine Flucht aus meinem eigenen, chaotischen Leben.

Zu meiner Überraschung begann mir die Arbeit tatsächlich Freude zu machen. Jeden Morgen, wenn ich bei der Familie ankam und die Kinder mir lachend entgegenliefen, verspürte ich ein Gefühl der Zufriedenheit, das mir völlig neu war. Die Eltern waren freundlich und geduldig, und die Atmosphäre im Haus war voller Wärme und Respekt. Ich wurde mit einer Selbstverständlichkeit in ihren Alltag integriert, die mich oft staunen ließ. Es war die Art von Familie, die ich mir immer gewünscht hatte - eine Familie, die miteinander sprach, die sich gegenseitig unterstützte und in der man sich zu Hause fühlte.

Die Eltern schienen zu merken, dass ich mich bei ihnen wohlfühlte, und behandelten mich nicht nur wie eine Angestellte, sondern wie ein Teil ihrer kleinen Gemeinschaft. Es war ein Alltag voller kleiner, schöner Momente: das gemeinsame Frühstück, das Lachen der Kinder, wenn sie mit leuchtenden Augen von ihrem Tag erzählten, oder die Abende, wenn ich mit den Eltern am Tisch saß und wir uns ganz ungezwungen unterhielten. In dieser Umgebung spürte ich zum ersten Mal, dass ich in meinem Leben vielleicht auch etwas Sinnvolles tun konnte, etwas, das mich erfüllte. Trotz allem blieb ein Schatten über meinem Alltag: die Berufsschule, die ich zweimal die Woche besuchen musste. Die Vorstellung, dort zu erscheinen, löste immer noch Beklemmung in mir aus. Meine bisherigen schulischen Erfahrungen hatten Spuren hinterlassen, und der Gedanke, mich in einer Klasse voller Fremder zu beweisen, verunsicherte mich. In meinem Kopf hallte die Sorge wider, dass meine Leistungen nicht ausreichen würden und ich erneut scheitern könnte. Die Unsicherheit, die ich

jahrelang verspürt hatte, kehrte zurück, sobald ich das Schulgebäude betrat. Doch ich wusste, dass die Berufsschule ein notwendiger Schritt war, um eine Perspektive für die Zukunft zu schaffen. So versuchte ich, die Freude und Geborgenheit, die ich bei der Familie fand, als Anker zu nehmen, um auch die Herausforderungen in der Schule zu meistern. Die nächsten Wochen fühlten sich an, als ob das Leben langsamer, aber auch fremder wurde. Mit meiner Arbeit, der Berufsschule und dem ständigen Gedanken daran, wie ich mich von zu Hause etwas abnabeln könnte, blieb mir wenig Zeit, um mich mit alten Freunden zu treffen. Katrin sah ich daher nur selten, und auch Andy schien plötzlich weiter weg zu sein. Er hatte oft Wochenenddienste oder war auf anderen Veranstaltungen, bei denen er angeblich dabei sein musste. An den Wochenenden traf ich mich manchmal mit Freunden aus der alten Schule, doch der Gedanke an ein Treffen mit Katrin ließ mich nicht los. Es war eine Weile her, seit wir uns das letzte Mal gesehen hatten, und ich wusste, dass wir einiges nachzuholen hatten.

Als wir uns endlich trafen, freute ich mich riesig. Katrin war wie immer herzlich und voller Energie, und sofort begann sie mir von ihrem Urlaub zu erzählen und von Jason, einem neuen Freund, den sie kennengelernt hatte, ein englischer Soldat, wie Andy. Ich hörte gespannt zu und spürte, wie gut es tat, sie wieder, um mich zu haben, als wäre die Distanz der letzten Wochen nie da gewesen. Begeistert schlug ich vor, dass wir doch mal zu viert etwas unternehmen könnten. Ein gemeinsamer Abend schien eine perfekte Idee zu sein, und ich war mir sicher, dass auch Andy sich darüber freuen würde.

Doch plötzlich sah Katrin mich ernst an und stellte eine Frage, die mich unvorbereitet traf: „Bist du noch glücklich mit Andy?“ Ich zögerte kurz, dann nickte ich und versicherte ihr: „Ja, natürlich bin ich das. Er ist großartig, nur leider hat er im Moment wenig Zeit wegen der Arbeit.“ Sie schien einen

Moment zu überlegen, dann fragte sie leise: „Dann hat er dir nichts gesagt? „Verwirrt sah ich sie an. „Was sollte er mir gesagt haben?“ Ich konnte mir nichts erklären und suchte in ihrem Blick nach einer Antwort. Katrin atmete tief durch und sagte schließlich, fast zögerlich: „Frag am besten Brigitte.“

„Brigitte? Was hat sie damit zu tun?“ Meine Unsicherheit wuchs mit jedem Wort, das Katrin sprach. Sie schien zu überlegen, wie viel sie mir sagen sollte. „Eigentlich wollte ich das gar nicht erzählen... Aber du bist meine beste Freundin, und ich kann dich doch nicht im Unklaren lassen.“ Ihr Blick wich meinem aus, und ihre Worte trafen mich mit einer plötzlichen Schwere: „Als du das letzte Mal weg warst, also in England... Davor war Andy ja auf Manöver, oder?“ Ich nickte und sah sie aufmerksam an, das Herz schon ein wenig schwer. „Ja, genau. Er war oft auf Manöver...“

Katrin senkte ihren Blick und sprach leise weiter: „Naja, er war nicht auf Manöver. Er war bei Brigitte... und anscheinend ist da etwas zwischen den beiden gelaufen.“

Ungläubig schüttelte ich den Kopf, unfähig, das Gehörte sofort zu verstehen. „Nein... das kann nicht sein. Das würden die beiden doch nie tun.“

Katrin sah mir fest in die Augen und sagte leise: „Frag sie selbst, wenn du es nicht glauben kannst.“ Wie betäubt stand ich da, die Worte von Katrin hallten noch in meinem Kopf wider. Ich versuchte, meine Fassung zu wahren, doch die plötzliche Flut an Gefühlen ließ mich kaum klar denken. „Es tut mir leid“, sagte ich leise, „aber ich muss jetzt nach Hause. Ich muss das erstmal verdauen... und dann werde ich mit Brigitte sprechen.“ Ich sah Katrin an und hoffte, dass sie meine überstürzte Flucht verstehen würde.

Mit einem sanften Lächeln nickte sie. „Mach dir keine Sorgen. Ich verstehe das. Und bald stelle ich dir Jason vor, versprochen.“ Ich stieg auf mein Fahrrad und fuhr los. Der

Regen prasselte mittlerweile kräftig auf mich nieder, doch ich spürte die Kälte kaum. Die Gedanken in meinem Kopf überschlugen sich, und mit jedem Meter, den ich zurücklegte, wurde das Gefühl drängender, dass ich sofort Gewissheit brauchte. Es war, als könnte ich diese Ungewissheit keinen Moment länger ertragen. Ein Missverständnis, das musste es sein! Ohne groß nachzudenken, lenkte ich mein Fahrrad auf direktem Weg zu Brigittes Haus, fest entschlossen, die Wahrheit sofort von ihr selbst zu hören.

Als ich vor ihrer Tür stand, rann mir das Wasser vom Gesicht und ich fühlte eine eigentümliche Mischung aus Wut, Verzweiflung und einer verzweifelten Hoffnung, dass gleich alles aufgeklärt werden würde. Ich atmete tief durch und klopfte an die Tür, mein Herz schlug laut und schwer in meiner Brust.

Brigitte öffnete die Tür, und für einen Moment sah sie mich überrascht an. „Oh, du bist es! Mit dir habe ich gar nicht gerechnet.“

Ich zwang mich zu einem flüchtigen Lächeln. „Ja, ich war gerade in der Nähe und dachte, ich komm mal vorbei.“

Sie nickte und ließ mich herein. Brigitte war schon 19 und hatte ihre eigene kleine Dachwohnung, die nur ein paar Straßen von meinem Elternhaus entfernt lag. Ich war schon öfter bei ihr zu Besuch, doch heute fühlte sich alles fremd an. Wir gingen die schmale Treppe hinauf, und ich folgte ihr ins kleine Wohnzimmer, das auch als Schlafraum diente. Es war gemütlich und mit persönlichen Dingen dekoriert, aber heute schienen mir selbst die vertrauten Bilder an der Wand kalt und distanziert.

Kaum hatte ich mich gesetzt, platzte es aus mir heraus, ohne dass ich es länger zurückhalten konnte. „Ich muss dich etwas fragen.“ Meine Stimme zitterte leicht, aber ich spürte, dass ich die Wahrheit wissen musste, jetzt und direkt.

Brigitte runzelte die Stirn. „Ja... was denn?“

„Du weißt doch, dass Andy oft auf Manöver ist.“ Ich sprach langsam, fast wie, um mich selbst zu überzeugen. „Vor unserem Urlaub in England war er ja auch wieder auf Manöver...“ Ich hielt kurz inne und sah sie direkt an. „War er hier bei dir?“

Brigitte zuckte merklich zusammen, und ihre Stimme klang zögernd. „Also... wie meinst du das?“ Ihre Unsicherheit wurde von einem kleinen Funken Panik begleitet, der kaum zu übersehen war. Es war, als versuchten ihre Augen etwas zu verbergen, während ihre Hände nervös in ihrem Schoß verkrampten.

„Ist da was zwischen euch gelaufen?“ Meine Stimme klang fest, doch innerlich spürte ich die Nervosität, die diese Frage in mir auslöste.

„Nein.“ Sie antwortete schnell, viel zu schnell, und ihre Stimme wirkte brüchig. Ihre Hände waren ineinander verkrampt, und sie vermied es, mir in die Augen zu sehen. Alles an ihr schrie nach einem verlegenen Ausweichen, als würde sie versuchen, die Wahrheit zu verbergen. Ich fühlte, wie Wut und Enttäuschung in mir aufstiegen. „Das ist nicht das, was ich gehört habe,“ sagte ich leise und ließ die Worte bewusst im Raum hängen. Ich beschloss, ihr eine Falle zu stellen, etwas, das sie dazu bringen würde, die Wahrheit zu gestehen. „Andy hat es mir erzählt,“ log ich und hielt ihren Blick fest. „Du kannst es ruhig zugeben.“

Für einen Moment schien sie erstarrt, als hätte sie plötzlich alles Gewicht dieser Lüge auf ihren Schultern gespürt. Dann, mit einem leisen Schluchzen, brach sie zusammen und flüsterte: „Es tut mir so leid... Es wird nie wieder vorkommen.“

Die Worte waren kaum über ihre Lippen, doch in mir war etwas zerbrochen. Ich spürte eine leere Kälte in meinem

Inneren, ein Verlust, der schwer zu begreifen war. Langsam stand ich auf und ging zur Tür, ohne sie noch einmal anzusehen.

„Das war's,“ sagte ich mit eisiger Klarheit. „Du brauchst dich nie wieder bei mir melden. Unsere Freundschaft ist vorbei.“

Der Regen peitschte mir ins Gesicht, kalt und unerbittlich. Die Tropfen prasselten auf meine Haut, vermischten sich mit meinen Tränen oder vielleicht war es nur das Wasser. Meine Hände klammerten sich um den Lenker, meine Finger waren klamm und taub von der Nässe. Die Reifen meines Fahrrads schnitten durch die Pfützen, das Wasser spritzte hoch, durchnässte meine Jeans bis auf die Haut.

Der Wind zerrte an mir, als wollte er mich aufhalten, mich zwingen, umzudrehen, um ihr zu verzeihen. Aber ich trat fester in die Pedale, kämpfte mich vorwärts. Das Quietschen der Kette, das rhythmische Rattern der Speichen, alles klang dumpf in der schweren, grauen Welt um mich herum. Mein Herz hämmerte, nicht nur vom Treten, sondern von dem Gedanken, der in meinem Kopf kreiste, sich festbiss wie ein Lied, das man nicht los wird.

Die Straßen waren leer, nur das ferne Rauschen von Autos, das Schlagen des Regens gegen Dächer und Fensterscheiben. Ich fuhr schneller, so schnell, als könnte ich dem Schmerz davonfahren. Aber er war da, saß tief in meiner Brust, schwer und unbeweglich wie ein Stein.

Als ich endlich zuhause ankam, sprang ich vom Rad, ließ es achtlos auf den nassen Boden fallen. Meine Haare klebten an meiner Stirn, meine Kleidung war durchtränkt. Ich zitterte, nicht nur vor Kälte. Ich rannte ins Haus, stieß die Tür hinter mir zu, ließ mich gegen sie sinken. Der Regen prasselte weiter draußen, aber drinnen war es still. Zu still. Und plötzlich spürte ich, wie mir erneut Tränen in die Augen stiegen. Mit

zitternden Händen legte ich eine Platte auf, hörte das leise Knistern, bevor Bonnie Tylers Stimme den Raum erfüllte. Ihre rauen, sehnsüchtigen Töne bohrten sich direkt in mein Herz. Ich ließ mich auf mein Bett fallen, vergrub mein Gesicht im Kissen. Alles in mir tat weh. Ich wollte nicht weinen. Ich wollte stark sein. Aber die Tränen kamen trotzdem, heiß und unaufhaltsam, während sich das Gewicht auf meiner Brust immer schwerer anfühlte.

Irgendwann, erschöpft vom Schluchzen, glitt ich in einen unruhigen Schlaf.

Ein leises Klopfen riss mich aus der Dämmerung. Mein Kopf fühlte sich schwer an, meine Augen brannten. Ich richtete mich mühsam auf. Die Tür öffnete sich einen Spalt. Andy stand da. Mein Magen zog sich zusammen, und sofort stiegen mir wieder Tränen in die Augen. Ich wusste nicht, ob es Erleichterung war oder Schmerz, der mich durchflutete.

„Was ist los?“ Seine Stimme war sanft und er schaute mich fragend an. Ich schüttelte langsam den Kopf, konnte ihn kaum ansehen. „Sag mir, dass es nicht stimmt.“ Meine Stimme war heiser vom Weinen.

Er trat näher, sein Gesicht angespannt und er wusste sofort, wovon ich sprach. „Es war ein Fehler.“ Seine Stimme bebte. „Ein einziger, dummer Fehler. Ich weiß, dass es falsch war. Ich schwöre dir, es wird nie wieder passieren.“ Er kam noch einen Schritt näher, seine Hand suchte meine, aber ich wich zurück. Sein Blick war voller Verzweiflung. „Es tut mir leid.“ Sein Flüstern ging mir durch Mark und Bein.

Ich atmete tief ein, drehte mich weg, um die Tränen fortzublinzeln. Mein Herz hämmerte gegen meine Rippen, als würde es selbst eine Entscheidung treffen wollen.

„Ich brauche Zeit, Andy.“ Meine Stimme war leise, unsicher.

Er nickte, sah mich an, als würde er hoffen, dass ich ihm schon verziehen hätte. Aber ich wusste, dass ich nachdenken musste. Dass ich meine eigenen Gefühle ordnen musste.

Doch tief in mir, unter all dem Schmerz, wusste ich es längst.

Er war der Mann, den ich liebte. Der Mann, den ich wollte. Der Mann, mit dem ich mir eine Familie wünschte. Eine Familie, die ich nie hatte.

Die Tage verstrichen. Er ließ mir Zeit. Keine Anrufe, keine Nachrichten. Nur Stille. Ich ging meinen gewohnten Alltag nach, morgens zur Arbeit, danach zur Berufsschule, abends nach Hause. Es war, als hätte sich nichts verändert. Und doch lag in allem eine Schwere, ein unausgesprochenes Warten, das mich begleitete, egal, was ich tat.

Dann, an einem Abend, klingelte das Telefon. Ich war in meinem Zimmer, als mein Vater rief: „Ein Gespräch für dich!“ Mein Herz setzte einen Schlag aus. Für einen Moment konnte ich mich nicht rühren, als hätte mich das Geräusch aus einer anderen Welt herausgerissen. Dann stand ich auf, ging ins Wohnzimmer und nahm mit zitterigen Fingern den Hörer.

„Hallo?“ Meine Stimme klang vorsichtig, fast ängstlich. „Hey...“ Andys Stimme war leise, zaghaft. „Wie geht’s dir?“ Ich schloss die Augen, atmete tief durch. „Ganz okay.“

„Kann ich vorbeikommen?“ Meine Finger spielten nervös mit dem Kabel des Telefons. Die Worte steckten mir im Hals fest. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also sagte ich das, was mein Herz längst entschieden hatte. „Ja.“ Zwei Stunden später stand er vor der Tür. Als ich öffnete, spürte ich, wie mein Magen sich zusammenzog. Sein Blick suchte meinen, unsicher und doch voller Hoffnung. „Komm rein“, sagte ich leise.

Wir gingen in mein Zimmer, schlossen die Tür. Die Luft zwischen uns war geladen, als hätte sie all die unausgesprochenen Worte der letzten Tage aufgesogen. Er setzte sich auf die Bettkante, ich blieb stehen, unsicher, was jetzt kommen würde. „Hast du nachgedacht?“ Seine Stimme war sanft, fast flehend. Ich nickte. Mein Herz schlug schneller. „Ja.“

Er hielt den Atem an, als würde er sich auf das Schlimmste vorbereiten.

„Ich verzeihe dir“, sagte ich schließlich. „Aber nur, wenn du mir versprichst, dass so etwas nie wieder passiert.“ Er griff nach meiner Hand, umklammerte sie fest. „Natürlich nie wieder“, beteuerte er, seine Stimme voller Ernst. „Nie wieder.“ Dann zog er mich in eine Umarmung, und ich schloss die Augen, ließ mich in seine Wärme fallen. Der Schmerz, der Zweifel, sie waren noch da, aber sie verblassten in diesem Moment, wurden überdeckt von etwas Stärkerem. Von dem Gefühl, dass wir zusammengehörten. Doch plötzlich schob er mich sanft von sich. Seine Hände ruhten auf meinen Schultern, sein Blick war ernst, aber in seinen Augen lag ein Funkeln, das ich nicht deuten konnte.

„Ich habe lange nachgedacht“, sagte er leise. „Und ich weiß, dass ich dich nie verlieren will.“

Mein Herz stolperte. „Du kannst mir vertrauen.“ Seine Stimme war fester jetzt. „Und darum möchte ich dir eine Frage stellen.“ Ich blinzelte ihn an, suchte in seinem Gesicht nach einer Antwort, bevor die Frage überhaupt ausgesprochen war. „Kannst du dir vorstellen, mit mir nach England zu gehen?“ Er hielt kurz inne, als wolle er meine Reaktion abwarten. „Für immer?“ Mein Atem stockte. Für immer. Mein Kopf war plötzlich leer und voller Gedanken zugleich. England? Für immer? Mein Leben hier einfach hinter mir lassen?

„Wie meinst du das?“ flüsterte ich. Er atmete tief ein, dann sah er mich direkt an. Seine Augen hielten meinen Blick fest,

ließen keinen Raum für Zweifel. „Willst du mich heiraten?“
Für einen Moment glaubte ich, keine Luft zu bekommen.
Mein Herz hämmerte so laut, dass ich nichts anderes mehr
hörte. Ich versuchte, etwas zu sagen, doch meine Stimme ver-
sagte.

England. Er und ich. Unser eigenes Leben. Unsere eigene
Familie. Ein Traum, den ich nie zu träumen gewagt hatte.
Meine Lippen bebten, als ich endlich die Worte fand.

„Ja“, flüsterte ich heiser.

Ein neues Leben

Ein paar Tage später nahm ich all meinen Mut zusammen und erzählte es meinen Eltern. Ich wusste, dass es nicht leicht werden würde. Ich wusste, was kommen würde.

Mein Vater schüttelte sofort den Kopf. „Nein.“ Ein einziges Wort, hart und endgültig.

Meine Mutter schwieg erst, ihr Blick war nachdenklich, ihre Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß. Dann, später, als wir allein waren, sah sie mich lange an und seufzte leise.

„Ich habe es mir anders überlegt“, sagte sie schließlich. Ihre Stimme klang müde, aber nicht hart. „Wenn du wirklich der Meinung bist, dass du gehen willst, dann musst du es tun. Damit du glücklich wirst. Und vielleicht... vielleicht wir alle ein bisschen glücklicher werden.“

Ich sah sie an, suchte in ihrem Gesicht nach einem Zeichen, nach etwas, das mir verriet, ob sie es wirklich so meinte. Und dann wurde mir klar, dass sie es tat. Dass sie verstanden hatte, wie sehr wir alle auseinanderdrifteten. Mein Vater sah das anders. Für ihn stand fest: Ich durfte nicht gehen. Er bestand darauf, immer wieder. Kein Raum für Diskussionen.

Doch dann geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hatte.

Meine Mutter richtete sich auf, ihre Stimme war plötzlich fester als je zuvor. „Wenn du weitertrinkst“, sagte sie langsam, jedes Wort ein Stich in die Stille, „und wenn du sie nicht gehen lässt, dann verlasse ich dich.“ Mein Vater starrte sie an, als hätte er sich verhöhnt. Doch sie wich seinem Blick nicht aus. „Du hast zu lange alles kaputtgemacht mit deinem Alkohol“, fuhr sie fort. „Es wird Zeit, dass wir alle etwas glücklicher werden.“

Ich hielt den Atem an. Es fühlte sich an, als wäre eine Grenze überschritten worden, als wäre etwas in Bewegung

geraten, das sich nicht mehr aufhalten ließ. Ich wusste nicht, was als Nächstes passieren würde. Ich wusste nur, dass sich in diesem Moment etwas verändert hatte. Mein Vater starrte sie an, als hätte sie gerade etwas Unbegreifliches gesagt. Für einen Moment war er vollkommen sprachlos. Dann, mit fester Stimme, sagte er das Einzige, was ihm offenbar blieb: „Vor deinem 18. Geburtstag verlässt du dieses Haus nicht.“

Und damit war das Datum gesetzt. An meinem 18. Geburtstag würde ich nach England ziehen. Von da an zählte ich die Tage. In meinem Kopf malte ich mir aus, wie unser Leben dort aussehen würde, die Straßen, die Häuser, die Sprache, die neue Freiheit. Ich erzählte meinen Freunden von meinen Plänen, spürte die Mischung aus Aufregung und Wehmut in ihren Reaktionen. Auch mein Arbeitgeber, mit dem ich mittlerweile eine echte Freundschaft aufgebaut hatte, wusste Bescheid. Und plötzlich störte mich die Berufsschule nicht mehr. Die Tage dort fühlten sich leichter an, weil ich wusste, dass sie gezählt waren. Bald würde ich gehen dürfen. Bald würde alles anders werden. Doch dann kam dieser Abend.

Es war bereits dunkel, als ich nach der Arbeit zur Bushaltestelle ging. Der Regen hatte den Asphalt glänzend gemacht, und die Straßenlaternen warfen flackernde Lichtkegel auf den Gehweg. Ein paar Leute warteten bereits, schweigend, in Gedanken versunken. Unter ihnen war ein Mann, der unruhig wirkte. Er trug einen langen Mantel, schaute immer wieder auf seine Uhr, ließ seinen Blick rastlos von einem Menschen zum nächsten wandern.

Irgendetwas an ihm ließ mich frösteln. Dann sah er mich an. Direkt. Zu lange.

Mein Magen zog sich zusammen, doch ich hielt seinem Blick stand. Und dann, ohne Vorwarnung, öffnete er seinen Mantel. Mein Atem stockte. Mein Körper erstarrte. Ich sah es, ich sah seinen nackten Körper und seine Erregung, und mein

Kopf brauchte einen Moment, um zu begreifen, was da gerade passierte. Dann riss ich mich los, drehte mich um und rannte blitzschnell über die Straße, ohne nachzudenken, ohne mich umzusehen. Mein Herz hämmerte gegen meine Rippen, meine Beine fühlten sich an, als würden sie nicht mir gehören. Ich rannte zurück zu meinem Arbeitgeber, stolperte ins Haus und brach in Tränen aus. Sie versuchten, mich zu beruhigen, redeten sanft auf mich ein. Doch ich war völlig aufgelöst, konnte kaum Worte finden, um zu erklären, was passiert war. Schließlich riefen sie bei meinen Eltern an. Sie sagten ihnen, dass ich nicht allein nach Hause fahren konnte, dass ich völlig verstört war. Ich saß da, die Knie angezogen, zitternd, während sie auf eine Antwort warteten. Dann hörte ich, wie mein Vater am anderen Ende der Leitung sagte:

„Ja, da hat sie halt Pech gehabt. Da muss sie durch. Soll sich nicht so anstellen. Wir holen sie nicht ab.“ Mein Arbeitgeber starrte den Hörer an, als könnte er nicht glauben, was er gerade gehört hatte. Dann legte er langsam auf, sah mich an und sagte nur: „Komm. Ich bring dich nach Hause.“ Ich konnte nichts sagen, nickte nur, während in meinem Inneren alles tobte. Ich verstand die Welt nicht mehr. Verstand nicht, warum Menschen so abscheulich sein konnten. Und noch weniger verstand ich, warum es niemanden kümmerte, wie ich mich fühlte.

Später, als Andy von der Arbeit zu mir kam, erzählte ich ihm alles. Ich lag in seinen Armen, spürte, wie er mich festhielt, wie er mit leiser Stimme beruhigend auf mich einredete. „Bald bist du weg von hier“, sagte er. „Dann wird alles besser.“

Ich schloss die Augen und suchte Kraft in meinen Träumen von der Zukunft.

Meine kleine Familie

Dann war es endlich soweit und aufgrund der Geschehnisse, bekam ich die Erlaubnis vor meinen 18. Geburtstag zu gehen. An einem kalten Morgen Anfang 1987 stand ich am Bahnsteig, mein Herz schwer vor Aufregung und Abschiedsschmerz. Die kühle Winterluft biss in mein Gesicht, während ich mich noch einmal umsah. Meine Freunde hatten sich versammelt, um mich zu verabschieden, ihre Gesichter eine Mischung aus Freude, Wehmut und stiller Sorge. Sie umarmten mich nacheinander, wünschten mir Glück, flüsterten mir letzte aufmunternde Worte zu. Als der Zug langsam in den Bahnhof einfuhr, zog ich meinen Mantel enger um mich und atmete tief durch. Mit gemischten Gefühlen stieg ich ein, mein Koffer schwerer als er eigentlich war, als trüge er nicht nur meine Kleidung, sondern auch all die Erinnerungen an mein bisheriges Leben. Ich suchte mir einen Platz am Fenster, presste meine Handflächen gegen das kalte Glas und sah hinaus. Der Abschied war endgültig, und als der Zug sich ruckartig in Bewegung setzte, hoben meine Freunde die Hände, winkten mir hinterher, bis sie nur noch schemenhafte Gestalten in der Ferne waren. Ein beklemmendes Gefühl breitete sich in meiner Brust aus. Kaum hatte der Zug die erste Station hinter sich gelassen, überkam mich ein jäher Zweifel. Was tat ich hier eigentlich? Warum ließ ich alles zurück? Eine panische Unruhe packte mich, ließ meine Hände zittern. Ich stellte mir vor, einfach aufzustehen, den Koffer zu packen und bei der nächsten Gelegenheit auszusteigen, zurück in die Sicherheit, ins Bekannte. Doch gleichzeitig war da dieser andere Teil in mir, der trotzig, der sture. Ich wollte es allen beweisen, allen, die gezweifelt hatten, allen, die meinten, ich sei zu naiv, zu impulsiv. Ich wollte zeigen, dass ein besseres Leben auf mich wartete, dass ich es schaffen konnte.

Die Reise zog sich endlos. Die Landschaft wechselte von den vertrauten deutschen Städten zu den weiten Ebenen Belgiens und Frankreichs, bis ich schließlich den Ärmelkanal überquerte. Der Wind heulte über das Wasser, als ob er meine Unruhe widerspiegeln wollte. Jeder Kilometer, der mich meinem Ziel näherbrachte, machte mich zugleich entschlossener und ängstlicher. Als ich endlich in England ankam, war ich erschöpft. Die Müdigkeit hing schwer an mir, meine Beine fühlten sich bleiern an, mein Kopf pochte vor Anspannung. Alles war fremd – die Sprache um mich herum, die fremden Gesichter, das hektische Treiben. Ich sog die ungewohnten Geräusche in mich auf, den Klang der britischen Akzente, das Quietschen der Züge, das Echo von Durchsagen, die mir noch seltsam in den Ohren klangen.

Jetzt gab es kein Zurück mehr. Ich war da. Und das Abenteuer hatte gerade erst begonnen.

Die ersten Monate in England verbrachte ich im Haus von Andys Familie. Es war ein fremdes Zuhause, das sich nie wirklich nach einem Zuhause anfühlte. Während Andy in London einen Kurs in der Armee absolvierte, war ich oft auf mich allein gestellt. Er kam nur an manchen Wochenenden nach Hause und manchmal auch dann nicht. Die Tage dazwischen fühlten sich endlos an, und die Nächte waren voller Gedanken, Zweifel und einer leisen Sehnsucht nach Vertrautem.

Andys Vater ließ mich spüren, dass ich nicht willkommen war. Er machte keinen Hehl daraus, was er von mir hielt. „Andy sollte sich lieber eine englische Frau nehmen als eine deutsche Schlampe. Da hätte er mehr von“, hörte ich ihn einmal sagen. Die Worte trafen mich wie ein Schlag. Selbst wenn ich mir vornahm, sie an mir abprallen zu lassen, brannten sie sich in meine Gedanken. Er tat sein Bestes, mir den Alltag zu erschweren. Es war, als hätte er sich zum Ziel gesetzt, mich kleinzukriegen, mir zu zeigen, dass ich hier nicht hingehörte.

Jede Begegnung mit ihm war eine neue Prüfung, eine, die ich in Stille ertrug, weil ich keine andere Wahl hatte. An meinem Geburtstag fühlte ich mich zum ersten Mal vollkommen allein. Keine Familie, keine Freunde, nur die Wände dieses Hauses, die mir kälter vorkamen als je zuvor. Meine Familie hatte mich damals nicht so sehr bestürzt, aber meine Freunde fehlten mir mit jeder Faser meines Seins. Ich erinnerte mich an frühere Geburtstage, an gemeinsames Lachen, an Umarmungen, an das Gefühl, irgendwo dazuzugehören. Doch an diesem Tag saß ich allein da, mit einem Kloß im Hals, der einfach nicht verschwinden wollte.

Dann kam ein Brief. Ein Umschlag aus Deutschland, der meine Hände zittern ließ, als ich ihn öffnete. Es war von meinem ehemaligen Lehrer der 10. Klasse

Liebe Lilian,

ich hoffe, dieser Brief erreicht dich in einem Moment der Ruhe. Ich habe lange überlegt, ob ich dir schreiben soll, aber es ist mir wichtig, dass du weißt: Du hast eine Wahl.

Überlege dir gut, ob dieser Weg wirklich der richtige für dich ist. Manchmal gibt es auch andere Möglichkeiten, von denen wir in schwierigen Zeiten vielleicht gar nicht glauben, dass sie existieren.

Du sollst wissen, dass meine Frau und ich immer eine Tür für dich offen haben. Wenn du möchtest, kannst du zu uns kommen, hier wohnen und dir in Ruhe ein eigenes Leben aufbauen – so, wie du es dir wünschst. Du musst nicht heiraten, um ein neues Kapitel zu beginnen. Es gibt viele Wege, und ich möchte, dass du weißt, dass du nicht alleine bist.

Aber wenn du aus tiefstem Herzen fühlst, dass dies dein richtiger Weg ist, dann wünsche ich dir von ganzem

Herzen Glück. Was auch immer du entscheidest, ich hoffe, dass du glücklich wirst.

Liebe Grüße, dein ehemaliger Lehrer Leo

Plötzlich stand eine Möglichkeit im Raum, die ich nicht erwartet hatte. Ich musste nicht hierbleiben, musste nicht kämpfen, nur um Frieden zu finden. Ich hatte eine Wahl.

Doch war ich bereit, sie zu treffen?

Die Entscheidung fiel mir erstaunlich leicht. Ich liebte Andy. Und für mich bedeutete Liebe, nicht aufzugeben, nicht beim ersten Sturm davonzulaufen. Ich wollte in England bleiben, wollte an unserer Zukunft festhalten. Also nahm ich mir vor, alles zu ertragen – jedes abfällige Wort, jede Geringschätzung, jeden Tag, an dem ich mich einsam fühlte. Ich sagte mir, dass es vorübergehen würde, dass sich alles ändern würde, sobald wir verheiratet waren. Die Wochen vergingen, und die Hochzeit rückte näher. Ich hatte mein Kleid anprobiert, das Kleid, das ich mir so sehr gewünscht hatte und es hing an mir wie ein formloser Stoffhaufen. Viel zu groß. Ich hatte so viel abgenommen, ohne es wirklich zu merken. Der Stress, die ständigen Zweifel, die unausgesprochenen Sorgen, all das hatte sich in meinem Körper abgesetzt, hatte mich Stück für Stück ausgezehrt. Wir mussten ein neues Kleid besorgen.

Andys Mutter übernahm den Kauf. Sie brachte mir ein schlichtes, weißes Kleid mit Schleier – ein Kleid, das mich nicht strahlen ließ, dass nicht das Funkeln in mir auslöste, dass ich mir für diesen Tag erträumt hatte. Es war einfach, unauffällig. Kein Kleid, in dem eine Braut sich besonders fühlen würde. Aber ich sagte nichts. Ich nahm es an. So, wie ich so vieles annahm, weil ich nicht noch mehr kämpfen wollte.

Je näher der große Tag kam, desto lauter wurden die Stimmen um mich herum. Jeder schien etwas zu sagen zu haben,

jeder hatte eine Meinung. „Bist du dir sicher, dass du das wirklich willst?“, fragte einer. „Wäre es nicht besser, nach Deutschland zurückzukehren?“, fragte ein anderer. Immer wieder diese Sätze, immer wieder dieselben Zweifel, die mir von außen zugebracht wurden. Doch je mehr sie mich infrage stellten, desto stärker wurde mein Entschluss. Sie verstanden nicht, was ich wollte. Ich wollte nicht einfach nur heiraten. Ich wollte eine Familie gründen, eine Familie, die ich niemals hatte. Ich wollte verheiratet sein mit einem Mann, den ich liebte. Ich wollte Kinder bekommen, wollte ihnen ein Leben ermöglichen, das ich nie hatte.

Es gab keinen Zweifel in mir. Kein Zögern. Kein Zurückweichen.

Ich würde das durchziehen. Für mich. Für meine Zukunft. Für das Leben, das ich mir erträumte. Ein paar Tage vor der Hochzeit kamen meine Mutter und meine Freundin Silvia aus Deutschland angereist. Ihre Ankunft war für mich wie ein kleiner Lichtblick in all der Unsicherheit und den unaufhörlichen Zweifeln, die andere mir einreden wollten. Silvia war Kosmetikerin und Friseurin, und sie hatte sich fest vorgenommen, mich für meinen großen Tag strahlen zu lassen. Als der Hochzeitstag schließlich gekommen war, konnte ich die Aufregung kaum unterdrücken. Mein Herz schlug schneller als sonst, meine Hände waren kalt vor Nervosität. Silvia hatte mich bereits geschminkt, und ihre geübten Hände verwandelten mein Gesicht, ließen meine Wangen leuchten, meine Augen größer wirken. Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass ich mich wirklich schön fühlte.

Zusammen gingen wir in das Schlafzimmer von Andys Mutter, um das Hochzeitskleid anzuziehen. Ich atmete tief durch, während meine Mutter mir half, den Stoff über meinen Körper gleiten zu lassen. Das Kleid war nicht das, was ich mir erträumt hatte, aber an diesem Punkt war das egal. Es war der

Tag, an dem ich mein neues Leben beginnen würde, an dem all die Entbehrungen einen Sinn bekommen sollten.

Doch kaum hatte ich das Kleid übergestreift, wurde die Tür plötzlich aufgestoßen. Andys Bruder trat ein. Seine Miene war ernst, fast besorgt. Einen Moment lang musterte er mich, als wollte er sich den Anblick einprägen, dann sagte er mit ruhiger, fast beiläufiger Stimme:

„Du solltest es dir noch einmal überlegen. Wenn du schlau bist, schreitest du nicht zum Altar.“ Seine Worte ließen die Luft im Raum für einen Moment stillstehen. Ich drehte mich langsam zu ihm um, suchte in seinem Gesicht nach einer Erklärung. Was meinte er damit? Warum sagte er das ausgerechnet jetzt?

Doch anstatt zu fragen, anstatt seine Worte zu hinterfragen, spürte ich, wie sich in mir etwas regte, eine Mischung aus Trotz, Entschlossenheit und einem stummen Widerstand gegen all die Zweifel, die man mir von Anfang an einzureden versucht hatte. Ich hob das Kinn, sah ihm direkt in die Augen und dachte nur: Jetzt erst recht.

Die Hochzeit war groß. Andys Familie war riesig, und es schien, als wären sie alle gekommen. Es wurde gelacht, getrunken, getanzt bis spät in die Nacht. Die Menschen um mich herum feierten, als gäbe es kein Morgen, als wären wir alle Teile einer Geschichte, die nur einen glücklichen Ausgang kennen konnte.

Und doch... irgendwo tief in mir drin, zwischen all den Stimmen und dem Lachen, war eine leise, kaum hörbare Frage, die ich an diesem Abend nicht ganz zum Verstummen bringen konnte: War es mein Märchen oder nur die Rolle, die ich mir selbst geschrieben hatte?

Ein paar Tage nach der Hochzeit reisten meine Mutter und meine Freundin wieder ab. Zurück nach Deutschland, das mir jetzt unendlich weit entfernt vorkam. Ich begleitete sie zum

Flughafen, stand mit ihnen am Gate, während die letzten Durchsagen ertönten. Wir umarmten uns fest, länger als sonst. Ich wollte den Moment festhalten, wusste aber, dass er unaufhaltsam vergehen würde. Dann lösten sie sich aus meiner Umarmung, nahmen ihr Handgepäck und gingen Richtung Flugzeug. Ich blieb zurück, sah ihnen nach, bis sie verschwanden.

Ich stand noch eine Weile am Fenster, beobachtete, wie die Maschine abhob, sich in den Himmel erhob, kleiner und kleiner wurde, bis sie nur noch ein Punkt war. Dann war sie fort. Deutschland, meine Mutter, meine Freundin – alles schien jetzt so weit weg. Und ich stand hier, in einem Land, das mir noch immer fremd war, und doch meine neue Heimat werden sollte. Aber ich hatte keine Zeit, mich lange in diesen Gedanken zu verlieren. In ein paar Wochen würden wir die Schlüssel zu unserer ersten eigenen Wohnung bekommen. Unsere eigene kleine Welt. Ich stellte mir vor, wie es sein würde, zum ersten Mal eine Tür aufzuschließen, die nur uns gehörte. Ein Ort, an dem wir uns ein Leben aufbauen würden. Ich konnte es kaum erwarten. Bis es soweit war, blieb ich noch bei meinen Schwiegereltern. Sie waren herzlich, auch mein Schwiegervater schien sich damit abgefunden zu haben das ich jetzt zur Familie gehörte. Sie kümmerten sich um mich, aber es war nicht dasselbe. Es war ihr Zuhause, nicht meins. Ich spürte, dass ich nur zu Besuch war. Ich wollte ankommen, wirklich ankommen. Dann kam der Tag endlich. Wir packten unsere Koffer. Es war ein seltsames Gefühl – wir hatten nicht viel. Keine Möbel, keine großen Umzugskartons, nur unsere Kleidung, ein paar persönliche Dinge, Erinnerungsstücke. Es passte alles in ein paar Taschen und Koffer. Aber das machte nichts. Die Armee stellte uns die Möbel, die wir brauchten. Unser Zuhause wartete schon auf uns.

Mit dem Auto fuhren wir nach London. Ich sah aus dem Fenster, beobachtete, wie die Landschaft vorbeizog, wie aus

offenen Feldern nach und nach Vororte wurden, dann die ersten Hochhäuser in der Ferne auftauchten. London, diese riesige, pulsierende Stadt. Und irgendwo dort, am Rand, lag unser neues Zuhause. Unsere Wohnung befand sich in einem Armeequartier in Putney. Als wir ankamen, hielten wir für einen Moment vor dem Gebäude. Ich betrachtete die Fassade, die gleichmäßigen Fensterreihen, die gepflegten Wege. Es war nichts Prunkvolles, kein Haus mit Geschichte oder Charme. Aber es war unser Anfang.

Dann betraten wir die Wohnung. Wir schlossen die Tür auf, traten ein. Ich erinnere mich genau an dieses Gefühl – ein leiser Hauch von frischer Farbe, das Klacken unserer Schritte auf dem Boden. Alles war da. Möbel, Küche, Bett. Ein Zuhause, das schon auf uns wartete.

Wir stellten unsere Koffer in die Ecke, setzten uns auf das Sofa. Ein Moment der Stille. Kein Gepäck auspacken, keine Möbel zu rücken. Nur wir zwei, in unserem ersten gemeinsamen Zuhause.

Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. Es war noch fremd, ein wenig steril, aber das würde sich ändern. Bald würden hier unsere Dinge stehen, unsere Gerüche in der Luft liegen, unsere Stimmen die Räume füllen. Ich sah zu meinem Mann. Er lächelte mich an. Und in diesem Moment wusste ich – egal, wie weit Deutschland entfernt war, egal, wie fremd mir dieses Land manchmal noch vorkam – hier begann unser Leben.

In den ersten Wochen nach unserem Einzug war Andy viel arbeiten. Seine Tage begannen früh und endeten spät, und oft kam er nach Hause, wenn es draußen schon dunkel war. Wir hatten nicht viel gemeinsame Zeit, kaum ruhige Momente nur für uns. An manchen Abenden saßen wir kurz zusammen, redeten ein wenig, bevor die Müdigkeit uns einholte. Doch meistens verbrachte ich die Tage allein. Das war anfangs

ungewohnt. Unser neues Zuhause fühlte sich noch nicht richtig nach „uns“ an, mehr wie ein Ort, an dem wir lebten, aber nicht wie ein Ort, der mit Erinnerungen gefüllt war. Also machte ich es mir zur Aufgabe, das zu ändern. Ich erkundete die Umgebung, lief durch Putney, entdeckte kleine Läden, in denen ich Besorgungen machte. Ich ließ mir Zeit, beobachtete die Menschen, nahm die Geräusche der Stadt in mich auf. Ich wollte mich hier zu Hause fühlen, wollte, dass diese Straßen vertraut wurden. Währenddessen verwandelte ich Stück für Stück unsere Wohnung. Ich rückte Möbel um, stellte frische Blumen auf den Tisch, hing Bilder auf. Ich wollte, dass es nach uns aussah, nach einem richtigen Zuhause. Ein Ort, an dem man morgens aufwachte und sich geborgen fühlte. Doch dann, eines Morgens, wachte ich auf und alles fühlte sich anders an. Kaum hatte ich die Augen geöffnet und mich aufgesetzt, wurde mir schwindelig. Ein flauer, unangenehmer Druck breitete sich in meinem Magen aus. Ich versuchte, es zu ignorieren, stand auf, ging ins Bad. Aber kaum hatte ich die Fliesen unter meinen Füßen gespürt, überkam mich eine Übelkeit, die mich fast in die Knie zwang.

Ich hielt mich am Waschbecken fest, atmete tief ein, versuchte, mich zu sammeln. Vielleicht hatte ich etwas Falsches gegessen. Vielleicht war es die Aufregung der letzten Wochen, die sich nun körperlich bemerkbar machte. Ich redete mir ein, dass es nichts war, nichts, worüber ich mir Sorgen machen müsste. Also sagte ich nichts.

Aber die Tage vergingen, und die Übelkeit blieb. Immer morgens, direkt nach dem Aufstehen. Ein eigenartiges Gefühl, so als würde mein Körper mir etwas sagen wollen, das mein Kopf noch nicht ganz begreifen konnte. Dann, acht Wochen nach unserem Einzug, stand ich in der Apotheke, einen Schwangerschaftstest in der Hand. Mein Herz schlug schneller, als ich zur Kasse ging, als ich bezahlte, als ich den kleinen

Karton tief in meiner Tasche verschwinden ließ. Zuhause angekommen, zögerte ich. Ich hielt den Test in der Hand, starrte auf die Verpackung, als könnte sie mir die Antwort geben, ohne dass ich ihn benutzen musste. Dann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, ging ins Bad, führte den Test durch und wartete. Die Sekunden dehnten sich, fühlten sich endlos an. Mein Herz pochte so laut, dass ich das Ticken der Uhr nicht mehr hören konnte. Dann erschien das Ergebnis. Zwei Striche. Positiv. Mein Herz machte einen Sprung. Ich hielt den Test in der Hand, starrte auf die Linien, als müsste ich sie zweimal sehen, um es wirklich zu glauben. Ich war schwanger. Ich war wirklich schwanger. Genau das war es, was ich mir gewünscht hatte. Und doch, ein kleiner Zweifel nagte an mir. War es wirklich wahr? Konnte ich mich auf diesen kleinen Test verlassen? Ich musste sicher sein. Also machte ich einen Termin beim Arzt.

Ein paar Tage später saß ich in der Praxis. Der Arzt war freundlich, stellte mir einige Fragen, machte eine Untersuchung. Dann sah er mich an und lächelte. „Herzlichen Glückwunsch“, sagte er. „Sie sind schwanger.“ Ich lief den ganzen Weg nach Hause mit einem Gefühl, das ich kaum beschreiben konnte. Glück, Aufregung, ein wenig Angst und alles gleichzeitig.

Als ich die Wohnung betrat, war Andy noch nicht da. Ich bereitete das Abendessen vor, deckte den Tisch, setzte mich auf das Sofa und wartete. Ich wollte ihm die Neuigkeit nicht einfach zwischen Tür und Angel sagen. Ich wollte den Moment festhalten, ihn auskosten.

Dann hörte ich den Schlüssel in der Tür. Andy kam herein, stellte seine Tasche ab, streifte die Jacke ab. Ich wartete, bis er sich zu mir gesetzt hatte. „Ich muss dir etwas sagen“, begann ich. Mein Herz klopfte. Er sah mich an, neugierig, ein wenig

besorgt. „Was ist los?“ Ich lächelte, nahm seine Hand in meine. „Ich bin schwanger.“

Für einen Moment sagte er nichts. Er starrte mich an, als müsste er meine Worte erst verarbeiten. Dann weiteten sich seine Augen. „Wirklich?“ Seine Stimme klang ungläubig, voller Hoffnung. Ich nickte. „Ja. Ich war beim Arzt. Es ist sicher.“

Und dann, sein Gesicht veränderte sich. Ungläubigkeit wich purer Freude. Ein Lächeln breitete sich aus, eines, das bis in seine Augen reichte. Er lachte, zog mich in seine Arme, hielt mich fest. „Wir bekommen ein Baby“, flüsterte er. Ich schloss die Augen, lehnte meinen Kopf an seine Schulter. „Ja“, sagte ich leise. „Wir bekommen ein Baby.“

Die Monate vergingen, und mit ihnen wuchs nicht nur mein Bauch, sondern auch das Gefühl, dass wir wirklich eine Familie wurden. Drei Monate lebten wir nun schon zusammen – drei Monate voller kleiner Veränderungen, neuer Routinen und dem aufregenden Gedanken, dass bald ein neues Leben zu uns gehören würde.

Ich begann, mich in unserem Viertel einzuleben. Ich schloss Bekanntschaften mit den Nachbarn, plauderte beim Einkaufen mit der Verkäuferin an der Ecke, ließ mich auf Gespräche mit der älteren Dame von gegenüber ein, die mir jedes Mal ungefragt Lebensweisheiten mit auf den Weg gab. Es tat gut, Menschen, um mich zu haben, besonders, weil Andy oft nicht da war. Seine Arbeit forderte ihn, und so war ich an vielen Tagen auf mich allein gestellt. Zum Glück wohnte meine Schwägerin Susan nicht allzu weit entfernt. Sie lebte in Northolt, ein gutes Stück entfernt, aber mit der U-Bahn erreichbar. Also beschloss ich, ein Wochenende bei ihr zu verbringen.

Am Samstagmorgen stand ich vor dem Spiegel, betrachtete mich von Kopf bis Fuß. Mein Bauch war schon leicht zu sehen, eine kleine Rundung unter meinem Kleid. Ich lächelte

und drehte mich zur Seite. Ein neues Leben wuchs in mir heran – wie verrückt war das?

Ich machte mich schick, suchte meine Schuhe aus, die ein wenig schicker waren als meine üblichen Treter, und verließ das Haus. Die frische Luft tat gut, und ich genoss den kurzen Spaziergang zur U-Bahn. Als ich dort ankam, war ich aufgeregt, nicht, weil die Fahrt etwas Besonderes war, sondern weil ich mich auf ein Wochenende ohne Verpflichtungen freute.

Ich hatte meinen Walkman dabei – eine meiner liebsten Errungenschaften. Ich setzte die Kopfhörer auf, drückte auf Play, und schon erfüllte meine Lieblingsmusik meine Ohren. Es war ein kleines Stück Freiheit, mein eigener Soundtrack, während ich auf die Bahn wartete.

Dann kam der Zug. Ich trat einen Schritt nach vorne, bereit zum Einsteigen. Und genau in diesem Moment, als wäre es eine Szene aus einem dieser komischen Filme, passierte es.

Einer meiner Schuhe glitt von meinem Fuß, als hätte er beschlossen, dass er nicht mitkommen wollte. Ich spürte noch, wie er sich von mir löste, hörte dann das leise, aber unheilvolle „Plopp“, als er zwischen Bahnsteig und Zug verschwand.

Ich erstarrte. Die Türen öffneten sich, Menschen stiegen ein und aus, alles lief weiter – als wäre nicht gerade mein Schuh auf mysteriöse Weise in die Tiefen der Gleise hinabgesunken.

Mein erster Gedanke war: Das ist nicht passiert. Mein zweiter: Doch. Und jetzt?

Ich hätte warten können, hätte jemanden um Hilfe bitten können, aber stattdessen traf ich eine fragwürdige Entscheidung: Ich stieg barfuß in die Bahn.

Die Blicke spürte ich sofort. Menschen musterten mich von oben bis unten, ihre Augen blieben an meinem einen nackten Fuß hängen. Ich tat so, als wäre das völlig normal, als hätte ich diesen Look bewusst gewählt. Ich lehnte mich an

eine Stange, schloss demonstrativ die Augen und lauschte der Musik, als würde ich nichts von alledem mitbekommen. Innerlich aber... brannte mein Gesicht.

Als ich endlich in Northolt ankam, stieg ich mit einer Mischung aus Erleichterung und Verzweiflung aus der Bahn. Doch meine Reise war damit noch nicht vorbei – ich musste mit der Bahn zurück nach Putney um mein Schuhproblem lösen. Dort angekommen, suchte ich den Bahnhofsvorsteher. „Entschuldigung, könnten Sie mir helfen? Ich habe meinen Schuh verloren.“ Er blinzelte mich an, als hätte ich ihm gerade erzählt, dass mir eine Möwe die Handtasche geklaut hätte. „Ihren Schuh?“ Ich nickte. „Er ist zwischen die Gleise gefallen.“

Er zögerte. Wahrscheinlich überlegte er, ob er mich einfach ignorieren sollte, aber dann seufzte er, nahm seine Taschenlampe und ging mit mir zu den Gleisen. Nach einigem Suchen entdeckte er meinen Schuh, fischte ihn mit einem langen Stock hervor und hielt ihn mir schließlich hin, als wäre es ein besonders seltenes Fundstück.

„Danke!“, sagte ich erleichtert und zog ihn so schnell an, dass ich fast ins Straucheln kam.

Dann endlich konnte ich meine Reise fortsetzen und nahm die nächste Bahn zurück nach Northolt. Als ich bei Susan ankam, war ich noch immer leicht mitgenommen von der ganzen Sache. Aber kaum hatte ich ihr die Geschichte erzählt, brach sie in schallendes Gelächter aus. Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie japste zwischen den Lachanfällen: „Sowas kann auch nur dir passieren!“ Ich verdrehte die Augen, musste dann aber auch lachen. Ja, das klang wirklich nach mir. Das Wochenende bei ihr war wunderschön. Wir redeten, lachten, kochten zusammen. Es war das erste Mal seit Langem, dass ich mich vollkommen entspannt fühlte.

Am Sonntagabend trat ich die Heimreise an. Erst zurück zur Bahn, dann wieder nach Putney. Als ich nach Hause kam,

erwartete ich, das Haus leer vorzufinden. Doch kaum öffnete ich die Tür, hörte ich Schritte – Andy war da. Er stand im Wohnzimmer, seine Arme verschränkt, und ich erkannte sofort, dass etwas nicht stimmte. „Wo warst du?“ Seine Stimme war ruhig, aber etwas in seinem Blick ließ mich frösteln. „Bei Susan“, sagte ich und zog meine Jacke aus. „Ich habe dir doch gesagt, dass ich übers Wochenende dort bin.“

Er schwieg einen Moment, dann ging er zu einem Regal, strich mit den Fingern darüber und betrachtete den Staub, der daran haften blieb. Seine Augen verengten sich.

„Du solltest hier sein, wenn ich nach Hause komme.“ Seine Stimme wurde schärfer. „Und du solltest dich um den Haushalt kümmern.“ Ich erstarrte. Er hatte mich noch nie so angesprochen. Noch nie. „Ich... ich dachte, du kommst später.“ Meine Stimme war klein. Ich wollte mich nicht rechtfertigen, aber gleichzeitig wollte ich keinen Streit.

Er hob die Arme, ließ sie dann fallen. „Du kannst nicht einfach tun, was du willst! Du hast Verpflichtungen! Dieses Haus sieht aus wie...“ Er unterbrach sich selbst, atmete schwer. Dann, plötzlich, hob er die Stimme: „Du solltest hier sein! Nicht irgendwo anders!“

Ich zuckte zusammen. Es war das erste Mal, dass er mich anschrte.

Mein Herz raste. Ich wollte, dass dieses Gefühl verschwand, dass dieser Moment nicht passierte. Also tat ich das Einzige, was mir einfiel: Ich begann zu putzen.

Ich schnappte mir ein Tuch, wischte hektisch über die Regale, als könnte ich mit jedem Staubkorn auch die Anspannung aus der Luft entfernen. Andy stand noch einen Moment da, dann schüttelte er den Kopf und ging ins Schlafzimmer. Ich stand im Wohnzimmer, das Putzmittel in der Hand, und atmete tief durch. Der schöne, leichte Tag war verschwunden.

Zurück blieb nur eine Stille, die schwerer war als Staub in der Luft.

In den nächsten Tagen und Wochen gab ich mir besonders viel Mühe, alles so zu machen, wie er es wollte. Das Haus war immer sauber, das Essen stand pünktlich auf dem Tisch, sobald er durch die Tür trat. Ich lächelte, wenn er nach Hause kam, stellte keine Fragen, versuchte nicht, ihm meine Müdigkeit oder Übelkeit anmerken zu lassen. Wenn ich morgens aufwachte und mich elend fühlte, bis ich die Zähne zusammenzwang, zwang mich dazu, so zu tun, als wäre alles in bester Ordnung. Ich wollte keinen Streit. Ich wollte Harmonie. Ich wollte, dass alles gut war.

Dann, eines Abends, als er nach Hause kam, legte er seine Jacke ab und setzte sich an den Tisch. Ich stellte ihm sein Essen hin, und er begann zu essen, ohne viel zu sagen. Erst als er fast fertig war, schaute er mich an und sagte beiläufig: „Ich muss demnächst für ein paar Wochen auf ein Manöver. Ich werde nicht da sein.“ Seine Worte klangen so normal, als hätte er mir gerade gesagt, dass er morgen früher zur Arbeit müsste. Aber für mich bedeuteten sie etwas anderes. Er würde nicht da sein. Ich nickte langsam, doch in meinem Kopf begann sich eine Idee zu formen. Wenn er nicht hier war, warum sollte ich dann bleiben? Es war die perfekte Gelegenheit, endlich mal wieder nach Hause zu fliegen, meine Familie zu besuchen. Vielleicht hatte sich inzwischen etwas verändert. Vielleicht würden wir uns diesmal besser verstehen. Und wenn ich ihnen erzählte, dass sie Großeltern würden, vielleicht würde das alles zwischen uns erleichtern, uns näherbringen.

Ich schluckte, dann sagte ich vorsichtig: „Wenn du weg bist... könnte ich doch nach Deutschland fliegen. Meine Familie besuchen. Es wäre schön, sie mal wiederzusehen.“

Andy zuckte mit den Schultern. „Mach das ruhig.“ Ich hätte mit mehr Widerstand gerechnet, aber seine

Gleichgültigkeit machte es mir leicht. Also griff ich zum Telefon, wählte die Nummer meiner Mutter und wartete. „Hallo?“ Ihre Stimme klang vertraut und doch so weit weg. Ich holte tief Luft. „Mama, ich komme nach Hause.“ Stille. Dann, nach einer kurzen Pause: „Wann?“ „In ein paar Tagen. Ich fliege von Heathrow nach Düsseldorf. Kann mich jemand abholen?“ „Ja, das kriegen wir hin.“ Es war kein überschwängliches „Ich kann es kaum erwarten!“, kein freudiges „Endlich!“, aber es war genug. Die nächsten Tage vergingen in einem Wirbel aus Vorbereitungen. Ich packte meinen Koffer, überlegte, was ich mitnehmen sollte. Mein Bauch war noch nicht groß, aber ich merkte, dass meine Kleidung anders saß, dass meine Lieblingsjeans langsam zu eng wurden. Schließlich entschied ich mich für einfache, bequeme Sachen, darunter ein leichtes Sommerkleid, das locker fiel und mich nicht einengte.

Am Tag der Abreise war ich aufgeregt. Es war das erste Mal, dass ich ganz alleine flog. Ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen, versuchte, mich nicht von der Nervosität übermannen zu lassen. Ich verabschiedete mich von Andy, ein flüchtiger Kuss, ein kurzer Blick, dann machte ich mich auf den Weg zum Flughafen.

Als ich schließlich in Heathrow stand, mit meinem Koffer in der Hand, spürte ich, wie mein Herz schneller schlug. Die Menschen um mich herum, die Lautsprecherstimmen, die Anzeigetafeln mit den Abflugzeiten, all das fühlte sich plötzlich riesig an. Ich atmete tief durch, folgte den Schildern, checkte ein, ließ meinen Koffer aufgeben und fand schließlich mein Gate. Der Flug verging schneller als erwartet. Ich saß am Fenster, blickte hinaus auf die Wolken, ließ meine Gedanken schweifen. Würde sich etwas verändert haben? Würden sie sich freuen, wenn sie erfuhren, dass ich schwanger war? Oder würden sie mich nur anschauen und Dinge sagen, die ich nicht hören wollte? Zwei Stunden später landete ich in Düsseldorf.

Kaum hatte ich den Flieger verlassen, umging mich die vertraute Luft, eine Mischung aus Flugzeugbenzin und dem vagen Duft nach Heimat. Ich folgte der Menge durch die Gänge, mein Herz pochte vor Erwartung. Der Flughafen war voller Menschen. Reisende mit Koffern, Familien, die sich umarmten, Kinder, die aufgeregt umherliefen. Ich ließ meinen Blick schweifen, suchte nach einem vertrauten Gesicht. Und dann sah ich sie.

Meine Mutter stand da, gerade so, wie ich sie in Erinnerung hatte. Ihr Blick suchte mich, dann fiel er auf mich, und für einen kurzen Moment erkannte ich in ihren Augen eine Mischung aus Überraschung und etwas, das vielleicht Freude sein konnte.

Neben ihr stand meine beste Freundin. Auch sie sah mich und begann sofort zu strahlen.

Ich schluckte. Plötzlich fühlte sich meine Kehle eng an. Ich hatte mich so lange nach diesem Moment gesehnt, nach dem Gefühl, willkommen zu sein.

Ich ging auf sie zu, meine Schritte schneller werdend. Dann war ich bei ihnen.

Meine Mutter musterte mich kurz, ihr Blick glitt über mein Gesicht, dann über meinen Körper. Kaum hatte sie mich umarmt, sagte sie: „Du hast aber zugenommen.“

Ich erstarrte. Es war kein „Wie schön, dich zu sehen!“ Kein „Ich habe dich vermisst.“ Kein „Wie geht es dir?“ Nur diese eine Feststellung. Ich zwang mir ein Lächeln ins Gesicht. „Mir geht es gut“, sagte ich und spürte, wie mein Herz dabei einen Schlag aussetzte.

Ich wollte es ihr später sagen. Wollte einen Moment abwarten, in dem es richtig war. Vielleicht würde sich dann etwas verändern. Vielleicht würde sie dann anders reagieren.

Aber in diesem Moment, mitten in diesem überfüllten Flughafen, fühlte ich mich auf einmal wieder wie das kleine

Mädchen von damals. Das Mädchen, das immer gehofft hatte, dass sich irgendwann etwas ändern würde.

Die Autofahrt nach Münster zog sich in die Länge. Etwa zwei Stunden fuhren wir über die Autobahn, während draußen die Landschaft vorbeizog. Ich lehnte meinen Kopf gegen das Fenster und beobachtete, wie Felder und Wälder an uns vorbeihuschten. Meine Mutter hielt das Steuer fest in den Händen, ihr Blick konzentriert auf die Straße gerichtet.

Wir unterhielten uns, aber es war oberflächlich, belanglose Themen, die nichts berührten. Das Wetter in England, die Menschen dort, die Unterschiede zwischen hier und da. Sie fragte, ob ich mich gut eingelebt hatte, ob mir das Essen schmeckte, ob es oft regnete. Ich antwortete mechanisch, ohne viel nachzudenken. Doch mit jeder Minute, die verstrich, spürte ich die Aufregung in mir wachsen. Mein Herz klopfte schneller, meine Hände wurden feucht. Ich wusste, dass ich es ihr sagen musste, dass ich es nicht länger hinauszögern konnte.

Ich atmete tief durch, drehte mich zu ihr und sagte mit einem nervösen Lächeln:

„Mama, kannst du dir vorstellen, warum ich zugenommen habe?“

Sie war gerade dabei, den Blinker zu setzen, und warf mir einen flüchtigen Blick zu. Ihre Stirn legte sich in Falten.

„Wieso? Was meinst du?“

Ich biss mir auf die Unterlippe, spürte, wie mein Herz einen Satz machte, und sagte dann leise, aber deutlich: „Ich bin schwanger.“ Für einen Moment schien die Zeit stillzustehen.

Meine Mutter sagte nichts. Sie schien meine Worte erst verarbeiten zu müssen. Ihre Hände umklammerten weiterhin das Lenkrad, ihre Augen blieben auf die Straße gerichtet. Ich hielt den Atem an. Dann, nach einer Ewigkeit, hauchte sie: „Oh.“ Ein einfaches, kurzes Wort.

Doch dann drehte sie sich zu mir, und in ihren Augen spiegelte sich eine Mischung aus Überraschung und Freude wider. Sie atmete tief ein, ihre Mundwinkel zuckten, und dann – endlich, lächelte sie. „Oh, das sind ja... wunderbare Neuigkeiten!“

Und mit diesen Worten schien die Anspannung zwischen uns sich aufzulösen. Sie streckte eine Hand aus, legte sie kurz auf mein Bein und drückte es sanft.

„Ich werde Oma“, murmelte sie, als müsste sie sich erst selbst daran gewöhnen.

Ich lachte leise und nickte. „Ja, das wirst du.“ Den Rest der Fahrt schien sie gedankenverloren. Sie sagte nicht viel, aber ich konnte sehen, dass ihr Kopf arbeitete, dass sie das Gesagte in sich bewegte.

Als wir endlich in Münster ankamen, war es später Nachmittag. Die Straßen waren belebt, Menschen gingen einkaufen, Kinder liefen lachend über die Gehwege. Meine Mutter bog in unsere Straße ein und parkte vor dem Haus. Ich atmete tief durch.

Mit neuer Energie schnappte sich meine Mutter meinen Koffer, stieg aus dem Auto und klingelte voller Vorfreude an der Haustür. Von drinnen hörte ich schwere Schritte. Dann wurde die Tür aufgerissen. Mein Vater stand im Türrahmen.

Ein Blick reichte, um zu erkennen, dass er betrunken war. Seine Augen waren leicht glasig, seine Haltung schwer, und der Geruch von Alkohol hing in der Luft. Er sah mich an, dann meinen Koffer, dann wieder mich. „Hallo“, murmelte er tonlos.

Meine Mutter platzte fast vor Aufregung. Sie schaute erst mich an, dann ihn, und verkündete mit einer Begeisterung, als hätte sie im Lotto gewonnen: „Weißt du, was passiert? Sie macht mich zur Oma!“ Ich beobachtete ihn genau, suchte nach einer Reaktion. Doch sein Gesicht blieb ausdruckslos.

Für einen Moment sagte er gar nichts. Dann verzog sich sein Mund zu einer grimmigen Miene, und er schnaubte abfällig: „Bist du trächtig wie ein Tier? Auch das noch...“ Es war, als hätte mir jemand ins Gesicht geschlagen.

Mein Magen zog sich zusammen, meine Kehle wurde eng. Die Worte hallten in meinem Kopf wider, schmerzhaft und verletzend. Ich hob mein Kinn, sah ihm direkt in die Augen und sagte ruhig, aber mit fester Stimme: „Ich bin kein Tier. Und wir sollten besser darüber reden, wenn du nicht in diesem Zustand bist.“ Ein Moment der Stille hing in der Luft.

Meine Mutter räusperte sich und schob sich schnell an ihm vorbei, zog mich mit sich ins Haus. „Komm rein“, sagte sie hastig, als wollte sie die Situation überspielen.

Mein altes Zimmer sah noch genauso aus wie damals. Die Möbel standen an Ort und Stelle, das Bett mit der vertrauten Decke, mein alter Kleiderschrank. Es war, als wäre die Zeit stehen geblieben. Ich stellte meinen Koffer ab, atmete tief durch und ließ mich aufs Bett sinken. Nach ein paar Minuten stand ich auf, machte mich frisch, zog etwas Bequemes an. Dann griff ich zum Telefon. Es war Zeit, meine Freunde zu sehen. Es war so lange her, und ich brauchte ihre Stimmen, ihr Lachen, einfach ein Stück Normalität.

Die Vorfreude auf das Wochenende mit meinen Freunden war riesig. Wir hatten alles genau geplant. Zelten, Lagerfeuer, stundenlanges Reden und Lachen, so wie früher. Ich konnte es kaum erwarten, einfach mal wieder ich selbst zu sein, ohne mich um Haushalt oder Erwartungen kümmern zu müssen. Ein Stück Freiheit, das mir seit meiner Hochzeit immer mehr entglitten war.

Beim Abendessen sprach ich es beiläufig an, sicher, dass es kein Problem sein würde. Ich war schließlich für mehrere Wochen hier, ein Wochenende mit meinen Freunden, danach genug Zeit mit meiner Familie. Doch kaum hatte ich es

ausgesprochen, spürte ich die Veränderung im Raum. Mein Vater legte sein Besteck klirrend auf den Teller, lehnte sich zurück und musterte mich mit diesem kalten, abschätzigen Blick, den ich so gut kannte.

„Du gehst nirgendwo hin.“ Seine Stimme war ruhig, aber sie hatte diesen Ton, der keinen Widerspruch duldete. Ich hielt inne. Blinzelte. Hatte ich mich verhört? „Was?“

„Du bleibst hier.“ Ich lachte trocken. „Ich bin erwachsen, falls du das Vergessen hast. Ich mache, was ich will.“ Sein Blick verengte sich. „Solange du unter meinem Dach bist, machst du, was ich sage.“ Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Da saß er, mit seinem halb leeren Bierglas vor sich, als hätte er das Recht, mir Vorschriften zu machen.

„Unter deinem Dach?“ Ich lehnte mich vor. „Du meinst das Haus, in dem du rumsitzt und dich betrinkst, während alle anderen versuchen, ein normales Leben zu führen? Das Dach, das Mama am Laufen hält, weil du dich um nichts kümmerst? Meine Mutter erstarrte.“

Mein Vater starrte mich an. Einen Moment lang war es still. Dann knallte er die Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten. „Pass auf, was du sagst.“ Seine Stimme bebte vor Wut.

Doch ich hatte genug. „Nein, DU solltest mal aufpassen. Weißt du, was dein Problem ist? Du erträgst es nicht, dass ich mein eigenes Leben habe. Du willst mich kontrollieren, weil du mit deinem eigenen Leben nicht klarkommst!“ Er atmete schwer. Ich konnte sehen, wie sein Gesicht sich rötete, wie seine Hand zuckte, als würde er am liebsten... aber er tat es nicht.

„Du respektloses Gör.“ Ich stand auf, schob meinen Stuhl mit einem lauten Geräusch zurück. „Weißt du was? Ich fahre trotzdem. Und du kannst saufen, so viel du willst, das ist nicht mein Problem.“ Ich griff nach meinem Teller, brachte ihn in die Küche, als wäre es mir egal. Innerlich bebte ich. Meine

Mutter sagte nichts. Sie saß da, die Hände gefaltet, die Lippen schmal, als würde sie am liebsten unsichtbar werden. Aber ich ging.

Das Wochenende mit meinen Freunden war wunderschön. Ich fühlte mich endlich frei. Doch als ich am Sonntagabend nach Hause kam, spürte ich sofort, dass die Luft anders war. Meine Mutter war ruhiger als sonst, hielt sich im Hintergrund. Mein Vater? Er ignorierte mich völlig. Kein Wort. Kein Blick.

Es war, als wäre ich Luft. Die nächsten zwei Wochen verliefen genauso. Wenn ich in einen Raum kam, verließ er ihn. Beim Essen sprach er nur mit meiner Mutter, als wäre ich nicht da.

Und dann, als ich am Tag meiner Abreise mit meinem Koffer an der Tür stand, war es endgültig. Meine Mutter nahm mich in den Arm, drückte mich fest. Mein Vater?

Er stand einfach nur da. Kein Wort. Kein Blick. Und als ich mich schließlich zum Gehen umdrehte, hörte ich ihn leise murmeln: „Du bist trächtig wie ein Tier...“

Ich erstarrte für einen Moment. Dann lachte ich trocken. „Ja, genau. Und weißt du was? Du wirst ein Großvater sein, ob es dir passt oder nicht.“

Dann ging ich. Ohne mich noch einmal umzudrehen.

Als das Flugzeug in England landete, durchströmte mich eine Welle der Erleichterung. Die vertrauten Geräusche, die Durchsagen in einer Sprache, die mir nahe war, all das fühlte sich an wie eine sanfte Umarmung nach einer langen Reise. Ich wusste, dass ich meine Freunde vermissen würde, aber tief in mir spürte ich, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Und dann sah ich ihn. Andy stand da, suchte mit den Augen nach mir, und als sich unsere Blicke trafen, breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. Mein Herz schlug schneller. Die Sehnsucht, die mich all die Zeit begleitet hatte, löste

sich in diesem Moment auf. Ich lief auf ihn zu, spürte seine Arme um mich, seinen Herzschlag gegen meine Wange und für einen kurzen Augenblick war die Welt nur noch dieser eine warme, sichere Ort.

Zuhause ließ ich mein Gepäck achtlos fallen, als würde es all die Erinnerungen an die vergangenen Wochen mit sich nehmen. Andy bestellte unser Lieblingssessen, und während des Dufts von warmen Speisen durch die Wohnung zog, erzählte ich ihm alles. Jedes Detail, jedes Gefühl. Er hörte mir aufmerksam zu, hielt meine Hand, sah mich mit dieser Mischung aus Verständnis und Zuneigung an. „Es ist schön, dass du wieder zu Hause bist“, sagte er leise. Und ich wusste, er meinte es genauso. Doch mit der Zeit wuchs nicht nur mein Kind, sondern auch eine tiefe, nagende Angst in mir. Die Nächte wurden unruhig, nicht nur wegen der Bewegungen in meinem Bauch, sondern wegen der Gedanken, die mich nicht losließen. Würde ich das schaffen? Würde ich eine gute Mutter sein? Ich wollte nicht so werden wie sie – nicht wie meine biologische Mutter, nicht wie meine Adoptiveltern. Ich wollte mein Kind mit der Liebe überschütten, nach der ich mich mein Leben lang vergeblich gesehnt hatte.

Oft lag ich nachts wach, eine schützende Hand auf meinem Bauch, spürte das sanfte Treten meines Kindes und flüsterte: „Ich werde dich lieben. Ich werde dich beschützen. Du wirst niemals fühlen, was ich gefühlt habe.“ Doch konnte ich dieses Versprechen wirklich halten?

An einem Wochenende, als Andy nicht da war, beschloss ich, das Kinderzimmer fertig einzurichten. Ich wollte, dass alles bereit war, wenn unser Baby kam, unser Kind, das ich schon so sehr liebte, obwohl es noch nicht einmal geboren war. Ich wollte, dass es von Anfang an einen Ort hatte, der ihm Sicherheit, Wärme und Geborgenheit schenkte.

Mit diesem Gedanken fuhr ich in die Stadt. Die Luft war warm, die Straßen voller Menschen, aber in mir war eine Stille, eine Konzentration auf das, was vor mir lag. Ich trat in den Baumarkt, um die Farbe zu besorgen. Zwischen all den Farbtönen, die in kleinen Mustern an der Wand hingen, ließ ich meine Finger über die verschiedenen Karten gleiten. Himmelblau? Zu kühl. Zartes Rosa? Zu vorhersehbar. Und dann entdeckte ich es, ein sanftes, warmes Gelb. Nicht zu grell, nicht zu blass. Eine Farbe, die an Sonnenlicht erinnerte, an Frühlingstage und an die Leichtigkeit des Lebens. Ich stellte mir vor, wie das Zimmer in diesem sanften Gelb leuchten würde, wie es das erste Licht einfangen und einen friedlichen, geborgenen Raum für unser Kind schaffen würde.

Mit der Farbe und ein paar Pinseln im Einkaufswagen ließ ich meinen Blick noch einmal durch die Regale schweifen. Ich griff nach einer Rolle Malerfolie, um den Boden zu schützen, und legte zusätzlich ein paar kleine Wandsticker dazu, winzige Sterne und Monde, die im Dunkeln leuchten sollten. Ich wusste, es würde meinem Baby noch egal sein, aber mir war es wichtig. Ich wollte, dass dieser Raum perfekt war.

Wieder zu Hause breitete ich die Folie sorgfältig auf dem Boden aus und öffnete die Farbdose. Ein intensiver, frischer Geruch stieg mir in die Nase, und als ich den Pinsel in die cremige Masse tauchte, spürte ich, wie eine tiefe Ruhe in mir aufstieg. Mit langsamen, gleichmäßigen Bewegungen strich ich die erste Wand. Die Farbe glitt über die Oberfläche, schluckte das kahle Weiß und ersetzte es durch diesen warmen, sonnigen Ton. Ich malte nicht nur Wände, ich erschuf einen neuen Anfang. Jeder Pinselstrich war eine Liebeserklärung an mein Kind. Ich stellte mir vor, wie ich es hier in den Schlaf wiegen würde, wie es eines Tages seine kleinen Händchen nach den leuchtenden Sternen an der Wand ausstrecken würde. Ich konnte beinahe hören, wie sein Lachen diesen Raum füllen

würde, und diese Vorstellung ließ mein Herz warm werden. Nachdem die Farbe getrocknet war, begann ich, die kleinen Babysachen in den Schrank einzuräumen. Ich strich mit den Fingerspitzen über den weichen Stoff der winzigen Strampler, legte behutsam ein paar zusammengerollte Söckchen in die Schubladen. Ein hellgelber Schlafsack mit aufgestickten Schäfchen lag ganz oben, daneben eine kuschelige Decke. Ich nahm ein kleines Stofftier – einen weichen Bären und hielt ihn einen Moment lang in den Händen. Mein Baby würde ihn halten können, ihn vielleicht mit der Zeit in den Schlaf kuscheln. Als Andy am Abend nach Hause kam, öffnete er die Tür und blieb stehen. Ich beobachtete, wie sein Blick langsam über die frisch gestrichenen Wände wanderte, über das eingerichtete Zimmer. Einen Moment lang sagte er nichts, dann schüttelte er den Kopf. „Das hättest du nicht alleine machen sollen“, meinte er schließlich, seine Stimme klang besorgt. „Was, wenn du dich übernommen hast?“ Ich spürte seine Fürsorge, und doch lächelte ich nur. „Mir geht es gut“, sagte ich sanft.

Und das stimmte. Ich fühlte mich gut. Trotz der Angst, die manchmal wie ein Schatten hinter meinen Gedanken lauerte, trotz der Zweifel, die in stillen Momenten hochkamen, wusste ich, dass ich es schaffen würde. Ich würde für mein Kind da sein. Ich würde ihm all die Liebe geben, die ich selbst so sehr vermisst hatte. Und während ich an diesem Abend neben Andy saß und eine Hand auf meinen Bauch legte, spürte ich nichts als tiefe, unsagbare Glücksgefühle. den Markt und staunte über die vielen frischen Lebensmittel. Die Stände waren voll mit Obst und Gemüse, das mir teilweise unbekannt war. Ich sah mir alles genau an, fragte nach den Namen und lernte, was typisch für die Region war. Ich wollte nicht einfach nur hier wohnen. Ich wollte uns ein Leben aufbauen, in dem wir uns zuhause fühlten. Mit der Zeit wurde es kälter, und schließlich kam der Winter. Die Straßen waren oft von einem

feinen, frostigen Nebel durchzogen, und in den Fenstern leuchteten warme Lichter. Wir machten es uns drinnen gemütlich, tranken heißen Tee und bereiteten uns auf das vor, was vor uns lag. Doch je weiter die Schwangerschaft voranschritt, desto stärker wurde das Gefühl, dass ich vieles allein durchstehen musste. Jedes Mal, wenn ich zum Arzt musste, ging ich alleine. Andy zeigte kaum Interesse an den Untersuchungen oder daran, was der Arzt sagte. Er legte hin und wieder seine Hand auf meinen Bauch, wenn unser Baby sich bewegte, aber es blieb eine beiläufige Geste, fast so, als sei es nur eine Momentaufnahme und nicht ein Teil unseres gemeinsamen Lebens.

Besonders deutlich spürte ich das an einem kalten, stürmischen Tag. Ich hatte wieder einen Termin bei meinem Arzt, und obwohl der Wind die Straßen leerfegte und der Regen in dichten Strömen fiel, war es keine Option, dass Andy mich fuhr oder mich begleitete. Der Weg war weit, ich zog mir einen dicken Mantel an und machte mich auf den Weg. Jeder Schritt fiel mir schwer, und mit jeder Böe, die mir ins Gesicht schlug, fragte ich mich, warum ich das alles allein durchstehen musste. Ich kämpfte mich vorwärts, meine Hände um meinen Bauch gelegt, als wollte ich das Baby vor der rauen Kälte schützen. Als ich endlich in der Praxis ankam, war ich durchnässt und erschöpft, doch ich hielt durch. Ich hielt durch für unser Kind, für unsere Zukunft. Als ich im siebten Monat schwanger war, fragte ich Andy, ob wir vor der Geburt des Babys noch einmal nach Deutschland fliegen könnten. Ich hatte das Gefühl, ich müsste unbedingt noch einmal mit meiner Mutter sprechen. Ich wollte ihr meine Ängste darlegen und reinen Tisch machen. Für mich war es an der Zeit, dass ich ihr alles erzählte, auch mit dem Wissen, dass sie mir vielleicht nicht glauben würde.

Wir planten einen Überraschungsbesuch. Ich rief meine Freundin an und sagte ihr, wann wir ankommen würden. Als unser Flugzeug in Düsseldorf landete, stieg ich mit gemischten Gefühlen aus. Der Geruch nach verbranntem Kerosin und die gedämpften Durchsagen aus den Lautsprechern mischten sich mit meiner wachsenden Nervosität. Menschen eilten an uns vorbei, manche mit kleinen Rollkoffern, andere mit schweren Taschen über der Schulter. Ich spürte Andys Hand auf meinem Rücken, beruhigend, aber auch auffordernd. „Lass uns gehen“, sagte er leise. Wir nahmen einen Zug vom Flughafen nach unserer Heimatstadt. Im Waggon war es warm, und das monotone Rattern der Räder auf den Schienen brachte meine Gedanken ins Stolpern. Die Neonlichter warfen ein kaltes, bläuliches Licht auf die abgenutzten Sitze, während draußen die Landschaft in dunklen, verschwommenen Silhouetten vorbeizog. Ein Baby irgendwo weiter hinten im Zug begann zu weinen, und eine ältere Frau blätterte geräuschvoll in einer Zeitschrift. Ich hielt eine Hand auf meinen Bauch, spürte die leichten Bewegungen meines Kindes und fragte mich, ob ich wirklich bereit war für das, was auf mich zukam. Als wir schließlich am Bahnhof ankamen, sah ich meine Freundin schon von Weitem. Sie winkte uns zu, ein warmes Lächeln auf den Lippen, doch in ihren Augen lag etwas, das mich beunruhigte. Wir umarmten uns, und dann erklärte sie mir, dass meine Eltern das Haus verloren hatten und jetzt dort wohnten, wo meine Mutter arbeitete – vorübergehend in einer Dienstwohnung für Angestellte des Obdachlosenheims, wo sie putzte. Mein Magen zog sich zusammen. Ich war völlig schockiert, weil ich von nichts wusste. Während wir durch die dunklen Straßen gingen, hörte ich das entfernte Geräusch von vorbeifahrenden Autos, das Flattern eines umgekippten Plakats an einer Laterne, das leise Murmeln von Passanten, die an uns vorbeigingen. Als wir das Gebäude erreichten, stand die

Haustür offen, und ein kühler Luftzug wehte uns entgegen. Das große Treppenhaus hallte wider von Schritten und leisen Stimmen, irgendwo klapperte eine Tür. Der scharfe Geruch von Putzmitteln lag in der Luft. Meine Mutter wischte gerade den Boden, ihre Bewegungen mechanisch, fast geistesabwesend. Edith trat vor und sagte beiläufig: „Ich habe eine Freundin, die für ein paar Nächte eine Unterkunft braucht.“ Meine Mutter hob kaum den Blick, zuckte mit den Schultern und antwortete nur: „Ja, du weißt ja, wo alles ist, aber nicht mehr als ein paar Tage.“ Mein Herz schlug schneller. Ich trat einen Schritt näher, sog den vertrauten Duft von Waschmittel und leichtem Zigarettenrauch ein und sagte leise: „Hallo, Mama.“ Zuerst reagierte sie kaum. Dann, als sie die Kaffeekanne aus dem Schrank nahm, hielt sie plötzlich inne. Sie drehte sich langsam zu mir um, starrte mich an – und in dem Moment, als sie mich wirklich erkannte, verlor sie die Fassung. Ihr Gesicht wurde weich, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie legte die Kanne hastig auf den Tisch und kam auf mich zu, ihre Hände zitterten, als sie mein Gesicht berührte. „Mein Gott, du bist es wirklich“, flüsterte sie immer wieder. Ich fühlte, wie sich ein Kloß in meiner Kehle bildete, während Andy unser Gepäck ins Gästezimmer brachte. Ich setzte mich mit ihr an den Küchentisch, und sie begann zu reden. Sie erzählte von meinem Vater, von seinem zunehmenden Alkoholkonsum. Ihre Stimme klang müde, abgekämpft. Ich hörte den dumpfen Lärm aus den oberen Stockwerken, das gelegentliche Klirren von Geschirr, das Knarren der alten Holzstühle, auf denen wir saßen. Mein Blick verdüsterte sich. Ich konnte sehen, wie erschöpft sie war. „Mama, du bist doch nicht glücklich so, oder?“ Sie wich meinem Blick aus. Ich holte tief Luft. „Es gibt einen Grund, warum ich hier bin.“ Meine Mutter sah mich fragend an, ihre Hände umklammerten die dampfende Kaffeetasse. Der bittere Geruch von Filterkaffee hing schwer in der

Luft, gemischt mit einem Hauch von Reinigungsmitteln, die sich in den Ritzen des alten Küchentischs festgesetzt hatten. Draußen schlug eine Tür im Treppenhaus zu, Schritte hallten dumpf wider, dann wieder Stille. Ich spürte, wie meine Kehle trocken wurde. Mein Herz pochte unangenehm in meiner Brust. Ich wusste, dass dies der Moment war, dass ich nicht länger schweigen konnte. „Mama... erinnerst du dich noch an alles? An meine Kindheit?“

Sie runzelte die Stirn, schien nachzudenken. „Natürlich“ sagte sie zögernd. „Aber warum fragst du?“ Ich atmete tief durch, sammelte meinen Mut. Die Worte kamen langsam, stockend, als müsste ich mich durch ein unsichtbares Netz aus Angst und Zweifeln kämpfen. Ich erzählte ihr von allem. Von den Nächten, in denen ich mich unter der Decke verkrochen hatte, in der Hoffnung, dass er nicht kommen würde. Von seinen Händen, die nicht dorthin gehörten, wo sie waren. Von den „Untersuchungen“ nach dem Baden, von seinem erstickenden Atem, dem kalten Schweiß auf meiner Haut. Die Stille, die folgte, war erdrückend. Das leise Ticken der Küchenuhr wurde ohrenbetäubend laut. Ich beobachtete meine Mutter, suchte nach einer Reaktion. Ihr Gesicht war starr, nur ihre Finger krampften sich fester um die Kaffeetasse. „Das... das habe ich anders in Erinnerung“, sagte sie schließlich, ihre Stimme ein Flüstern. „Ich... ich wusste nichts davon.“

Ein eiskalter Schauer lief mir über den Rücken. Ich wollte es ihr glauben. Ich wollte, dass sie es nicht gewusst hatte. Doch in meinem Kopf hallten all die Momente wider, in denen sie einfach weggesehen hatte, in denen sie nichts gesagt hatte.

Ich wollte noch etwas erwidern, aber in diesem Moment wurde die Haustür aufgestoßen. Ein schwerer Schritt auf dem Flur. Mein Magen zog sich zusammen. Mein Vater. Die Luft im Raum schien sich zu verändern, als er eintrat. Ein scharfer

Geruch nach kaltem Rauch und billigem Alkohol wehte mit ihm herein. Seine Augen, diese grauen, ausdruckslosen Augen – glitten über mich hinweg, als wäre ich nicht da. „Deine Tochter ist da“, sagte meine Mutter.

Seine Lippen verzogen sich nicht einmal. Er sah durch mich hindurch. Dann, nach einer endlosen Sekunde, fragte er nur: „Ist Andy auch da?“ Etwas in mir zerbrach.

Später, als die Nacht das Haus umhüllte und nur noch das monotone Tropfen des Wasserhahns in der Spüle zu hören war, lag ich wach. Ich hörte ihre Stimmen durch die dünnen Wände. „Sie sagt, du hättest ihr das angetan“, kam die Stimme meiner Mutter, leise, doch mit einer ungewohnten Schärfe. Keine Antwort. „Sag etwas“, drängte sie.

Stille. Dann das leise Knarzen eines Stuhls. „Ich werde mir jetzt mehr Zeit für sie nehmen“, sagte sie schließlich. „Und wenn du ein Problem damit hast, dann reiche ich die Scheidung ein.“ Ein Zittern lief durch meinen Körper. Ich wartete auf seine Reaktion. Auf ein wütendes Wort, ein Geräusch, irgendetwas. Doch es kam nichts. Nur Schweigen. Und dieses Schweigen war beängstigender als alles andere. Vier Tage später standen wir wieder am Bahnhof. Der Himmel war grau, und ein feiner Nieselregen zog über das Pflaster, machte es rutschig und kalt. Der Abschied war kurz, fast mechanisch. Meine Mutter umarmte mich, ihre Hände drückten mich fester als sonst, als wollte sie etwas sagen, dass sie nicht aussprechen konnte. Mein Vater blieb auf Abstand. Kein Blick, kein Wort. Als der Zug sich in Bewegung setzte, lehnte ich meinen Kopf an die kühle Fensterscheibe und sah zu, wie die vertraute Stadt langsam hinter uns zurückblieb. Ich fühlte keinen Schmerz, keine Wut mehr, nur eine tiefe, unerschütterliche Entschlossenheit. Ich würde es anders machen. Ich würde nicht wegsehen. Niemand, wirklich niemand, würde meinem Kind je einen Schaden zufügen.

Der Januar rückte näher, und mit ihm auch der Geburtstermin unseres Babys. Es war ein seltsames Gefühl – einerseits war da diese riesige Vorfreude, dieses unbeschreibliche Glück, bald unser Kind in den Armen zu halten. Andererseits kamen auch Ängste in uns hoch. Wie würde sich alles verändern? Würden wir dieser großen Verantwortung gewachsen sein? Doch meine größte Angst war eine andere: Würde ich eine gute Mutter sein können? Ich wollte nicht die Fehler meiner eigenen Mutter oder meiner Adoptiveltern wiederholen. Ich wollte meinem Kind all die Liebe geben, die ich selbst vergeblich gesucht hatte. Aber egal, wie viele Gedanken uns durch den Kopf gingen, eines wusste ich ganz sicher: Unser Baby würde geliebt werden. Und während draußen der erste Schnee fiel, legte ich eine Hand auf meinen Bauch und spürte, wie es sich bewegte, lebendig und voller Zukunft. Bald würden wir nicht mehr nur zu zweit sein, wir würden eine Familie sein.

Die Zeit verging, und nach und nach verwandelten wir unsere Wohnung in ein Zuhause, einen Ort, an dem wir uns wohlfühlen konnten, an dem alles seinen Platz hatte und an dem wir langsam begannen, wirklich anzukommen. Wir stellten Möbel um, brachten kleine Dekorationen an und sorgten dafür, dass die Räume nicht nur funktional, sondern auch gemütlich waren. Hier wollten wir unser Baby willkommen heißen, hier sollte unser gemeinsames Leben als Familie beginnen. Doch so harmonisch dieses Bild nach außen hin wirkte, hatten Andy und ich auch unsere Differenzen.

Während wir unser Zuhause gestalteten, gab es eine Sache, die mir besonders schwerfiel, das Kochen. Ich hatte es nie richtig gelernt und musste nun viel ausprobieren. Anfangs ging so einiges schief. Die Nudeln waren entweder zu weich oder noch hart, Soßen wurden zu wässrig oder klumpten, und manchmal wusste ich einfach nicht, wann genau Fleisch gar war. Einmal wollte ich Bratkartoffeln machen, aber ich hatte

nicht bedacht, dass man die Kartoffeln vorher kochen musste, und das Ergebnis war eine schwarze, angebrannte Katastrophe. Doch mit jedem missglückten Essen lernte ich dazu.

Meine Schwiegermutter schenkte mir schließlich ein englisches Kochbuch, das mir half, mich besser zurechtzufinden. Ich blätterte durch die Seiten, betrachtete die Bilder und las mir die Rezepte durch. Manche Begriffe waren mir fremd, und ich musste sie erst nachschlagen. Aber mit der Zeit bekam ich ein Gefühl dafür. Bald wagte ich mich sogar an anspruchsvollere Gerichte sowie Suppen, Eintöpfe, Braten. Es machte mir mehr Freude, als ich gedacht hätte, vor allem, weil es nicht nur für mich war, sondern für uns als Familie. Ich wollte, dass wir gemeinsam am Tisch sitzen, lachen, genießen, dass wir uns zu Hause fühlten.

Während ich in der Küche Fortschritte machte, wollte ich auch meine neue Umgebung erkunden. Doch lange Spaziergänge und Entdeckungstouren waren nichts für Andy – er liebte es, zu Hause zu sein, sich nach der Arbeit auszuruhen. Also machte ich mich allein auf den Weg. Ich schlenderte durch die Straßen, ließ meinen Blick über die Häuser gleiten und sog die Atmosphäre der Stadt in mich auf. Ich besuchte den Markt und staunte über die vielen frischen Lebensmittel. Die Stände waren voll mit Obst und Gemüse, das mir teilweise unbekannt war. Ich sah mir alles genau an, fragte nach den Namen und lernte, was typisch für die Region war. Ich wollte nicht einfach nur hier wohnen, ich wollte uns ein Leben aufbauen, in dem wir uns zuhause fühlten. Die Straßen waren oft von einem feinen, frostigen Nebel durchzogen, und in den Fenstern leuchteten warme Lichter. Wir machten es uns drinnen gemütlich, tranken heißen Tee und bereiteten uns auf das vor, was vor uns lag.

Das alte Jahr war vergangen, und mit dem neuen begann auch der letzte Abschnitt meiner Schwangerschaft. Der Januar brachte eisige Kälte, doch in mir wuchs das Leben, warm und pulsierend. Mein Bauch war rund und schwer wie eine Wassermelone, und jede Bewegung kostete mich Kraft. Das Aufstehen vom Sofa fühlte sich an, als müsste ich einen Berg erklimmen. Schuhe binden? Fast unmöglich. Selbst das Umdrehen im Bett wurde zu einer mühseligen Aufgabe. Mein Körper gehörte nicht mehr nur mir, er arbeitete unermüdlich daran, unser Kind zu tragen, zu nähren, wachsen zu lassen.

Manchmal, wenn ich mit einer Hand über meinen gespannten Bauch strich, spürte ich, wie mein Baby sich bewegte. Kleine Tritte, sanftes Drehen, als würde es mir Zeichen geben: Ich bin hier. Nicht mehr lange. Und trotz der Erschöpfung durchströmte mich immer wieder dieses unbeschreibliche

Gefühl, eine Mischung aus Vorfreude, Aufregung und der tiefen, alles überstrahlenden Liebe, die ich für dieses kleine Wesen bereits empfand. Zum Ende der Schwangerschaft hin wurde ich zunehmend nervöser. Eine rastlose Unruhe packte mich, denn ich wollte, dass alles perfekt war. Unser Zuhause sollte gemütlich und einladend sein, bereit für unser Baby. Jeder Raum musste ordentlich sein, jedes Detail stimmen. Ich wollte, dass alles sauber war, frisch duftete, keine Staubfluse irgendwo lag.

Also legte ich einen regelrechten Putzmarathon ein. Ich schrubbte die Küche, wischte den Boden, polierte die Fenster, bis sie glänzten. Der Geruch von Reinigungsmitteln mischte sich mit der kühlen Winterluft, die durch das geöffnete Fenster strömte. Immer wieder legte ich die Hand auf meinen Bauch, spürte das sanfte Treten meines Kindes, doch ich machte weiter. Mein Körper war schwer, meine Beine müde, aber ich fühlte mich getrieben, als könnte ich nur durch diese Ordnung die Kontrolle über das Unbekannte behalten, das vor mir lag. Dann, an einem ruhigen Sonntag, durchzog plötzlich ein ungewohntes Ziehen meinen Unterbauch. Ich hielt inne, legte eine Hand auf meinen Bauch. War das...? Nein, es war sicher nichts. Nur eine Verspannung vom vielen Putzen, redete ich mir ein. Doch das Ziehen kehrte immer wieder, wurde stärker, ließ mich aufhorchen. Ein Anflug von Unsicherheit überkam mich. Ich entschied mich, zu meiner Nachbarin zu gehen. Sie war älter als ich, eine warmherzige Frau, die selbst schon zwei Kinder hatte. Oft hatte sie mir mit ihren Erfahrungen geholfen, mir Ratschläge gegeben, wenn mich die Unsicherheit übermannte. Als sie die Tür öffnete, musterte sie mich aufmerksam.

„Alles in Ordnung?“ fragte sie sanft. Ich zögerte ein Moment, spürte wieder das Ziehen und dann die plötzliche Erleichterung, nicht allein zu sein. „Ich... ich glaube, es geht

bald los.“ Sie nickte, legte eine Hand auf meine Schulter. „Komm rein, setz dich kurz. Atme tief durch.“ Ich folgte ihr ins Wohnzimmer, spürte die Wärme des Raumes, die beruhigende Präsenz einer Frau, die wusste, was zu tun war. Und zum ersten Mal an diesem Tag ließ ich die Anspannung ein wenig los. Meine Nachbarin sah mich besorgt an und legte sanft eine Hand auf meinen Arm. „Ganz ruhig“, sagte sie mit beruhigender Stimme. „Wir zählen jetzt mal mit. In welchen Abständen kommen die Wehen?“

Ich blinzelte sie an. Ich hatte gar nicht darauf geachtet. Mein ganzer Körper war angespannt, mein Herz rastete. Ich wusste nur, dass es weh tat und dass dieses Ziehen mich immer wieder kurz innehalten ließ. „Ich... ich weiß es nicht genau“, gab ich zu, und meine Stimme zitterte leicht. „Dann messen wir jetzt die Zeit“, schlug sie vor. Sie nahm eine Uhr zur Hand, und gemeinsam warteten wir. Eine Wehe kam, ich presste die Lippen zusammen, ließ den Schmerz über mich hinwegrollen, atmete tief aus. Sie stoppte die Zeit. Dann wieder Stille. Ich versuchte, mich zu entspannen, lauschte auf die Geräusche im Raum, das Ticken der Uhr, das leise Summen des Heizkörpers. Nach einer Weile sah sie mich an. „Zwanzig Minuten Abstand“, stellte sie fest. „Es ist noch Zeit, aber du solltest Andy anrufen.“

Mein Magen zog sich zusammen, als ich zum Telefon griff. Ich wählte Andys Nummer auf der Arbeit, während meine Hände leicht zitterten. Es klingelte nur einmal, dann hob er ab.

„Hey, ist alles okay?“ Seine Stimme klang sofort angespannt. Ich schluckte. „Ich glaube... es geht bald los. Kannst du nach Hause kommen?“ „Ich bin auf dem Weg!“, sagte er sofort, ohne zu zögern. Die Minuten zogen sich wie Kaugummi, während ich auf ihn wartete. Ich versuchte, ruhig zu bleiben, doch mein Körper war voller Anspannung. Dann endlich hörte ich die Tür – ein Schlüssel drehte sich im

Schloss, und Andy stürmte ins Wohnzimmer. Seine Augen waren weit aufgerissen, sein Atem ging schnell. „Müssen wir sofort ins Krankenhaus?“ Ich schüttelte den Kopf. „Noch nicht. Wir haben noch Zeit.“

Trotzdem blieb er rastlos, lief nervös in der Wohnung umher, packte eine Tasche, die längst bereitstand, nur um dann wieder auspacken. Ich beobachtete ihn mit einer Mischung aus Erleichterung und Belustigung, so aufgeregt hatte ich ihn selten erlebt.

Der Abend verstrich, und mit jeder Stunde wurde das Ziehen intensiver. Ich atmete tief ein, versuchte, mich zu entspannen, während die Wehen stärker wurden. Ich sah auf die Uhr. 22 Uhr. Jetzt waren es nur noch zehn Minuten Abstand. Mein Herz hämmerte in meiner Brust, mein Körper wurde von Wellen der Anspannung durchzogen. „Jetzt ist es soweit“, sagte ich schließlich. Andy griff sofort nach dem Telefon und bestellte ein Taxi. Draußen war es dunkel, die Straßen nass vom Regen. Das Licht der Laternen spiegelte sich auf dem Asphalt, während wir in das Taxi einstiegen. Mein Atem ging schneller, ich krallte mich in den Stoff meines Mantels, während das Auto durch die Nacht fuhr. Jeder Ruck, jede Kurve ließ mich die Wehen noch deutlicher spüren. Im Wandsworth Hospital in London wurden wir in einen hell erleuchteten Flur geführt. Alles wirkte plötzlich so fremd, die Menschen, die Stimmen, der Geruch nach Desinfektionsmittel. Mein Herz klopfte heftig, als eine Krankenschwester mir Fragen stellte. Doch meine Gedanken waren zu aufgewühlt, die Aufregung machte es mir schwer, alles zu verstehen. Ich versuchte, den Anweisungen zu folgen, aber manchmal verschwammen die Worte in meinem Kopf. Andy sah es mir an. Er legte eine Hand auf meine Schulter, beugte sich zu mir. „Alles gut, ich bin da“, flüsterte er.

Ich atmete tief ein, versuchte mich zu beruhigen. Ich war noch nie in einem englischen Krankenhaus gewesen, alles war neu, fremd. Die Stunden verstrichen quälend langsam, während die Wehen in immer kürzeren Abständen über mich hinwegrollten. Jede Welle brachte einen stechenden Schmerz mit sich, der durch meinen Körper pulsierte und mich kaum noch verschnaufen ließ. Ich krallte meine Finger in das Laken, versuchte, gleichmäßig zu atmen, doch die Erschöpfung fraß sich durch meine Glieder. Der Raum verschwamm vor meinen Augen, die Stimmen der Hebammen und Ärzte klangen wie ein fernes Murmeln.

Andy saß an meiner Seite, hielt meine Hand fest in seiner. Ich spürte seinen Griff, doch ich konnte mich kaum noch auf seine Worte konzentrieren. Die Schmerzen rissen mich mit sich, ließen keinen Raum für irgendetwas anderes. Jede Minute fühlte sich an wie eine Ewigkeit, und irgendwann wusste ich nicht mehr, ob ich noch die Kraft hatte, das alles durchzustehen.

Dann spürte ich, wie die Situation sich veränderte. Die Ärzte wurden hektischer, das Murmeln wich entschlossenen Anweisungen. „Das Baby steckt fest“, hörte ich eine der Hebammen sagen. Ihr Ton war ruhig, aber bestimmt. Ein eiskalter Schauer lief mir über den Rücken. Mein Kind hatte versucht, sich zu drehen, doch es war im Rippenbogen steckengeblieben. Ein dumpfer Schmerz durchzog meine Seite, als würde mein Brustkorb von innen gegen eine unsichtbare Mauer drücken. Ich keuchte, versuchte mich zu bewegen, aber es gab keinen Raum mehr für mein Baby, um sich richtig zu positionieren.

Die Ärzte tauschten Blicke aus, und dann fiel das Wort, das mir durch Mark und Bein ging -Zangengeburt. Mein Körper war längst am Ende seiner Kräfte, doch es gab kein Zurück mehr. Ich musste weitermachen. Ich presste die Augen

zusammen, konzentrierte mich auf die Anweisungen. Dann spürte ich den kalten Druck der Geburtszange, ein unangenehmes Ziehen, das mich innerlich zusammenzucken ließ. Mein Atem kam stoßweise, mein Körper fühlte sich an, als würde er auseinanderbrechen. Und dann, ein letzter Schrei, ein letzter, alles fordernder Kraftakt und plötzlich war es vorbei.

Ein dünnes, bebendes Schreien durchbrach die angespannte Stille. Mein Herz setzte einen Schlag aus. Tränen brannten in meinen Augen, als ich unser Baby das erste Mal hörte. Mein kleiner Sohn Matthew. Doch ich bekam ihn nicht auf die Brust gelegt, konnte seine Wärme nicht spüren. Die Ärzte nahmen ihn sofort an sich, wickelten ihn behutsam ein. Mein Blick folgte ihnen, mein Verstand war benebelt von Erschöpfung, aber tief in mir breitete sich eine neue, überwältigende Angst aus. Warum gaben sie ihn mir nicht? Was stimmte nicht?

Dann hörte ich es, Gelbsucht. Ich sah zu, wie sie ihn in einen Brutkasten legten, unter das wärmende Licht. Sein winziger Körper wirkte zerbrechlich, seine Haut hatte diesen unnatürlichen Gelbstich. Ich wollte aufstehen, ihn halten, ihn beruhigen, doch mein eigener Körper ließ es nicht zu. Tränen liefen über meine Wangen, während ich seine winzigen Finger betrachtete, die sich leicht bewegten. „Er braucht nur ein wenig Lichttherapie“, sagte eine Krankenschwester mit sanfter Stimme. Doch in mir tobte eine andere Stimme, die unbändige Sehnsucht, mein Kind endlich in meinen Armen zu halten.

Als ich nach der Geburt langsam aus dem tiefen, erschöpften Schlaf erwachte, spürte ich zuerst die ungewohnte Umgebung um mich herum. Mein Körper fühlte sich schwer und kraftlos an, mein Geist war noch benommen von der Geburt und den Strapazen der letzten Stunden. Ein leises Piepen von Geräten erfüllte den Raum, gedämpfte Stimmen hallten durch

die Flure, begleitet vom gelegentlichen Geräusch von Schritten auf dem Linoleumboden.

Ich blinzelte und nahm meine Umgebung deutlicher wahr. Das Zimmer war groß, die Betten standen in einer Reihe, voneinander getrennt durch grüne Vorhänge, die einen dünnen Schleier der Privatsphäre boten, aber nicht mehr. Ich konnte hören, wie andere Frauen sich bewegten, leise miteinander sprachen, ein Baby weinte ein paar Betten weiter. Ich war nicht allein, und doch fühlte ich mich für einen Moment fremd.

Mein erster Gedanke war überwältigend: Ich habe ein Baby. Ein warmes Glücksgefühl breitete sich in mir aus, während die Realität langsam in mein Bewusstsein sickerte. Ich hatte es geschafft. Mein Kind war da, lebendig, gesund. Ich war eine Mutter.

Doch dann kam der zweite Gedanke, der sich eiskalt in meine Brust bohrte: Oh mein Gott, wie soll ich das schaffen?

Eine Welle der Panik stieg in mir auf. Ich lag hier, erschöpft, mein Körper fühlte sich an, als wäre er nicht mehr meiner, und irgendwo in diesem Krankenhaus lag mein kleines, schutzloses Baby. War ich wirklich bereit, diese Verantwortung zu tragen? Würde ich wissen, was zu tun war? Angst und Freude wechselten sich ab, ein Sturm aus Emotionen, der mich innerlich zittern ließ. Ich drehte den Kopf und betrachtete die Umgebung genauer. Das Krankenhaus in England war anders als das, was ich aus Deutschland kannte. In meiner Heimat hatte jede Frau ihr eigenes Zimmer oder teilte es sich höchstens mit einer weiteren Person. Hier jedoch lag ich in einem großen Raum mit mehreren Müttern, nur durch dünne Vorhänge voneinander getrennt. Es gab wenig Privatsphäre, kaum Rückzugsmöglichkeiten.

Ich hörte, wie eine Krankenschwester in schnellem Englisch mit einer anderen Patientin sprach, das Tempo ihrer

Worte war für mich schwer zu fassen. Ich versuchte mich zu konzentrieren, doch in meiner Erschöpfung fiel es mir schwer, jedes Wort zu verstehen. In Deutschland wäre das anders gewesen, dort hätte ich mich sicherer gefühlt, weil ich jede Anweisung genau hätte nachvollziehen können. Hier jedoch war alles fremd, von den Abläufen bis hin zum Essen, das mir gereicht wurde.

Doch trotz dieser Unsicherheiten war ich nicht allein. Die Krankenschwestern waren freundlich, auch wenn sie oft weniger Zeit hatten, als ich es mir gewünscht hätte. Sie halfen mir, als ich zum ersten Mal versuchte aufzustehen, mich vorsichtig aus dem Bett bewegte und fühlte, wie mein Körper nachgab. Ich biss die Zähne zusammen, atmete tief durch, ich musste stark sein, für mein Baby. Nach fünf Tagen kam endlich der Moment, auf den ich gewartet hatte. Die Ärzte sagten, dass Matthews Gelbsucht weit genug zurückgegangen sei, dass es nun ungefährlich war, ihn nach Hause zu bringen. Ich fühlte eine riesige Erleichterung, denn endlich konnten wir das Krankenhaus verlassen, endlich durfte ich ihn mitnehmen. Als ich ihn vorsichtig in seine kleinen Sachen kleidete, überkam mich ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich eine Familie, ein Zuhause, das ich mit jemandem teilte, der zu mir gehörte.

Während wir das Krankenhaus verließen, atmete ich die kalte Januarluft ein. Sie war frisch und klar, und für einen Moment fühlte sich alles neu an. Ein neues Jahr, ein neues Leben – unser gemeinsamer Anfang. Als wir nach Hause kamen, fühlte es sich an, als würde die Welt für einen Moment stillstehen. Endlich waren wir zu dritt, in unserem eigenen kleinen Nest. Ich legte ihn vorsichtig in das Körbchen, das wir extra für ihn anfertigen ließen, Es war mit weichen Stoffen ausgekleidet, die nach frisch gewaschener Baumwolle dufteten. Seine winzigen Finger zuckten im Schlaf, und ab und zu

entfuhr ihm ein leises Seufzen, ein kaum hörbares Geräusch, das mich mit einem Gefühl tiefster Liebe erfüllte. Sein Brustkorb hob und senkte sich in einem ruhigen Rhythmus, und ich konnte mich nicht sattsehen an seinem friedlichen Gesicht. Ich hatte mich entschieden zu stillen. Ich wollte ihm von Anfang an das Beste geben – Wärme, Nähe, Nahrung, alles, was er brauchte, um gesund und stark heranzuwachsen. Wenn er an meiner Brust lag, spürte ich die kleine, warme Hand, die sich manchmal an meinem Finger festhielt. Sein Atem war warm auf meiner Haut, und wenn er trank, hörte ich das sanfte, zufriedene Schmatzen, das mich mit einer tiefen Geborgenheit erfüllte.

Ich brauche Hilfe

Die Nächte waren anstrengend. Kaum hörte ich sein erstes Wimmern, war ich schon auf den Beinen, mein Herz klopfte schneller, und ich hastete zu ihm, um ihn nicht lange weinen zu lassen. Das Zimmer war in sanftes Mondlicht getaucht, und ich nahm ihn vorsichtig auf den Arm, spürte, wie sein kleiner Körper sich an mich schmiegte, noch warm von seinem Schlaf. Sein Näschen rieb sich suchend an meiner Haut, bis er schließlich fand, wonach er suchte. Wenn er satt war, legte ich ihn behutsam zurück, streichelte seine Wange und lauschte den winzigen Atemzügen, die mich mehr beruhigten als jede Stille.

Anfangs half Andy noch mit dem Wickeln. Er zog eine Grimasse, wenn er die Windel öffnete, seufzte manchmal übermüdet, doch er tat es. Doch nach einigen Wochen begann er, sich zu beschweren, über die Müdigkeit, den Geruch, die ständige Unterbrechung seines Schlafes. Ich sagte ihm, dass er nicht helfen müsse, wenn er am nächsten Tag arbeiten musste. Innerlich wünschte ich mir dennoch, dass er es nicht nur als Pflicht, sondern als selbstverständlichen Teil seines Vaterseins sah.

Dann kamen die Koliken. Nach einem Monat begann Matthew, stundenlang zu schreien. Es war nicht nur Weinen, sondern ein durchdringendes, klagendes Schreien, das durch Mark und Bein ging. Sein Gesicht lief rot an, seine winzigen Fäuste ballten sich, und seine Beine zogen sich immer wieder an den Bauch. Ich wiegte ihn, legte ihn an, massierte ihm mit warmen Händen den Bauch, aber nichts schien zu helfen. Ich trug ihn herum, sumnte leise Melodien, flüsterte ihm beruhigende Worte zu. Doch sein Schreien füllte das Zimmer, füllte mein Herz mit Hilflosigkeit. Nächte vergingen, in denen ich stundenlang mit ihm auf dem Arm umherging, während Andy

im Schlafzimmer schlief. Der Duft nach Kamille- und Kümmelöl lag in der Luft, die einzige Hoffnung, die mir blieb, dass es irgendwann besser werden musste. Ich hielt ihn fester, flüsterte ihm ins Ohr: „Ich bin da, mein Schatz. Ich lasse dich nicht allein.“ Und während draußen die ersten Vögel zu singen begannen, saß ich noch immer mit meinem kleinen, schreienden Sohn im Arm, müde, erschöpft, aber voller Liebe.

Die Tage und Nächte verschwammen ineinander, als wäre die Zeit nur noch eine endlose Schleife aus Müdigkeit und Erschöpfung. Ich spürte, wie mein Körper immer schwächer wurde, meine Beine fühlten sich schwer an, meine Augen brannten, und mein Magen war oft leer, weil ich vergaß zu essen oder einfach keine Zeit dafür fand. Die Stunden vergingen zwischen Tragen, Stillen, Wiegen und dem Versuch, meinen weinenden Sohn zu beruhigen. Der Haushalt blieb liegen. Staub sammelte sich in den Ecken, das Geschirr stapelte sich in der Spüle, und die Wäsche häufte sich zu kleinen Bergen, die ich nicht bewältigen konnte. Jedes Mal, wenn ich versuchte, etwas aufzuräumen, begann Matthew erneut zu weinen, als würde er spüren, dass ich mich einen Moment lang um etwas anderes kümmern wollte.

Manchmal fiel ich einfach auf das Sofa, hielt meinen Sohn im Arm und starrte auf die Schatten, die das Licht der Straßenlaterne an die Wand warf. Die Nächte waren still, aber nicht friedlich. Das Gefühl der Einsamkeit war allgegenwärtig. Andy war zwar da, aber irgendwie auch nicht. Er schlief in einem anderen Raum, um wenigstens ein paar Stunden Schlaf zu bekommen, während ich mich allein um unser Kind kümmerte. Und nun sollte er auch noch für ein ganzes Wochenende wegfahren.

An diesem Abend rief ich Susan an. Schon als ich ihre Stimme hörte, brach etwas in mir. Ich schluckte, versuchte,

meine Tränen zurückzuhalten, aber sie musste es gehört haben.

„Komm zu mir“, sagte sie sanft. „Du kannst nicht alles allein schaffen. Pack deine Sachen und komm mit dem Kleinen her. Ein Tapetenwechsel tut dir gut.“

Ich zögerte kurz, es fühlte sich wie eine Kapitulation an, als würde ich zugeben, dass ich es nicht alleine schaffte. Aber war es nicht genau das, was ich brauchte? Eine Pause, wenn auch nur für zwei Tage? Also nickte ich, obwohl sie es nicht sehen konnte, und flüsterte: „Okay.“ Noch in derselben Nacht begann ich zu packen. Mit müden Händen stopfte ich Windeln, Strampler und eine Decke in die Tasche. Für mich selbst nahm ich nur das Nötigste mit. Es war mir egal, was ich trug oder wie ich aussah, Hauptsache, wir kamen irgendwie durch das Wochenende. Am nächsten Morgen stand ich mit meinem Sohn auf dem Arm an der U-Bahn-Station. Der Wind war kühl, und ich zog die Decke fester um ihn. Als der Zug mit einem lauten Rattern einfuhr, spürte ich einen Moment lang Erleichterung. Ich trat in den Waggon, suchte mir einen Platz und lehnte mich erschöpft zurück. Die rhythmischen Bewegungen der Bahn, das leise Quietschen der Räder und das monotone Summen der Fahrgäste wirkten wie eine beruhigende Melodie. Matthew seufzte leise, und ich spürte, wie seine Anspannung nachließ. Dann, fast wie ein Wunder, schloss er seine Augen. Sein Gesicht entspannte sich, seine kleinen Finger öffneten sich, und sein Atem wurde ruhig.

Ich sah ihn an und spürte, wie sich Tränen in meinen Augen sammelten, Es waren Tränen der Erleichterung, der Erschöpfung, vielleicht sogar ein bisschen Hoffnung. Zum ersten Mal seit Wochen hatte ich das Gefühl, für einen Moment durchatmen zu können.

Als wir schließlich in Northolt ankamen, stand Susan bereits am Bahnhof und winkte mir zu. Ihr Lächeln war warm,

verständnisvoll. Sie nahm mir sofort die Tasche ab und zog mich sanft in eine Umarmung. „Du siehst furchtbar müde aus“, sagte sie leise. Ich lachte kurz, ein erschöpftes, atemloses Lachen. „Das bin ich auch.“ Sie legte einen Arm um meine Schultern. „Dann komm. Heute kümmerst du dich um nichts. Ich habe schon alles vorbereitet.“

Ich folgte ihr, spürte, wie die Last auf meinen Schultern ein kleines bisschen leichter wurde. Vielleicht war dieses Wochenende genau das, was ich brauchte.

Kaum hatten wir Susans Wohnung betreten, begann mein kleiner Junge wieder zu schreien. Es war, als würde er spüren, dass wir an einem neuen Ort waren, als wäre ihm die plötzliche Veränderung nicht geheuer. Ich wiegte ihn sanft, flüsterte beruhigende Worte, doch sein Schreien drang durch Mark und Bein, scharf und klagend. Sein Gesicht lief rot an, und seine kleinen Fäuste ballten sich.

Hastig setzte ich mich auf die Couch und legte ihn an meine Brust. Kaum hatte er die Quelle seiner Nahrung gefunden, verstummte er und trank gierig. Ich spürte, wie er mit jeder Bewegung seines kleinen Mundes an mir zog, wie sein warmer Körper sich an mich drückte, und doch, etwas fühlte sich nicht richtig an. Ich sah, wie er hastig schluckte, als hätte er Angst, dass es nicht genug sein könnte. Susan beobachtete uns mit kritischem Blick. Sie sagte nichts, wartete nur, bis er fertig war und sich schließlich mit einem leisen Seufzen von mir löste. Dann schaute sie mich eindringlich an. „Ich glaube, er wird nicht richtig satt“, sagte sie schließlich vorsichtig. „Schau mal, wie unruhig er ist. Und du... du bist selbst ganz ausgezehrt.“ Ihre Worte trafen mich ins Mark. Ich wusste, dass ich nicht gut aß, dass ich kaum etwas bei mir behielt, weil ich ständig erschöpft war. Aber konnte das wirklich der Grund sein? War es meine Schuld, dass mein Kind so viel schrie? Ein Kloß bildete sich in meinem Hals. Susan legte eine Hand auf

meine Schulter. „Hör zu, ich kenne das. Ich habe es selbst durchgemacht. Wenn du nicht genug Nährstoffe bekommst, kann dein Körper nicht genug Milch produzieren. Wir holen Flaschen und Babymilch. Du musst nicht alles allein schaffen.“ Ich zögerte. Der Gedanke, meinem Baby eine Flasche zu geben, fühlte sich wie ein Eingeständnis des Versagens an. Ich wollte doch, dass er nur das Beste bekam, wollte die perfekte Mutter sein, die ihm alles geben konnte. Aber wenn ich ehrlich zu mir war, wusste ich längst, dass meine Kräfte am Ende waren. Also nickte ich schließlich, leise, fast schamhaft. „Okay.“ Gemeinsam gingen wir zum Supermarkt. Die hellen Neonlichter blendeten mich, und ich fühlte mich wie in einer anderen Welt – fremd und entrückt, als hätte ich mich selbst irgendwo auf dem Weg der letzten Wochen verloren. Susan griff zielstrebig nach Fläschchen, Babymilch und allem, was wir brauchten. Ich vertraute ihr, weil sie wusste, wovon sie sprach. Sie hatte das alles schon hinter sich, wusste, wie es sich anfühlte, wenn einem die Kraft ausging. Zurück in ihrer Wohnung wärmte sie die Milch an, und zum ersten Mal hielt ich meinem Sohn eine Flasche hin. Er zögerte einen Moment, dann begann er zu trinken – ruhig, zufrieden, ohne Hast. Ich spürte, wie Tränen in mir aufstiegen, Tränen aus Erleichterung, aber auch aus Schuldgefühlen. Hatte ich ihn all die Wochen hungern lassen, ohne es zu merken? Als er schließlich satt war, nahm Susan mir die Flasche ab und sah mich eindringlich an. „Jetzt legst du dich hin und schläfst. Ich kümmerge mich um ihn.“

Ich wollte protestieren, wollte sagen, dass ich das nicht konnte, dass ich doch seine Mutter war, aber meine Lippen blieben stumm. In mir kämpften zwei Stimmen, die eine sagte, dass ich es alleine schaffen musste, dass ich versagte, wenn ich losließ. Die andere flüsterte müde: Du kannst nicht mehr. Lass dir helfen. Ich ließ mich auf das Sofa sinken. Mein Körper

fühlte sich schwer an, meine Lider brannten, und noch während ich mir überlegte, ob ich wirklich schlafen sollte, umfing mich die Dunkelheit. Als ich aufwachte, war der Raum in gedämpftes Morgenlicht getaucht. Ein Moment lang wusste ich nicht, wo ich war. Panik durchzuckte mich. Mein Baby! Ich fuhr hoch, das Herz hämmerte in meiner Brust, und meine Augen suchten fieberhaft nach ihm. Dann fiel es mir wieder ein. Susan hatte ihn genommen.

Ich sprang auf, rannte aus dem Zimmer und eilte die Treppe hinunter in die Küche. Mein Blick flog über den Raum und dann sah ich ihn. Mein kleiner Junge lag friedlich schlafend im Kinderwagen, eine Hand locker geöffnet, das Gesicht entspannt. Neben ihm saß Susan, einen Kaffee in der Hand, und lächelte mich an. „Er hat gut geschlafen“, sagte sie sanft. „Und du auch.“ Mein Körper entspannte sich langsam, die Panik wich einer tiefen Erleichterung. Ich trat näher, strich sanft über das weiche blonde Haar meines Sohnes. „Danke“, flüsterte ich. Susan lächelte nur. Susan musterte mich mit diesem Blick, der mir sagte, dass sie mich durchschaut hatte. Sie kannte mich gut genug, um zu wissen, dass mich noch etwas beschäftigte. „Was ist los?“, fragte sie leise. Ich senkte den Blick, strich gedankenverloren über den Stoff des Kinderwagens. Ein Seufzen entwich mir. „Ich mache mir Sorgen, was Andy sagen wird.“ Susan lehnte sich zurück und nahm einen Schluck von ihrem Kaffee. „Wegen der Flaschennahrung?“ Ich nickte. „Ja... aber nicht nur deswegen.“ Ich spürte, wie sich ein Kloß in meiner Kehle bildete. „Wir streiten ständig. Er sagt, ich bekomme den Haushalt nicht auf die Reihe, dass seine Mutter das alles viel besser gemacht hat. Wenn ich das nicht langsam in den Griff kriege, will er sie herholen, damit sie mir hilft.“

Die Worte schmeckten bitter auf meiner Zunge. Ich hatte sie so oft gehört, dass sie sich eingebrannt hatten, tief in meine

Gedanken, meine Unsicherheit, meine Angst, nicht gut genug zu sein. Susan schwieg einen Moment, ihr Blick wurde nachdenklich. Dann schüttelte sie den Kopf. „Weißt du, was du machen solltest? Einfach ihm das Baby und die Flasche in die Hand drücken und ihn reden lassen. Er wird sich schon fügen.“ Ich sah sie unsicher an. „Meinst du wirklich?“ „Ja. Er übertreibt und wird gemein, wenn die Dinge nicht so laufen, wie er will. Das ist seine Art, Druck auszuüben. Aber du musst das nicht hinnehmen.“ Ich biss mir auf die Lippe. Konnte es wirklich so einfach sein? Einfach aufhören, mich für alles zu rechtfertigen? Die Vorstellung war fremd – aber auch befreiend. Susan legte eine Hand auf meine. „Du bist nicht allein, okay? Und du bist eine gute Mutter. Vergiss das nicht.“

Ich schluckte schwer und nickte. Zum ersten Mal seit Langem fühlte ich mich ein kleines bisschen leichter. Mit gemischten Gefühlen verließ ich am folgenden Nachmittag Susans Haus. Ein Teil von mir fühlte sich gestärkt, als hätte ich durch sie ein wenig Klarheit gewonnen. Doch gleichzeitig lastete die Angst auf mir, wie Andy reagieren würde. Ich wusste, dass ihm Veränderungen nicht gefielen – besonders nicht solche, die er nicht selbst bestimmt hatte.

Etwas verändert sich

Der Himmel war grau, als Matthew und ich nach Hause kamen. Ein leichter Wind zog durch die Straßen, und ich zog die Decke fester um ihn. Als ich die Tür aufschloss und eintrat, spürte ich sofort die angespannte Atmosphäre. Andy stand im Wohnzimmer und wartete auf uns, die Arme verschränkt, sein Blick prüfend.

„Na, ihr seid ja endlich zurück“, sagte er, ohne mich wirklich zu begrüßen.

Ich nickte nur knapp, ging ins Schlafzimmer und begann, unsere Sachen auszupacken. Mein Sohn war wach, sein Blick wanderte neugierig durch den Raum, während ich seine kleinen Strampler und Decken zurück in den Schrank legte. Er war ruhiger als sonst, vielleicht weil er bei Susan besser geschlafen hatte. Nachdem ich das Nötigste verstaut hatte, ging ich in die Küche. Ich stellte die neu gekauften Flaschen auf die Arbeitsfläche, nahm den Sterilisierer aus der Tasche und platzierte ihn daneben. Dann füllte ich den Wasserkocher und stellte ihn an. Während das Wasser langsam zu summen begann, spürte ich, wie meine Hände zitterten. Vielleicht vor Erschöpfung, vielleicht vor Nervosität. Ich hörte Andys Schritte, bevor er die Küche betrat. Sein Blick fiel sofort auf die Flaschen, die sauber aufgereiht auf der Arbeitsplatte standen. Seine Stirn legte sich in Falten. „Was machst du da?“, fragte er misstrauisch. Ich atmete tief durch und drehte mich zu ihm um. „Ich war bei Susan“, begann ich, meine Stimme bemüht ruhig. „Ich war völlig erledigt, weil ich keinen Schlaf mehr bekommen habe. Der Kleine hat fast nonstop geschrien, und ich wusste nicht mehr weiter.“

Andy zog eine Augenbraue hoch. „Aha. Und?“ Ich schluckte und fuhr fort: „Susan meinte, dass er vielleicht nicht richtig satt wird. Sie hat mir geholfen, Babymilch zu besorgen,

und... ich habe ihn das erste Mal mit der Flasche gefüttert.“ Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht sofort, aber ich konnte sehen, wie sich seine Kiefermuskeln anspannten.

„Und das heißt jetzt was?“, fragte er langsam. Ich ballte unbewusst meine Hände. „Das heißt, dass ich endlich ein paar Stunden Schlaf bekommen habe. Dass er ruhiger war. Dass ich nicht mehr völlig am Ende bin.“ Ein Moment lang sagte er nichts, ließ seinen Blick über die Flaschen wandern, dann wieder zu mir. Ich erwartete eine abfällige Bemerkung, einen Kommentar darüber, dass seine Mutter das niemals so gemacht hätte. Aber stattdessen schüttelte er nur den Kopf, drehte sich um und verließ die Küche. Ich stand da, spürte, wie mein Herz gegen meine Rippen schlug. Vielleicht war das nur die Ruhe vor dem Sturm. Vielleicht würde er später noch etwas sagen. Aber in diesem Moment ließ er es einfach so stehen. Ich atmete tief ein, drehte mich um und goss das heiße Wasser in die vorbereitete Flasche. Mein Sohn begann unruhig zu werden, als hätte er gespürt, dass ich nervös war. Ich nahm ihn auf den Arm, hielt ihn ganz nah an mich. „Alles gut, mein Schatz“, flüsterte ich. „Wir schaffen das.“ Und zum ersten Mal glaubte ich es selbst ein kleines bisschen.

Der Abend senkte sich über die Wohnung, und die Stille, die nach dem langen Tag einkehrte, war wie ein kurzer Moment der Erleichterung. Ich hatte unseren kleinen Sohn gebadet, sein weiches Haar duftete noch nach Babyshampoo, als ich ihn vorsichtig in sein Bettchen legte. Er schlief schnell ein, erschöpft von der Aufregung des Tages.

Leise zog ich die Tür zu, atmete tief durch und ließ den Blick durch das Wohnzimmer schweifen. Die Küche war noch unaufgeräumt, also machte ich mich daran, schnell alles sauber zu machen. Ich spülte die Flaschen aus, wischte die Arbeitsflächen ab, räumte das Chaos des Tages weg. Die Bewegung half mir, meine Gedanken zu ordnen, die noch immer um das

Gespräch mit Andy kreisten. Als ich fertig war, setzte ich mich auf das Sofa. Andy saß bereits dort, die Augen auf den Bildschirm gerichtet, während ein Fußballspiel lief. Er wirkte entspannt, fast so, als hätte es keine Spannungen zwischen uns gegeben. Ich wollte das auch, einfach nur einen Moment der Ruhe, ohne Diskussionen, ohne Streit. Doch ich spürte, wie meine Müdigkeit schwer auf mir lastete. Meine Lider wurden schwer, mein Körper fühlte sich erschöpft an. Ich stand auf. „Ich gehe ins Bett, ich bin müde.“

Andy drehte den Kopf zu mir, musterte mich einen Moment. Dann stand er plötzlich auf und folgte mir. Ich spürte ihn hinter mir, noch bevor er etwas sagte. Seine Schritte waren fest, sein Blick bohrte sich in meinen Rücken. Als ich das Schlafzimmer betrat und gerade die Decke zurückschlagen wollte, hörte ich seine Stimme. „Warte mal.“ Ich drehte mich langsam um. Seine Haltung war angespannt, sein Gesichtsausdruck ernst. „Was ist?“, fragte ich leise, obwohl ich die Antwort bereits ahnte. Er verschränkte die Arme. „Ich finde, wir haben noch etwas zu klären.“ Mein Magen zog sich zusammen. „Was meinst du?“

Er trat näher, seine Stimme klang ungeduldig. „Na, alles. Das mit der Flaschennahrung, das Chaos hier, dass du ständig müde bist...“ Er machte eine vage Handbewegung. „Und außerdem... ist es an der Zeit, dass du dich mal wieder um deine ehelichen Pflichten kümmerst.“ Die Worte trafen mich wie ein Schlag. Ein kaltes, unangenehmes Gefühl breitete sich in mir aus. Mein Körper war noch immer müde, meine Gedanken waren schwer. Ich wollte nur schlafen, nur einen Moment für mich. Doch jetzt stand er da, erwartungsvoll, fordernd. Ich schluckte, mein Hals fühlte sich trocken an. „Andy... ich kann nicht. Ich bin einfach zu erschöpft.“ Sein Blick verdüsterte sich. „Immer bist du müde. Immer gibt es eine Ausrede. Weißt du eigentlich, wie lange das schon so geht?“

Ich wich einen Schritt zurück, fühlte die Bettkante hinter mir. Mein Herz klopfte schneller. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. „Ich bin nicht dein Feind“, sagte er schließlich, aber seine Stimme klang angespannt. „Ich bin dein Mann.“ Ich wusste, was er meinte. Ich wusste, was er erwartete. Doch alles in mir schrie nach Abstand, nach Ruhe. „Andy...“, begann ich vorsichtig, aber er hob abwehrend die Hand. „Vergiss es“, sagte er schroff. Dann drehte er sich um und verließ das Zimmer. Ich blieb stehen, spürte, wie mein Körper zitterte. Die Anspannung lag wie eine unsichtbare Last auf meinen Schultern. Ich wusste, dass das nicht das letzte Gespräch dieser Art gewesen war. Langsam setzte ich mich aufs Bett, zog die Beine an und schlang die Arme darum. Mein Sohn schlief friedlich im Nebenzimmer, nichts von all dem ahnend. Ich schloss die Augen, versuchte, meine Gedanken zu beruhigen. Doch die Unruhe blieb.

Das sanfte Licht des Morgens fiel durch den dünnen Vorhang, als ich langsam die Augen öffnete. Mein Körper fühlte sich schwer an, als hätte die Nacht nicht gereicht, um die Müdigkeit aus meinen Knochen zu vertreiben. Ein leises Wimmern aus dem Nebenzimmer riss mich endgültig aus dem Halbschlaf. Ich setzte mich auf, fuhr mir mit den Händen übers Gesicht und lauschte einen Moment. Mein Sohn strampelte in seinem Bettchen, die kleinen Fäuste in die Luft gereckt, die Augen noch verschlafen, aber suchend.

„Guten Morgen, mein Schatz“, murmelte ich und hob ihn vorsichtig hoch. Seine Wärme, sein sanfter Atem gegen meine Haut – in diesem Moment war alles andere unwichtig. Ich wiegte ihn sanft, während ich in die Küche ging, um seine Flasche vorzubereiten.

Auf dem Esstisch lag ein Zettel. Andys Handschrift, knapp und direkt:

Wir müssen heute Abend reden. Mein Herz zog sich zusammen. Die Worte schwebten schwer über mir, selbst als ich die Milch ins Fläschchen füllte und sie schüttelte. Ich wusste, was dieses Gespräch bedeutete. Ich wusste, was er erwarten würde.

Während mein Sohn gierig trank, saß ich auf dem Sofa und ließ den Blick durch die Wohnung schweifen. Ich hatte am Abend alles aufgeräumt, und doch fühlte es sich an, als müsste ich noch mehr tun. Ich wollte, dass alles perfekt war, damit es keinen Grund für Streit gab. Den ganzen Tag über hielt mich dieser Gedanke in Bewegung. Ich wischte Staub, legte frische Bettwäsche auf, sorgte dafür, dass die Wohnung in einem makellosen Zustand war. Zwischendurch hielt ich meinen Sohn im Arm, spielte mit ihm, aber meine Gedanken waren woanders. Am Nachmittag begann ich mit dem Essen. Ich wollte etwas kochen, das Andy mochte, etwas, das ihm zeigte, dass ich mir Mühe gab. Während das Fleisch schmort und der Duft sich in der Küche ausbreitete, versuchte ich, meine eigenen Gefühle zu ordnen.

Es war nicht nur die Angst vor dem Gespräch. Es war dieses nagende Gefühl in mir, dass ich mich immer weiter anstrengte, um nicht zu genügen. Dass ich mich bemühte, alles richtig zu machen und doch nie sicher sein konnte, ob es genug war.

Als der Abend näher rückte, spürte ich, wie die Anspannung in mir wuchs. Ich hielt meinen Sohn ein wenig länger in den Armen, atmete seinen vertrauten Duft ein. Wenigstens er liebte mich, einfach so, ohne Bedingungen.

Doch das würde nicht reichen. Nicht heute Abend.

Als die Tür ins Schloss fiel, hielt ich für einen Moment den Atem an. Ich lauschte auf seine Schritte, das Rascheln seiner Jacke, als er sie ablegte. Mein Blick wanderte zum Kinderzimmer, unser kleiner Sohn lag friedlich in seinem Bett, seine

winzigen Hände entspannt neben seinem Gesicht. Sein Atem war ruhig, gleichmäßig, und für einen Moment erlaubte ich mir, diesen Anblick aufzusaugen, bevor ich mich wieder auf das konzentrierte, was kommen würde.

Ich hörte, wie Andy sich im Flur bewegte, spürte seine Präsenz, noch bevor er das Wohnzimmer betrat. Seine Miene war neutral, vielleicht ein wenig müde von der Arbeit. Ich zwang mich zu einem Lächeln, auch wenn mein Magen sich zusammenzog.

„Setz dich, ich mache dir einen Tee“, sagte ich sanft, während ich in die Küche ging.

Der Wasserkessel summt leise, während ich eine Tasse aus dem Schrank nahm. Das leise Klappern des Porzellans wirkte beinahe beruhigend in der Stille des Abends. Ich stellte die Tasse mit PG Tips vor Andy ab, der sie wortlos entgegennahm. Der vertraute Duft nach kräftigem Schwarztee stieg in die Luft, vermischte sich mit der Wärme des Raumes. Für einen Moment fühlte sich alles fast normal an, als wäre dies nur ein ruhiger Abend nach einem langen Tag. „Ich hole das Essen“, sagte ich und wandte mich zur Küche.

Doch kaum öffnete ich den Ofen, wurde ich von einer Welle heißer Luft und einem intensiven, verkohlten Geruch empfangen. Mein Herz sackte in die Knie, als ich das Blech herauszog und auf das Ergebnis meiner Mühe blickte. Als ich den Ofen öffnete, schlug mir eine Welle heißer Luft entgegen, begleitet von einem leicht verdächtigen Geruch. Ich zog das Blech heraus und starrte auf das, was einmal ein liebevoll zubereitetes Abendessen hatte werden sollen. Das Fleisch, einst saftig und einladend, lag nun da wie ein Stück Holzkohle mit besonders viel Charakter. Die Kartoffeln, die eigentlich goldbraun und knusprig sein sollten, hatten sich entschieden, eine neue Textur zwischen „Stein“ und „vergessene Antiquität“ anzunehmen. Und das Gemüse? Nun ja... sagen wir, es hatte

den Prozess der natürlichen Mumifizierung erstaunlich gut gemeistert.

Ich stieß einen tiefen Seufzer aus. Perfekt. Einfach perfekt. Nicht nur hatte ich den ganzen Tag damit verbracht, alles für diesen Abend vorzubereiten und jetzt sah das Essen aus, als hätte ich es aus einem Vulkan gerettet. Einen Moment überlegte ich, ob ich es einfach als „besonders kross“ verkaufen könnte. Oder als moderne Interpretation von gerösteten Spezialitäten. Vielleicht würde Andy es ja als unfreiwilligen Beitrag zur gehobenen Kohlenstoffküche sehen? Aber nein. Das Einzige, was hier noch genießbar war, war vermutlich das Besteck. Ich ließ das Blech sinken, schnaubte leise und konnte mir ein müdes Lächeln nicht verkneifen. Wenigstens war es mir gelungen, das Haus nicht gleich mit abzufackeln. Ich stand reglos in der Küche, mein Blick auf das verbrannte Essen gerichtet, während mein Kopf fieberhaft nach einer Lösung suchte. Mein Magen zog sich zusammen. Vielleicht konnte ich noch schnell etwas anderes kochen? Aber was? Mein Gedankenkarussell drehte sich immer schneller, doch ich fand keinen Ausweg.

Ich hörte nicht, wie sich Schritte hinter mir näherten. Erst als ich mich umdrehte, stand Andy plötzlich vor mir. Ich zuckte zusammen, meine Hand flog automatisch an meine Brust. Mein Herz pochte. „Ich...“, begann ich und fühlte, wie mir die Worte im Hals stecken blieben. „Es tut mir leid... das Essen... ich wollte doch nur, dass ...“ Weiter kam ich nicht.

Sein Blick war hart, seine Lippen verzogen sich zu einer abfälligen Miene. Dann spuckte er die Worte aus, als hätte er sie schon viel zu lange zurückgehalten.

„Nutzlos.“ Das Wort traf mich mitten ins Gesicht. „Als Ehefrau, als Hausfrau, du kannst das alles einfach nicht, oder?“ Ich erstarrte. Mein Magen drehte sich um.

„Eine gute Mutter bist du vielleicht“, fuhr er fort, seine Stimme eiskalt, „aber für den Rest? Unbrauchbar.“ Ich wollte etwas sagen, wollte mich rechtfertigen, erklären, dass ich den ganzen Tag nur damit verbracht hatte, alles für diesen Abend vorzubereiten. Aber mein Mund blieb trocken, kein Laut kam heraus. „Meine Mutter hat das alles geschafft“, fuhr er fort und schüttelte den Kopf, als wäre es ein Rätsel, wie ich so versagen konnte. „Sie hat den Haushalt geführt, sie hat richtig gekocht, und sie hat sich nicht ständig beschwert, dass es zu viel ist.“ Ein Brennen stieg mir in die Augen. Ich presste die Lippen aufeinander, um nicht zu weinen. Ohne mir noch einen weiteren Blick zu schenken, griff er nach seiner Jacke, riss sie vom Haken und zog sie sich über. „Ich gehe auswärts essen“, sagte er nur.

Dann schlug die Tür hinter ihm zu. Ich stand da. Allein. Die Stille nach seinem Abgang war ohrenbetäubend. Ich spürte, wie mir die Knie weich wurden, aber ich zwang mich, stehen zu bleiben. Mein Blick fiel auf das verbrannte Essen.

Plötzlich erschien es mir nicht mehr so wichtig. Wut kochte in mir hoch, als ich das verbrannte Essen sah. Mit zitternden Händen griff ich nach dem verkohlten Braten, das einst unser Abendessen sein sollte, und warf ihn in den Mülleimer. Der dumpfe Aufprall des Topfes im Müll hallte in der stillen Küche wider. Der beißende Geruch von Verbranntem hing schwer in der Luft, vermischt mit dem stechenden Aroma von Reinigungsmitteln, die ich hektisch auf den Oberflächen verteilte. Andys Worte hallten in meinem Kopf wider, scharf und unerbittlich: "Nutzlos... nicht zu gebrauchen... meine Mutter konnte das alles." Jeder Satz fühlte sich an wie ein Stich ins Herz. Tränen brannten in meinen Augen, verschwammen die Sicht, während ich energisch über die Arbeitsplatte schrubbte, als könnte ich seine Vorwürfe damit wegwischen. Meine Atmung war flach, mein Brustkorb fühlte sich eng an, als würde

er unter der Last seiner Erwartungen zusammengepresst. Ich hielt inne, lehnte mich schwer atmend gegen die Küchentheke. Die Stille des Hauses war erdrückend, nur unterbrochen vom leisen Ticken der Wanduhr. Ein Gefühl tiefer Einsamkeit überkam mich, ein Loch in meiner Brust, das sich mit jeder Sekunde weiter öffnete. Ich sehnte mich nach jemandem, der mich verstand, der mir sagte, dass ich nicht allein war in diesem Chaos aus Erwartungen und Selbstzweifeln. Ein Gedanke keimte in mir auf, zaghaft, aber hoffnungsvoll: Vielleicht konnte Andys Mutter mir helfen. Bei unserem nächsten Besuch würde ich mit ihr sprechen, sie um Rat bitten. Vielleicht konnte sie mir zeigen, wie ich eine bessere Ehefrau und Hausfrau sein konnte, wie ich den Balanceakt zwischen Muttersein und den Erwartungen meines Mannes meistere. Bis dahin musste ich einen Weg finden, meine Fehler wiedergutzumachen, mich mehr anzustrengen, um Andys Erwartungen zu erfüllen. Vielleicht hatte er recht, und ich musste mich ändern, um unserer Familie gerecht zu werden.

Mit einem tiefen Atemzug wischte ich die letzten Tränen weg, straffte die Schultern und setzte meine Arbeit fort, entschlossen, es beim nächsten Mal besser zu machen. Der Duft von Zitrusreiniger erfüllte die Küche, ein schwacher Trost inmitten meiner aufgewühlten Gefühle. Doch in mir brannte der Wille, mich zu verbessern, für mich, für Andy und für unser Kind. Die nächsten Monate waren ein einziger Balanceakt. Ich wollte alles richtig machen. Kochen, putzen, mich um das Baby kümmern, während ich versuchte, meine eigene Erschöpfung zu ignorieren. Die Wohnung musste stets makellos sein, als könnte eine saubere Umgebung die Unsicherheiten vertreiben, die mich manchmal überkamen. Der Duft von frisch gebackenem Brot vermischte sich mit dem herben Aroma von Spülmittel, das in meinen rauen Händen schäumte.

London

Jeder Tag war ein Strudel aus Pflichten, und die Nächte waren noch fordernder. Matthew weinte oft stundenlang, bis meine Arme schmerzten und meine Lider schwer wurden. Dann kam dieser Nachmittag. Mein Mann trat durch die Tür, das Sonnenlicht im Rücken, das durch die Gardinen streifte und helle Muster auf den Boden warf. Die Luft roch nach warmem Asphalt, nach fernen Abgasen und einem Hauch von frisch gemähtem Gras. Er zog seine Jacke aus, sah mich an und sagte dann mit einem Ausdruck, den ich nicht sofort deuten konnte: „Wir ziehen um.“ Ich blinzelte. „Wohin?“

„Chelsea. In ein Hochhaus auf dem Kasernengelände.“ Chelsea. Ich hatte mir diesen Stadtteil immer mit eleganten Stadthäusern und kleinen, stilvollen Cafés vorgestellt, mit alten Laternen, die nachts ein goldenes Licht auf das Kopfsteinpflaster warfen. Doch unsere neue Wohnung würde nicht in einem dieser charmanten alten Gebäude sein, sondern in einem funktionalen Hochhaus, mitten auf dem Gelände der Kaserne.

Die Tage vor dem Umzug vergingen in einem hektischen Durcheinander. Kartons stapelten sich in jeder Ecke, die Luft roch nach Klebeband, Pappe und einem Hauch von Veränderung. Ich schrubbte die alten Fliesen in der Küche, bis sie im Licht der nackten Glühbirne schimmerten. Jedes Fenster musste geputzt, jede Oberfläche gereinigt werden, damit unsere alte Wohnung makellos übergeben werden konnte. Dann endlich – der Tag des Einzugs. Die Sonne strahlte an diesem Morgen, als wir unser altes Zuhause verließen. Es war einer dieser Tage, an denen die Wärme den Asphalt flimmern ließ und der Wind das trockene Rascheln von Papierfetzen durch die Straßen trug. Als das Taxi vor den massiven Toren der Kaserne hielt, fühlte ich mich plötzlich klein. Das Sicherheitstor

war hoch, mit Stacheldraht gesichert, und zwei uniformierte Soldaten standen daneben. Die Sonne spiegelte sich in ihren dunklen Brillengläsern, während sie uns mit professioneller Ruhe musterten. Mein Mann reichte ihnen die Papiere, und ich hielt das Baby fest im Arm, spürte seinen warmen, kleinen Körper an meiner Brust. Ein Moment der Stille. Dann nickte einer der Soldaten, öffnete das Tor, und wir durften passieren. Das Hochhaus ragte vor uns in den Himmel. Ein funktionaler Bau, grau und schlicht, mit unzähligen Fenstern, die in der Mittagssonne blitzten. Ich konnte mir noch nicht vorstellen, dass dies unser neues Zuhause sein sollte. Keine verwinkelten Gässchen, keine alten Stadthäuser mit Blumen in den Fenstern. Stattdessen breite Wege, akkurat gestutzte Hecken, der Geruch von Beton, warm von der Sonne. Als wir die Wohnung betraten, schlug uns stickige Luft entgegen. Ich öffnete das Fenster, und ein leichter Windhauch brachte den fernen Klang von marschierenden Soldaten und das rhythmische Dröhnen eines Helikopters mit sich, der irgendwo über der Stadt kreiste. Ich lehnte mich an den Fensterrahmen. Von hier oben konnte man Chelsea sehen, den Fluss in der Ferne, die roten Doppeldeckerbusse, die sich durch die Straßen schoben. Der Kontrast war merkwürdig. Direkt unter uns das strenge, ordentliche Kasernengelände, dahinter das vibrierende Leben Londons. Ich atmete tief durch.

Hier konnte ein neuer Anfang beginnen. Wir stellten die Möbel auf, die nach und nach ihren Platz fanden. Und als die ersten Bilder an den Wänden hingen, fühlte es sich endlich ein wenig mehr nach zuhause an.

In den Wochen nach unserem Umzug wurde London zu meinem neuen Spielplatz. Ich war fasziniert von der Stadt, ihren Geräuschen, ihren Gerüchen, ihrem unaufhörlichen Treiben. Jeder Tag brachte eine neue Entdeckung. Mein erster großer Streifzug führte mich zur King's Road, dieser

legendären Straße, die in den 80ern das pulsierende Herz der Londoner Mode- und Kunstszene war. Schon beim ersten Schritt auf das Pflaster spürte ich die Energie des Ortes. Bunte Ladenfassaden reihten sich aneinander, in den Schaufenstern glitzerten extravagante Outfits, die so anders waren als alles, was ich bisher kannte. Junge Leute mit wilden Frisuren, hoch toupiert, bunt gefärbt, standen rauchend vor kleinen Boutiquen und unterhielten sich lautstark, ihre Stimmen ein wildes Durcheinander aus Cockney-Slang und coolen englischen Redewendungen. Der Geruch von Leder, Parfüm und Haarspray lag in der Luft, vermischt mit dem schwachen Duft von frisch gedrucktem Papier aus einer der vielen Buchhandlungen. In den Plattenläden dröhnten die neuesten Songs aus den Lautsprechern. The Clash, Duran Duran, Blondie. Die Bässe vibrierten im Boden, und es war, als könnte man die Musik in der Brust spüren. Ich schlenderte weiter, ließ mich treiben. In einem kleinen Café mit pastellfarbenen Stühlen bestellte ich einen starken schwarzen Tee. Der bittere Geschmack vermischte sich mit der Süße eines frisch gebackenen Scones, während ich aus dem Fenster sah und das bunte Treiben beobachtete.

Doch London war mehr als nur die Kings Road. Ich wollte alles sehen.

Mit der U-Bahn – oder „Tube“, wie die Londoner sie nannten, fuhr ich kreuz und quer durch die Stadt. Die langen, dunklen Tunnel, das Rumpeln der Waggons, das metallische Quietschen der Bremsen, all das wurde mir vertraut. Die Bahnhofsansagen, das gedämpfte Murmeln der Pendler, das gelegentliche Kreischen eines Babys, es war eine eigene Welt unter der Stadt. Ich stieg aus, wo es mir gefiel.

Am Buckingham Palace stand ich eine Ewigkeit vor den schwarzen, vergoldeten Toren und wartete auf den berühmten Wachwechsel. Die Touristen um mich herum tuschelten

aufgeregt, einige hielten ihre Kameras hoch, bereit, den perfekten Moment einzufangen. Dann endlich, Trompeten erklangen, ein Marschrhythmus setzte ein. Die Wachen, in ihren leuchtend roten Uniformen und den hohen Bärenfellmützen, bewegten sich in perfekter Synchronität. Stiefel klackten auf dem Pflaster, Befehle hallten über den Vorplatz, und für einen Moment schien alles andere stillzustehen. Ein paar Straßen weiter, bei den Horse Guards, bewunderte ich die majestätischen schwarzen Pferde, die regungslos dastanden, als wären sie aus Stein gemeißelt. Die Reiter in ihren glänzenden Brustpanzern und roten Mänteln hielten sich kerzengerade, ihre Blicke streng nach vorn gerichtet. Die Luft roch nach Leder, nach poliertem Metall, nach einem Hauch von Heu und Pferdeschweiß. Als eines der Pferde seinen Kopf leicht zur Seite drehte, konnte ich das Schnauben hören, das dumpfe Geräusch seines Atems. Ich wollte diese Momente teilen. An Andys freien Tagen bat ich ihn, mit uns zu kommen. Ich wollte ihm die Stadt zeigen, wollte, dass wir als Familie diese Erinnerungen schufen. „Komm mit uns in die Stadt. Wir könnten in den Hyde Park gehen, ein Picknick machen. Oder auf die Tower Bridge steigen und die Themse von oben sehen.“

Er sah mich an, sein Gesicht ausdruckslos. „Ich bin müde. Ich will einfach mal nichts tun.“

Ich versuchte es noch einmal. „Aber du hast doch frei. Wäre es nicht schön, als Familie etwas zu unternehmen?“ Er zuckte mit den Schultern. „Mach du doch mit dem Kleinen einen schönen Tag. Ich will einfach nur meine Ruhe haben.“ Die Enttäuschung saß tief. Ich wollte, dass wir gemeinsam Erinnerungen sammelten, doch er wollte nur auf dem Sofa liegen.

Also ging ich allein mit dem Baby weiter auf Entdeckungstour. London gehörte mir, mit all seinen Farben, seinen Klängen, seinen Geschichten.

Unser Sohn war inzwischen ein richtiger kleiner Wonne-
proppen. Seine blonden Haare standen ihm oft wild vom
Kopf ab, als hätte er gerade ein aufregendes Abenteuer hinter
sich. Seine großen blauen Augen funkelten neugierig, und
wenn er lachte, dieses unbeschwerte, glucksende Kinderla-
chen, dann zeigten sich tiefe Grübchen in seinen Pausbäck-
chen. Es war unmöglich, nicht mitzulachen. Selbst an den Ta-
gen, an denen ich mich einsam fühlte oder müde war, schaffte
er es immer, mir ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern.

Unsere gemeinsamen Spaziergänge durch den Battersea
Park wurden zu einer unserer liebsten Routinen. Der Park war
eine grüne Oase mitten in der Stadt, weitläufige Wiesen, von
hohen, alten Bäumen gesäumt, deren Blätter im Wind raschel-
ten. Die Luft roch nach feuchter Erde, nach frisch geschnitte-
nem Gras, manchmal auch nach den süßen Waffeln, die ein
Verkäufer in einem kleinen Stand anbot. Wir schlenderten oft
bis zum See, wo die Enten gemächlich über das Wasser glitten.
Das sanfte Plätschern der Wellen war beruhigend, und mein
Sohn jauchzte jedes Mal begeistert, wenn eine der Enten mit
lautem Geschnatter zu uns kam. Ich hielt ihn auf meinem
Schoß, ließ ihn vorsichtig kleine Brotstücke ins Wasser werfen.
Seine kleinen Finger waren noch tapsig, aber seine Begeiste-
rung war ansteckend.

An manchen Tagen packte ich einen Picknickkorb, gefüllt
mit Sandwiches, saftigen Apfelstücken und einer Decke, auf
der wir uns unter die Bäume setzten. Wir lagen im Schatten,
ich erzählte ihm Geschichten, während er mit seinen Händ-
chen die Gänseblümchen im Gras untersuchte. Diese Mo-
mente fühlten sich leicht an, fast zeitlos.

Doch dann kam dieser Abend. Andy kam nach Hause,
seine Schritte auf dem Parkett klangen schwerer als sonst. Ich
spürte sofort, dass etwas anders war. Er zog seine Jacke aus,
fuhr sich durch die Haare und sah mich an. „Ich muss mit dir

reden.“ Mein Herz machte einen kleinen Sprung. „Was ist los?“ Er seufzte, als würde er die Worte erst in Gedanken abwägen, bevor er sie laut aussprach. Dann sah er mich an, seine Miene ernst.

„Ich werde für sechs Monate nach Belize versetzt.“ Es dauerte einen Moment, bis ich verstand. „Belize?“ wiederholte ich. Das Wort schmeckte fremd auf meiner Zunge.

Ich wusste kaum etwas über diesen Ort, außer dass er irgendwo in Mittelamerika lag. Ein kleines Land an der Karibikküste, fast 9.000 Kilometer von London entfernt. Ich stellte mir feuchte, tropische Luft vor, den salzigen Geruch des Meeres, dichte grüne Regenwälder. Und Andy, auf der anderen Seite des Atlantiks, weit weg von uns. Sechs Monate.

Ein halbes Jahr ohne ihn. Ich schluckte schwer und blickte auf unseren Sohn, der nichts ahnend auf der Decke saß und mit seinen kleinen Händchen ein Stofftier umklammerte.

„Wann musst du los?“ fragte ich schließlich. „In zwei Wochen.“ Die Worte fühlten sich an wie ein Schlag in die Magengrube. In zwei Wochen würde er gehen, und ich würde allein mit dem Kleinen in dieser riesigen Stadt zurückbleiben. Und noch schlimmer, er würde den ersten Geburtstag seines Sohnes verpassen. Ich wollte traurig sein. Und ich war es auch.

Aber da war auch etwas anderes. Ein kleines Flackern tief in mir, das mich überraschte.

„Vielleicht könntest du in der Zeit nach Deutschland reisen“, sagte Andy plötzlich, als hätte er meine Gedanken gelesen. „Zu deiner Familie. Das würde dir guttun.“

Ich sah ihn an und dachte an meine Schwester, an die vertrauten Straßen meiner Kindheit, an das Lachen aus dem kleinen Wohnzimmer meiner Eltern. An meinen Onkel in Hamburg, der mich immer mit offenen Armen empfing.

Vielleicht wäre es gar nicht so schlecht. Vielleicht würde uns diese Zeit guttun. Vielleicht würde sich die Distanz sogar

positiv auf uns auswirken, unsere Liebe wieder stärken, uns wieder näherbringen. Ich wollte daran glauben. Ich lächelte schwach und nickte.

„Ja... vielleicht wäre das wirklich eine gute Idee.“ Aber tief in mir wusste ich, dass ich Angst hatte. Angst davor, wie sich alles anfühlen würde, wenn er nicht da war.

Die zwei Wochen bis zur Abreise vergingen schneller, als ich es erwartet hatte. Der Abschied war hastig, und plötzlich fand ich mich ganz allein wieder, nur mit unserem kleinen Sohn. Die Wohnung, die einst mit den Geräuschen unseres gemeinsamen Lebens erfüllt war, war nun still, fast unheimlich ruhig. Abends, nach dem ich ihn ins Bett gebracht hatte, saß ich lange vor dem Fernseher. Doch das flimmernde Bild konnte meine Gedanken nicht vertreiben, und die Stille war fast unerträglich. Es war nicht nur die Ruhe des Abends, sondern vielmehr das Fehlen von allem, was mir Sicherheit gab. Ich lauschte jedem noch so kleinen Geräusch, das Knarren des Bodens, das Rascheln von Blättern draußen, der entfernte Lärm der Stadt und jedes Mal zuckte ich zusammen, als ob ich mich vor einer unsichtbaren Gefahr fürchtete. Nachts ließ ich das Licht brennen. Nicht, weil ich glaubte, es würde mir wirklich helfen, sondern weil ich das Gefühl brauchte, dass es einen kleinen Schutz vor der Dunkelheit gab, die mich immer mehr umhüllte. Die Dunkelheit brachte Ängste mit sich, die ich nicht benennen konnte, aber die mich mit jeder Stunde stärker zu erdrücken drohten. Es war, als ob die Nacht nicht nur die Welt um mich herum, sondern auch meine Gedanken verschlang, sodass ich mich immer weiter von allem entfernte, was mir vertraut war. Ein paar Tage später war es so weit. Ich beschloss, mit dem Kleinen nach Deutschland zu reisen, um Freunde und Verwandte zu besuchen und ihm die Menschen vorzustellen, die solange Teil meines Lebens gewesen waren. Doch es war keine Flucht oder ein Neuanfang, es war einfach

ein längerer Aufenthalt, eine Auszeit von der Einsamkeit, die mich umgab. Ein Urlaub, wenn man so will, aber einer, der mir half, die Zeit schneller verstreichen zu lassen, bis Andy endlich zurückkehrte. Ich wusste, dass ich dort in Deutschland eine gewisse Ablenkung finden würde, selbst wenn die Stille in mir immer noch laut hallte.

Zurück in die Heimat

Ich begann, unsere Sachen zu packen und merkte, wie sich eine seltsame Ruhe in mir ausbreitete. Es war nicht die Freude, die ich von einem Urlaub erwartet hatte, sondern eher das Wissen, dass ich etwas tun konnte, um mich von der drückenden Leere in der Wohnung zu befreien. Ich hoffte, dass die Tage in Deutschland schneller vergingen, dass die Zeit dort mir half, den Abstand zu finden, den ich brauchte, um einfach zu warten, bis Andy zurück war. Und während ich den Koffer verschloss, war ich mir sicher, dass diese Reise nicht mehr war als eine Pause, eine kurze, notwendige Unterbrechung in meinem Leben, bis alles wieder seinen gewohnten Lauf nahm.

Zuerst fuhren wir zu meinen Eltern. Als wir vor ihrem Haus hielten, schlug mir der Geruch von altem Nikotin entgegen. Er war allgegenwärtig, hatte sich tief in die Wände, die Möbel, die Vorhänge gefressen. Ein Geruch, den ich kaum noch wahrnahm, aber heute war er plötzlich wieder da, schwer und fast schon greifbar. Meine Mutter öffnete die Tür. Ihre Bewegungen waren langsamer als früher, aber in ihren Augen lag ein Leuchten, als sie den Kleinen sah. "Oh mein Gott, er ist ja noch viel süßer als auf den Fotos!" Ihre Stimme vibrierte vor Freude, ihr Gesicht strahlte. Sie trat einen Schritt näher, breitete die Arme aus, zögerte dann kurz. "Darf ich ihn mal halten?" In ihrem Blick lag eine Mischung aus Sehnsucht und Hoffnung. Ich nickte. "Na klar, du bist schließlich seine Oma."

Behutsam nahm sie ihn auf den Arm. Ihre Finger, die so lange nichts Zerbrechliches mehr gehalten hatten, umschlossen ihn vorsichtig. Der Rauchgeruch, der immer an ihr haftete, vermischte sich mit dem süßen, reinen Duft des Babys, mit dem sterilen Hauch der Windeln. Ein seltsamer Kontrast. Mein Vater stand im Hintergrund. Regungslos, als gehörte er

nicht dazu. Doch als er ihn ansah, war da dieses leichte Zucken in seinen Mundwinkeln, dieses unsichere Lächeln. Dann räusperte er sich. "Kann ich ihn auch mal halten?"

Etwas zog sich in mir zusammen. Ich drehte mich zu ihm, sah ihn lange an. "Nur wenn du keinen Alkohol getrunken hast." Die Worte waren ruhig, aber fest. Sein Blick veränderte sich, erst Verwunderung, dann Enttäuschung. "Ich bin doch der Opa." Ein Hauch von Trotz lag in seiner Stimme. "Es geht nicht um dich", sagte ich leise. "Ich will nur sicher sein, dass er in guten Händen ist." Stille. Dann nickte er langsam. "Morgen dann."

Später fuhren wir zu Katrin. Schon vor ihrer Tür lag dieser süßliche Vanilleduft in der Luft, durchmischt mit frischen Blumen. Als ich eintrat, empfing mich der Klang ihrer Musik, dieses sanfte Knistern, wenn man sich in ihre weichen Sofas sinken ließ. Es war alles wie immer und doch irgendwie nicht.

Sie umarmte mich herzlich, wir lachten viel, während der Duft von frisch gebrühtem Kaffee die Luft füllte. Erinnerungen flackerten auf, vertraut und warm. Doch dann ließ der Kleine ein paar Kekskrümel auf den Teppich fallen. Ein winziger Moment und doch spürte ich sofort, wie Katrin sich versteifte. Ihr Blick glitt zu den Bröseln, ganz automatisch. Ein kaum merkliches Zusammenzucken, ihre Hände verschränkten sich fester. Der Raum schien sich zu verändern, als hätte jemand eine feine, unsichtbare Linie gezogen. Wir redeten weiter, lachten sogar, aber das Gefühl hatte sich verschoben. Etwas war nicht mehr ganz so unbeschwert wie zuvor.

Am Abend, als der Tag sich langsam in die Dämmerung verzog und der Himmel draußen sich in ein tiefes Blau tauchte, nahmen wir den Stadtbus zurück zu meinen Eltern. Der Bus rollte ruckelig durch die Straßen, das Klacken der Bremsen hallte im Inneren, und das gedämpfte Gespräch der anderen Fahrgäste vermischte sich mit dem leisen Summen

der Motoren. Der Geruch von frisch gemähtem Gras wehte durch die offenen Fenster, vermischt mit dem Abgasgeruch der vorbeifahrenden Autos. Es war ein ruhiger, fast nostalgischer Moment, als wir durch die vertrauten Straßen fuhren. Straßen, die ich so gut kannte, aber die sich dennoch verändert anfühlten. Als wir schließlich vor dem Haus meiner Eltern standen, war es schon dunkel. Meine Eltern waren vor einiger Zeit aus der Dienstwohnung, in der sie übergangsweise gewohnt hatten, in eine schöne Wohngegend im Süden der Stadt gezogen. Die neue Wohnung war in einem großen Haus, aber der Wohnraum war eher schlicht und funktional eingerichtet. Als wir eintraten, umfing uns sofort die behagliche Wärme, die aus der Heizung kam, und alles war ruhig, fast ein wenig zu ruhig. Die Möbel waren modern, aber wenig einladend, eher praktisch als gemütlich. Es fühlte sich alles eher nüchtern an, nicht ungemütlich, aber auch nicht besonders heimelig. Es war ein Ort, der funktionierte, aber irgendwie noch nicht ganz zu einem Zuhause geworden war.

Das Gästezimmer, das mir hier zur Verfügung stand, war groß genug für den Kleinen und mich. Die Wände waren in sanften, beruhigenden Farben gehalten, und das Bett war breit, die Decke weich und einladend. Ich hatte zwar ein Reisebett mitgebracht, doch ich wusste, dass es für uns beide viel einfacher war, wenn der Kleine bei mir schlief. Er fand schneller zur Ruhe, wenn er in meiner Nähe war, und es war entspannender für uns beide. Der vertraute Klang seines leichten Atems, das sanfte Wiegen der Matratze, wenn er sich bewegte – all das hatte etwas Beruhigendes. In der Dunkelheit hörte ich manchmal sein kleines, gleichmäßiges Atmen, das mich sanft in den Schlaf wiegte, während ich die Augen schloss und einfach die Nähe genoss.

Während dieser Tage bei meinen Eltern suchte ich auch meinen ehemaligen Lehrer auf. Es war schon eine Weile her,

seit wir das letzte Mal miteinander gesprochen hatten, aber jetzt wollte ich ihm zeigen, dass ich es geschafft hatte. Ich hatte nicht nur meine Ziele erreicht, sondern auch meinen Traum von einer eigenen Familie verwirklicht. Es war eine Art Stolz, den ich ihm gegenüber empfand, als wollte ich ihm beweisen, dass ich aus dem, was er mir beigebracht hatte, etwas Gutes gemacht hatte. Ich erzählte ihm von den guten Dingen, die in meinem Leben passiert waren. Wie gut Andy zu uns war, wie wir zusammenwuchsen und das Leben jetzt zu einem harmonischen, wenn auch manchmal herausfordernden Alltag geworden war. Ich sprach von den kleinen Freuden des täglichen Lebens, von den Momenten, in denen der Kleine mich mit einem Lächeln ansah, oder wenn Andy und ich abends zusammen auf dem Sofa saßen, das leise Knistern des Kaminfeuers im Hintergrund. Ich wollte ihm zeigen, dass alles gut war, dass ich eine gute Mutter geworden war, dass ich den Traum, den wir immer in Gesprächen skizziert hatten, nun wirklich lebte.

Natürlich ließ ich die schwierigen Momente aus, die an manchen Tagen einfach zu viel waren. Mein Stolz ließ nicht zu, dass man eventuell denken könnte ich wäre schwach. Die Nächte, in denen der Kleine nicht schlafen wollte, oder die Tage, an denen ich mich völlig erschöpft fühlte und mit niemandem über das Gefühl der Einsamkeit sprechen konnte. Diese Momente, in denen ich mich fragte, ob ich wirklich alles richtig machte oder ob ich als Mutter manchmal einfach versagte. Diese Gedanken behielt ich für mich, vergrub sie in den Tiefen meiner eigenen Zweifel. Stattdessen erzählte ich nur die schönen Geschichten, die leichten Momente, die nach außen so perfekt und harmonisch schienen. So, wie ich mir selbst oft einredete, dass alles gut war, versuchte ich auch, es meinem Lehrer zu zeigen. Es war nicht der Moment, in dem ich von meinen inneren Kämpfen sprach, diese behielt ich für mich,

versteckt hinter den Geschichten von Glück und Erfolg. Nach drei Wochen bei meinen Eltern, in denen wir zur Ruhe gekommen waren und sich eine gewisse Normalität eingestellt hatte, entschied ich mich weiterzuziehen. Mein Ziel war Hamburg.

Hamburg

Es war lange her, dass ich meinen Onkel zuletzt gesehen hatte. In meiner Erinnerung blieb er der humorvolle, warmherzige Mann, der in meiner Kindheit stets aufmerksam und liebevoll gewesen war. Der Bruder meiner Mutter arbeitete als Busfahrer in Hamburg. Inzwischen war er geschieden und lebte mit seiner neuen Freundin in einer Stadtwohnung.

Die Zugfahrt verlief ruhig. Das sanfte Rumpeln der Räder begleitete uns durch die Landschaft, während draußen die kühle, feuchte Luft nach frischem Regen roch. Der Duft von nassem Asphalt und feuchtem Gras vermischte sich mit der frischen Brise, die durch das offene Fenster wehte. Als wir in Hamburg ankamen, stieg mir sofort die salzige Luft des Hafens in die Nase, vermengt mit dem erdigen Geruch der alten, von Regen glänzenden Straßen. Mein Onkel wartete bereits am Bahnsteig. Seine große, kräftige Statur machte ihn leicht erkennbar, und als er uns sah, breitete sich ein warmes Lächeln auf seinem Gesicht aus. "Da seid ihr ja endlich!", rief er aus, und seine Stimme klang so vertraut, dass sie mich sofort in frühere Zeiten zurückversetzte. Er war derselbe geblieben, und doch spürte ich, dass das Leben auch ihn geformt hatte.

Sein Auto war ein älteres Modell, das mit jedem Zuschlagen der Tür leicht schepperte. Innen roch es nach abgenutztem Leder und Zigarettenrauch, ein vertrauter, leicht abgestandener Duft, der eine Spur von vergangenen Jahren in sich trug. Während der Fahrt erzählte er begeistert von den Veränderungen in Hamburg. "Die Stadt verändert sich ständig, aber irgendwie bleibt doch alles gleich", meinte er mit einem Schmunzeln. Ich hörte den Stolz in seiner Stimme, seine tiefe Verbundenheit mit dem Ort, der ihm Heimat war.

Seine Wohnung lag in einem schlichten, älteren Gebäude. Als wir eintraten, umfing uns eine Mischung aus

abgestandenem Rauch und etwas, das an kalten, langen ungenutzten Raum erinnerte. Die Einrichtung war funktional, doch es fehlte die Behaglichkeit, die ein Zuhause ausmacht. An den Wänden hingen unzählige Uhren in allen Größen und Formen. Mein Onkel war leidenschaftlicher Sammler, einige Uhren waren antik mit vergilbten Ziffernblättern, andere glänzten neu und modern. Ihr gleichmäßiges Ticken erfüllte den Raum, als ob die Zeit hier in einem anderen Rhythmus floss. Seine Freundin war ungefähr in meinem Alter. Sie hatte eine kräftige Figur, ihr blondes Haar zu einem schlichten Zopf gebunden. Sie wirkte bemüht, es uns angenehm zu machen, aber ich spürte ihre Unsicherheit. "Wie schön, euch kennenzulernen", sagte sie und deutete auf einen gedeckten Tisch mit Getränken und Snacks. Doch ihre Bewegungen waren ein wenig steif, ihre Blicke suchten immer wieder die Bestätigung meines Onkels. Mein Onkel hingegen fand sofort Zugang zu meinem Kleinen. Als dieser quietschend lachte, ging er in die Hocke, betrachtete ihn mit leuchtenden Augen. "Na, schau mal einer an, du kleiner Frosch!", lachte er, während der Kleine freudig auf das Polster seines Kinderwagens trommelte. Es war eine dieser spontanen, liebevollen Bemerkungen, die nichts als aufrichtige Freude ausdrückten. Obwohl er selbst keine Enkel hatte, strahlte er eine tiefe Zuneigung aus, als hätte er schon immer gewusst, wie es sich anfühlt, für ein Kind da zu sein. Während wir zusammensaßen, vermischte sich das leise Ticken der Uhren mit unserer Unterhaltung. Es war ein eigenartiger Kontrast. Die ständige, gleichmäßige Bewegung der Zeit, während wir versuchten, uns aneinander zu gewöhnen. Mein Onkel, mit seiner offenen Freude, die Freundin, die sich tastend in ihre Rolle einzufügen versuchte, und ich, die all das beobachtete, während ich mich fragte, ob wir diese losen Fäden irgendwann zu einem wirklichen miteinander verknüpfen könnten. Mein Onkel widmete uns in den Tagen, die wir in

Hamburg verbrachten, seine gesamte Freizeit. Ich konnte sehen, wie er sich bemühte, uns eine schöne Zeit zu bereiten. Er zeigte uns seine Lieblingssorte in der Stadt, führte uns durch die Viertel, in denen er als junger Mann gelebt hatte, und erzählte von seinen Erlebnissen als Busfahrer. Doch je länger wir bei ihm waren, desto mehr fiel mir auf, dass er regelmäßig Alkohol trank. Es war nie übermäßig viel, meist ein oder zwei Gläser Rum-Cola, nach Feierabend, wie er es nannte, um zu entspannen. Aber dieser tägliche Konsum war präsent, und obwohl er nie wirklich betrunken war, machte es mich irgendwie unruhig. Eines Abends, als er sich nach dem Abendessen wieder mit einem Glas in der Hand auf die Couch setzte, sprach ich ihn darauf an. „Onkel, du trinkst wirklich oft“, sagte ich und versuchte dabei, so ruhig wie möglich zu bleiben. „Ist das nicht ein bisschen viel, selbst wenn es nur mal ein Glas ist?“

Er sah mich eine Weile an, und in seinem Blick lag ein Hauch von Überraschung, aber auch Verständnis. Schließlich stellte er das Glas ab und sagte: „Ach, das ist doch nichts. Nur ein oder zwei Gläser nach der Arbeit, um runterzukommen. Es hilft mir, den Kopf freizubekommen. Mach dir keine Sorgen, ich habe das alles unter Kontrolle. Es ist nicht so, dass ich ständig trinke.“ Seine Stimme war beruhigend, fast väterlich. Er wollte mich nicht beunruhigen, und ich verstand das, aber in mir blieb eine Unruhe, die ich nicht abschütteln konnte. Er spürte diese Unsicherheit in meiner Miene und sagte dann, fast schon entschuldigend: „Weißt du, ich werde jetzt aufhören, wenn du hier bist. Ich will nicht, dass du dir noch mehr Gedanken machst.“ Ab diesem Moment hielt er sich an die Abmachung, in meiner Gegenwart nicht mehr zu trinken, was mich irgendwie erleichterte.

An den folgenden Tagen waren es dann vor allem Lotti und ich, die Zeit miteinander verbrachten, während mein

Onkel zur Arbeit fuhr. Lotti, die Freundin meines Onkels, zeigte mir die Stadt, als hätte sie alles von ihr durch und durch verinnerlicht. Sie kannte jede Ecke, jedes Café und jedes kleine, verwinkelte Geschäft, das Hamburg so charmant machte. Manchmal, wenn es passte, fuhren wir sogar mit seinem Bus, und sie erzählte mir von den Geschichten, die sich hinter den Menschen verbargen, die in Hamburg lebten. Es war eine angenehme Abwechslung und half mir, die Stadt mit anderen Augen zu sehen.

Eines Nachmittags, als wir wieder in seiner Wohnung waren, kam Lotti mit einem Vorschlag, der mich überraschte und zugleich neugierig machte. „Weißt du“, sagte sie, „man kann Hamburg nicht wirklich erlebt haben, ohne einmal über die Reeperbahn zu schlendern oder den Fischmarkt zu besuchen. Du solltest das unbedingt sehen, wenn du schon hier bist.“

Ich war für einen Moment still, dachte nach, und dann grinste sie plötzlich, als ob sie eine Idee hatte. „Wie wäre es, wenn wir heute Abend mal rausgehen? Ich zeige dir die Reeperbahn, und wir schauen uns den Fischmarkt an. Lass uns einfach mal etwas Spaß haben. Dein Onkel wird auf den Kleinen aufpassen, und du kannst dich entspannen. Was meinst du?“ Die Reeperbahn in den 80er Jahren, das war ein Name, der eine Welt voller wilder Geschichten und pulsierendem Leben versprach. Schon damals war sie berühmt für ihre schummrigen Bars, die grellen Neonlichter, das Stimmengewirr und den Duft nach Bier und Parfüm. Ich spürte sofort eine Mischung aus Vorfreude und Unsicherheit. Die schmalen Gassen waren gesäumt von alten Fassaden mit leuchtenden Reklametafeln in grellen Farben – rote, blaue und violette Neonröhren warfen ihr Licht auf das nasse Kopfsteinpflaster. Männer in langen Mänteln und Frauen mit hochgesteckten Haaren oder wilden Dauerwellen schlenderten die Straße entlang, während aus den offenen Türen der Musikclubs Rock

und Disco-Klänge drangen. Vor den Bars standen Türsteher mit verschränkten Armen, ihre Gesichter ausdruckslos, während sich immer wieder kleine Gruppen von Nachtschwärmern an ihnen vorbeidrängten. Über allem lag ein Hauch von Rauch, Bier und dem süßlichen Parfüm der Tänzerinnen, die in den Schaufenstern der Etablissements ihre kunstvollen Bewegungen präsentierten.

„Es ist vielleicht nicht jedermanns Sache, aber es gehört zu Hamburg“, sagte Lotti mit einem Lächeln. „Und weißt du was? Die besten Fischbrötchen gibt es sowieso nur, wenn du dich frühmorgens noch auf den Fischmarkt traust.“ Und so machten wir uns in der späten Nacht auf den Weg. Nach den bunten Lichtern der Reeperbahn war der Fischmarkt ein ganz anderer Ort. Noch bevor die Sonne aufging, versammelten sich Händler, Stammkunden und Touristen an den Ständen, die über den Platz verteilt waren. Die Luft war erfüllt vom salzigen Geruch des Hafens, vermischt mit dem Aroma von frischem Fisch und Brötchen, die auf den Grill gelegt wurden. Marktschreier brüllten mit lauten Stimmen ihre Angebote hinaus: „Drei Aal für’n Zehner!“ oder „Frische Krabben, komm her, meine Liebe, nur für dich!“ Ihre rauen Stimmen klangen über den Platz, während Möwen kreischend über den Köpfen kreisten, in der Hoffnung, ein Stück Fisch zu ergattern. Wir schlenderten durch die Reihen, betrachteten die Auslagen mit riesigen Lachsen, glänzenden Heringen und frisch geräucher-ten Makrelen. Dazwischen Stände mit Obst, Gemüse und anderen Waren, ein bisschen chaotisch, aber genau das machte den Charme dieses Ortes aus. Musiker spielten auf improvisierten Bühnen, und einige Nachtschwärmer von der Reeperbahn hatten sich hier eingefunden, um mit einem Fischbrötchen in der Hand die Nacht ausklingen zu lassen. Die Stimmung war ausgelassen, eine Mischung aus müder Zufriedenheit und frischer Energie, die mit dem Sonnenaufgang über

der Elbe noch intensiver wurde. Während wir unser Fischbrötchen aßen, lehnte Lotti sich zu mir und sagte: „Siehst du? Es gibt nichts Vergleichbares. Der Hafen, die Menschen, das Leben, das ist Hamburg.“ Und in diesem Moment stimmte ich ihr zu. Es war, als hätte die Stadt in dieser Nacht und diesem frühen Morgen ein Stück von sich mit mir geteilt, rau, lebendig und unvergesslich.

Die Tage mit meinem Onkel und Lotti waren intensiv gewesen, voller neuer Eindrücke, aber nun zog es mich zurück. Ich wollte noch ein paar letzte unbeschwerte Tage mit meinen Freunden verbringen und fuhr zu meinen Eltern zurück. Der Herbst hatte längst Einzug gehalten. Die Luft war kühler geworden, die Bäume färbten sich in warmen Rottönen, und morgens lag oft ein feiner Nebelschleier über den Feldern.

Mein Plan stand fest: Zu Weihnachten wollte ich zurück nach England reisen und das Fest mit Andys Familie feiern. Doch das Leben hielt eine andere Prüfung für mich bereit. Matthew bekam einen leichten Husten. Anfangs machte ich mir keine großen Sorgen, gab ihm etwas Hustensaft und achtete darauf, dass er warm eingepackt war. Doch schon in der folgenden Nacht wurde sein Atem schwerer, rasselnder. Seine kleinen Hände fühlten sich heiß an, sein Kopf war schweißnass. Ich tastete seine Stirn, sie brannte.

Unruhe kroch in mir hoch, ein mulmiges Gefühl, das ich nicht abschütteln konnte. Ich griff nach dem Fieberthermometer, sah zu, wie die Anzeige erschreckend schnell nach oben kletterte. 39,4 Grad. Dann 39,7. Ich gab ihm fiebersenkenden Saft, doch das Fieber stieg weiter. Meine Hände zitterten, als ich die Lippen aufeinanderpresste und tief durchatmete. Ich wusste, dass ich jetzt handeln musste.

Da wir nicht mehr in Deutschland krankenversichert waren, blieb uns nur das britische Militärkrankenhaus. Der Weg dorthin erschien mir endlos. Der kühle Wind draußen biss in

mein Gesicht, während ich meinen fiebernden Jungen im Arm hielt, sein kleiner Körper schwerer als sonst, als würde er all seine Kraft in die Bekämpfung der Krankheit stecken. Im Krankenhaus roch es nach Desinfektionsmittel und einem Hauch von Krankenhausessen – eine sterile Mischung, die mich frösteln ließ. Das gedämpfte Piepsen von Monitoren, das leise Murmeln von Krankenschwestern und das entfernte Weinen eines anderen Kindes hallten durch die Flure. Die Untersuchungen zogen sich endlos. Mein Sohn war erschöpft, sein Gesicht blass, die dunklen Ringe unter seinen Augen ließen ihn noch zerbrechlicher wirken. Ich streichelte sanft über sein feuchtes Haar, sumnte ihm beruhigend eine Melodie vor, während die Ärzte sprachen, Zahlen und medizinische Begriffe austauschten, die mir Angst machten. Schließlich die Diagnose: ein schwerer bronchialer Infekt, der jederzeit in eine Lungenentzündung umschlagen konnte. Ich schluckte hart. Wir mussten bleiben.

Die Tage im Krankenhaus verschwammen zu einem einzigen Albtraum aus schlaflosen Nächten, besorgten Blicken und unzähligen Momenten, in denen ich meine Stirn gegen seine legte und ihm zuflüsterte, dass er stark bleiben solle. Ich hielt seine Hand, streichelte sie sanft mit dem Daumen, fühlte die Hitze seines Fiebers gegen meine Haut. Sein Atem ging flach und schnell, und jedes Mal, wenn er hustete, krampfte sich mein Herz zusammen.

Ich wünschte mir so sehr, dass Andy bei uns sein könnte. Ich brauchte seine Hand auf meiner Schulter, seinen beruhigenden Blick. Doch er war weit weg, in einer anderen Welt, und es gab keine Möglichkeit, ihn zu erreichen. Die Einsamkeit in diesem kalten, weißen Krankenzimmer war überwältigend. Manchmal lief ich in den Flur hinaus, atmete tief durch, lauschte dem fernen Geräusch von Schritten, von

summenden Neonlichtern über mir. Doch der Kloß in meinem Hals wollte nicht verschwinden.

Langsam, viel zu langsam, zeigte die Behandlung Wirkung. Das Fieber sank, sein Atem wurde wieder ruhiger, und endlich, nach zwei Wochen, durften wir nach Hause.

Ein alter Freund holte uns ab. Als wir bei meinen Eltern ankamen, war der Himmel grau, und der feuchte Geruch von nassem Laub lag in der Luft. Meine Mutter stand bereits in der Tür. Ihr Blick glitt von mir zu meinem Sohn, und ohne ein Wort zog sie mich in eine Umarmung. Sie musste gesehen haben, wie erschöpft ich war, denn das Erste, was sie sagte, war: „Leg dich hin, Kind. Ruh dich aus. Ich passe auf ihn auf.“ Ich wollte protestieren, aber meine Knie fühlten sich weich an, mein Kopf pochte vor Müdigkeit. Also nickte ich nur, drückte noch einmal die kleine Hand meines Sohnes und ließ mich ins Bett sinken. Der Geruch der vertrauten Bettwäsche umfing mich, und ich sank in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Später, als ich erwachte, lag ich still und lauschte den Geräuschen aus dem Wohnzimmer. Meine Mutter sprach mit Matthew, ihre Stimme war sanft, wärmer als ich sie je in Erinnerung hatte. Ich schlich mich leise zur Tür und beobachtete die Szene. Sie hielt ihn auf dem Schoß, strich ihm zärtlich über die Wange, während er mit seinen kleinen Fingern nach einer Haarsträhne von ihr griff. Jedes Mal, wenn ich die beiden ansah, spürte ich etwas, das mich tief berührte. Eine Liebe, die ich von ihr in dieser Form nie gekannt hatte. Vielleicht lag es daran, dass sie selbst nie ein Baby haben konnte, dass sie nun all das in meinen Sohn legte, was sie einst vermisst hatte. Es war eine Liebe, die sanft und schützend war, eine Liebe, die ich mir für meine eigene Kindheit gewünscht hätte. Ich sah sie an, und für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass wir uns ohne Worte verstanden.

Wieder nach Hause

Eine Woche später packte ich unsere Sachen ein und machte alles bereit für unsere Rückreise. Es graute mir ein wenig vor den langen Stunden, die wir unterwegs sein würden. Diesmal führte unsere Route mit dem Zug nach Ostende, von wo aus wir die Fähre nach Dover nehmen würden. Ein weiter Weg, doch mit jeder Station, mit jedem Kilometer, den wir zurücklegten, stieg meine Aufregung. Der Bahnhof in Ostende war voller geschäftiger Reisender, die mit schweren Koffern und Reisetaschen eilig durch die Halle liefen. Die Luft roch nach Meer, nach salziger Gischt, vermischt mit dem öligen Geruch der Fähren, die am Hafen auf ihre Passagiere warteten. Ich hielt Matthew fest in den Armen, spürte sein warmes, weiches Gewicht an meiner Brust, während er neugierig mit seinen großen Augen die Menschen um uns herum beobachtete. Sein kleines Händchen griff nach meinem Kragen, zog leicht daran, als wolle er sichergehen, dass ich ihn nicht losließ.

Als wir an Bord der Fähre gingen, umfing uns sofort die frische Seeluft. Eine steife Brise wehte vom Wasser herüber, ließ meine Haare in alle Richtungen flattern und kitzelte meine Haut mit feuchter Kühle. Ich zog die Jacke fester um den Kleinen, hielt ihn dicht an mich gedrückt, während wir an Deck standen. Das tiefe Dröhnen der Schiffsmotoren vibrierte durch den Boden, während das große Schiff langsam aus dem Hafen manövrierte. Möwen kreischten über uns, ihre weißen Flügel hoben sich gegen den grauen Himmel, während sie in eleganten Kreisen über das Wasser glitten. Die See war an diesem Tag unruhig. Die Wellen schlugen gegen den Rumpf des Schiffes, das sanft, aber bestimmt hin und her schwankte. Ich suchte einen Platz im Inneren, wo ich mich mit dem Kleinen hinsetzen konnte. Er schmiegte sich an mich, seine Wangen warm gegen meine Haut, während ich ihn beruhigend wiegte.

Ab und zu hob er den Kopf, lauschte den unbekannten Geräuschen um uns herum – dem Murmeln der Passagiere, dem dumpfen Stampfen der Maschinen, dem leisen Pfeifen des Windes, der durch die Ritzen der Türen drang.

Nach einigen Stunden auf See tauchten sie plötzlich am Horizont auf, die weißen Klippen von Dover. Sie wirkten majestätisch, beinahe unwirklich, als sie aus dem Dunst auftauchten, schroff und stolz über dem tosenden Meer. Ihr helles Kreideweiß hob sich beeindruckend gegen den grauen Himmel ab, als würden sie England beschützen, als wären sie ein strahlendes Tor in eine andere Welt. In diesem Moment durchfuhr mich ein Gefühl, das ich kaum in Worte fassen konnte. Es war, als würde eine Welle der Erkenntnis über mich hinwegspülen. Dies war meine Heimat. Nicht Deutschland, nicht das Haus meiner Eltern, nicht die vertrauten Straßen meiner Kindheit, nein, hier gehörte ich hin. Mit jeder Sekunde, die wir uns dem Ufer näherten, wuchs die Gewissheit in mir.

Als das Schiff im Hafen anlegte, war mein Herz voller Aufregung. Die Menschen um uns herum drängten sich zur Gangway, bereit, das Land zu betreten. Ich hielt meinen Kleinen fest, fühlte seinen ruhigen Atem gegen meine Schulter, während ich mit ihm in die frische, britische Luft trat. Die Möwen riefen über uns, die salzige Meeresbrise füllte meine Lungen, und tief in meinem Inneren wusste ich: Ich wollte nie wieder woanders leben.

Andys Bruder holte uns vom Hafen in Dover ab, und während wir durch die dunklen Straßen fuhren, konnte ich spüren, wie die Anspannung der langen Reise langsam von mir abfiel. Das Auto war beheizt, und die vertraute englische Landschaft zog an uns vorbei. Sanfte Hügel, von kahlen Bäumen gesäumte Straßen und hin und wieder die Lichter kleiner Dörfer, die in der Nacht aufleuchteten. Als wir bei meinen

Schwiegereltern ankamen, war das Haus bereits erfüllt von der Wärme eines knisternden Feuers im Kamin. Der Duft von frischen Laken, vermischt mit einer leichten Note von Holzrauch, stieg mir in die Nase, als ich unser Zimmer betrat. Das Bett war bereits hergerichtet, mit einer schweren Decke und Kissen, die nach Lavendelseife rochen. Ich legte den Kleinen vorsichtig hinein, kuschelte mich neben ihn und spürte, wie mich die Müdigkeit überwältigte. Es dauerte nicht lange, bis ich in einen tiefen, erschöpften Schlaf fiel. Am nächsten Morgen wurde ich von dem lauten Rufen der Möwen geweckt, die über dem Haus kreisten. Ein kalter Luftzug zog durch die Ritzen der alten Fenster, und ich zog die Decke fester um mich. Das Haus hatte keine Zentralheizung, nur den Kamin im Wohnzimmer, der die untere Etage erwärmte, während die oberen Räume in der winterlichen Morgenkälte lagen. Doch es störte mich nicht – es fühlte sich auf eine seltsame Weise heimelig an.

Weihnachten in England war anders, als ich es aus meiner Kindheit kannte. Kein angespannter Heiligabend, kein gebetsmühlenartiges Ritual, das über allem lag, während mein Vater schon tief ins Glas geschaut hatte. Stattdessen war die Atmosphäre leicht, voller Vorfreude und Herzlichkeit. Am Morgen des 25. Dezembers wurden wir von aufgeregtem Kichern geweckt – Andys Nichten und Neffen konnten es kaum erwarten, die Geschenke zu öffnen. Der Duft von Speck und frisch gebratenen Würstchen zog durch das Haus, als seine Mutter ein traditionelles englisches Frühstück zubereitete.

Die Geschenke wurden nicht hastig aufgerissen, sondern in aller Ruhe geöffnet, während Tee dampfend aus der Kanne in die Tassen floss. Das Weihnachtsessen am Nachmittag war ein Festmahl: knuspriger Truthahn mit Füllung, Bratkartoffeln, Rosenkohl, Möhren und dazu eine reichhaltige, dunkle Soße. Auf den Tellern dampften Yorkshire Puddings, und zum

Dessert gab es Christmas Pudding mit einer goldenen Münze darin versteckt, ein Glücksbringer fürs neue Jahr. Besonders freute ich mich über die Christmas Cracker, die zu beiden Seiten der Teller lagen, bunte, glänzende Papierrollen mit goldenen Spitzen. Jeder nahm die Enden seines Crackers gemeinsam mit seinem Nachbarn, und mit einem lauten Plopp zogen wir sie auseinander. Drinnen verbargen sich kleine Überraschungen: ein winziges Puzzle, ein Bleistift mit Glitzer, ein alberner Papierhut, der sofort aufgesetzt wurde, und ein meist flacher Witz, der laut vorgelesen wurde und alle zum Lachen brachte. Die Stimmung war ausgelassen, aber entspannt, alles war erfüllt von Lachen, Geschichten und dem gelegentlichen Klirren von Gläsern, wenn ein Toast ausgesprochen wurde.

Silvester war ebenso ungewohnt für mich. Kein großes Feuerwerk, keine lauten Böller, die die Nacht zerreißen. Stattdessen trafen sich alle in gemütlicher Runde, es wurde gelacht, gespielt, geredet. Der Alkohol floss in Maßen, nicht in Exzessen, und als um Mitternacht die Kirchenglocken läuteten, reichten wir uns alle die Hände, ein Kreis aus Menschen, die sich kannten und mochten und sangen gemeinsam Auld Lang Syne. Die Melodie war traurig und schön zugleich, voller Erinnerungen und Hoffnung. In diesem Moment wurde mir bewusst, wie sehr ich dieses ruhige, ehrliche Willkommen ins neue Jahr gebraucht hatte, ohne Druck, ohne Angst. Diese Wochen waren anders, aber sie fühlten sich richtig an. Nicht überschwänglich, nicht idealisiert aber auf eine ehrliche, warme Weise schön.

Als die Feiertage vorüber waren, machten wir uns auf den Rückweg nach London. Die Zugfahrt zog sich wie ein endloser Strom grauer Landschaften an uns vorbei. Ich saß am Fenster, den kleinen auf dem Schoß, der mit seinen Händchen an meinem Mantel zupfte und ab und zu leise vor sich hin brabbelte. Die Geräusche des Zuges, das rhythmische Rattern

auf den Schienen, das Pfeifen beim Einfahren in die Bahnhöfe, waren uns inzwischen vertraut, beinahe beruhigend in ihrer Gleichmäßigkeit.

Dann endlich, nach Stunden des Reisens, erreichten wir die Victoria Station. Es war früher Abend, das Licht draußen war bereits schwach, eine fahle Dämmerung legte sich über die Stadt. In der riesigen Halle der Station, die sich wie ein steinerter Bauch um uns schloss, herrschte ein reges Treiben. Menschen hasteten mit Koffern und Taschen an uns vorbei, es roch nach Regen, Metall und dem Duft von gebratenen Sandwiches aus den kleinen Imbissständen, die überall in der Nähe der Gleise standen. Ein Hauch von Diesel lag in der Luft, vermischt mit der feuchten Kälte, die durch die offenen Tore hereinzog.

Ich erinnere mich an die gedämpfte Lautsprecherdurchsage, das Rattern der Rollkoffer auf dem Boden aus speckigem Stein, das Hupen eines anfahrenden Taxis draußen. All das bildete diesen typischen Klangteppich, der zur Victoria Station in den späten 80ern gehörte. Die alten schwarzen Anzeigetafeln klickten noch hörbar um, wenn sich die Abfahrtszeiten änderten. Es war laut, geschäftig und ein wenig chaotisch und doch hatte es etwas Vertrautes. Mit Matthew auf dem Arm und der Tasche über der Schulter, kämpfte ich mich durch die Menschenmenge zu dem Underground. Die Luft in der U-Bahn war stickig, die Scheiben der Wagons beschlagen. Wir stiegen in die Tube Richtung Chelsea, und ich stand mit meinem Kind an der Tür, hielt ihn fest an mich gedrückt. Die Neonlichter flackerten über unseren Köpfen, während wir durch das Röhrensystem der Stadt glitten. Der Boden vibrierte leicht unter meinen Füßen, und mit jeder Station, die wir hinter uns ließen, kam mir unser Zuhause ein Stück näher. Als wir endlich ankamen, war es bereits dunkel draußen. Ich schloss die Wohnungstür auf, stellte die Taschen ab, zog die klammen Jacken

aus und spürte sofort die vertraute Wärme und den Duft unserer kleinen Wohnung, eine Mischung aus Waschmittel, Tee und etwas, das man wohl „Zuhause“ nennen konnte. Der kleine war müde, sein Kopf ruhte schwer auf meiner Schulter. Ich bettete ihn vorsichtig ab, deckte ihn zu und blieb einen Moment einfach bei ihm sitzen. Während ich langsam das Gepäck auspackte und alles an seinen Platz räumte, durchfuhr mich plötzlich ein Gefühl tiefer Melancholie. Bald würde er schon ein Jahr alt werden. Ein ganzes Jahr und ich hatte die meiste Zeit allein mit ihm verbracht. Ich hatte ihn gefüttert, getragen, getröstet, jede seiner kleinen Bewegungen begleitet. Er war gewachsen, hatte begonnen, Laute von sich zu geben, zu greifen, sich zu drehen und all das hatte ich alleine erlebt.

Ich setzte mich ans Fenster, zog die Vorhänge ein wenig zur Seite. Draußen blinkten die Lichter der Stadt in der kalten Januarluft. London wirkte ruhig, fast schläfrig. Ich lehnte meine Stirn an das kühle Glas und seufzte leise. Ich liebte mein Kind über alles, doch in diesem Moment wurde mir schmerzhaft bewusst, wie sehr mir Andy fehlte. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als dass er endlich wieder bei uns war, dass wir nicht mehr nur in Briefen und Gedanken miteinander verbunden waren, sondern gemeinsam unter diesem Dach lebten. Dass er sah, wie unser Sohn lachte, wie er sich bewegte, wie er schlief.

Ich schloss die Augen. Es war kein lauter Schmerz, kein dramatisches Vermissen. Es war eher ein stilles, tiefes Ziehen, eine Leere in der Brust, die sich auch durch all die Alltagsmomente nicht füllen ließ. Ich wollte keine großen Dinge. Nur seine Hand auf meiner Schulter. Sein Blick. Seine Stimme. Die Gewissheit, dass wir diese kleine Familie gemeinsam trugen. Während der kleine friedlich in seinem Bett atmete und die Stadt draußen weiterschlieft, spürte ich, dass ich stark bleiben musste. Für ihn. Für mich. Für uns. Matthews erster

Geburtstag stand bevor, und meine Aufregung schien seine bei Weitem zu übertreffen. Schon am frühen Morgen fühlte sich die Luft in unserer kleinen Wohnung anders an, als würde eine besondere Erwartung in ihr schweben. Der süße Duft nach Babypuder und warmer Milch vermischte sich mit der frischen Brise, die durch das angekippte Fenster hereinwehte. Draußen zwitscherten die Vögel in der kühlen Morgenluft, während ich mich in Gedanken dabei ertappte, mir diesen Tag immer wieder auszumalen.

Ich hatte mich für einen gekauften Kuchen entschieden, meine Backkünste waren noch nicht so weit, um ein kleines Meisterwerk zu erschaffen. Der Kuchen war rund, mit einer glatten, glänzenden Schicht aus hellblauem Zuckerguss. Ich steckte eine kleine, gelbe Kerze in die Mitte und betrachtete sie für einen Moment. Ihre Farbe erinnerte mich an das warme Licht, das manchmal durch die Gardinen fiel, wenn die Sonne am späten Nachmittag tief stand. Matthew saß in seinem Hochstuhl, die kleinen Fingerchen trommelten neugierig auf dem Tablett. Seine strahlend blauen Augen verfolgten jede meiner Bewegungen, voller Neugier und Aufregung. Als ich die Kerze anzündete, spiegelte sich das flackernde Licht in ihnen, und für einen Moment hielt er den Atem an. Dann lachte er plötzlich laut auf, ein glockenhelles Kichern, das mir durch Mark und Bein ging. Seine tiefen Grübchen gruben sich in seine weichen Wangen, als würde sein ganzer kleiner Körper die Freude in sich aufnehmen. Ich klatschte in die Hände und half ihm dann beim Geschenkeauspacken. Seine winzigen Finger tasteten vorsichtig über das knisternde Geschenkpapier, doch sie waren noch nicht stark genug, um es selbst zu zerreißen. Also nahm ich seine Händchen in meine und half ihm dabei. Das Papier riss mit einem weichen Knistern, und er quietschte vor Begeisterung. Seine Wangen waren rosig vor Aufregung, und ich konnte den sanften Duft seiner Babyhaut

wahrnehmen, eine Mischung aus frischer Seife und diesem besonderen, unverwechselbaren Geruch, den nur Babys haben. Während wir zusammen auf dem Boden saßen, die bunten Spielsachen um uns verstreut, schlich sich ein bittersüßes Gefühl in mein Herz. Ich dachte an Andy. Wie sehr wünschte ich mir, dass er jetzt hier wäre, um Matthews strahlendes Gesicht zu sehen, um zu hören, wie unser Sohn glucksend seine kleinen Händchen in die Luft warf. Doch es war nicht mehr lange. Mitte März sollte er nach Hause kommen. Ich stellte mir vor, wie er die Tür öffnen, seinen Seesack abstellen und mit schnellen Schritten auf uns zukommen würde. Ich konnte fast seine warmen Arme um mich spüren, fast seine raue Stimme hören, die voller Rührung Matthews Namen sagte. Ich atmete tief ein und lächelte. Heute war ein Tag der Freude. Heute zählte nur, dass Matthew glücklich war. Und als er mich mit seinen leuchtenden blauen Augen ansah, seine Grübchen tief in die Wangen gegraben, und erneut lachte, wusste ich: Alles würde gut werden.

Vorfreude ist die beste Freude

Die Woche verging zäh wie Honig im Winter. Jeder Tag ohne ihn war ein leises Warten, ein innerlicher Countdown, bei dem ich die Stunden zählte wie kostbare Perlen auf einer Kette. Noch zwei Wochen, sagte ich mir immer wieder, während ich die Wohnung in einen Ort verwandelte, der ihn willkommen heißen sollte. Ich putzte jedes Zimmer mit Hingabe, wischte Fenster, saugte Teppiche, schüttelte Kissen auf, bis sie aussahen wie neu. In Gedanken sah ich schon sein Lächeln, wenn er über die Schwelle trat. Ich stellte mir vor, wie seine Augen über all das glitten, was ich vorbereitet hatte. Sein Lieblingessen, frisch bezogene Bettwäsche, sogar die Musik, die er mochte, wartete leise im Hintergrund auf ihren Einsatz. Ich wollte, dass alles perfekt war. Alles so, wie er es liebte, vielleicht sogar ein bisschen besser. Aber während ich jedes Detail plante und umsetzte, spürte ich immer deutlicher, wie sich leise Zweifel in mir ausbreiteten. Was, wenn es nicht reichte? Was, wenn er sich nach etwas anderem gesehnt hatte? Was, wenn mein ganzes Bemühen zu viel oder zu wenig war? Ich wollte ihn auffangen, wollte ihm das Gefühl geben, wieder ganz daheim zu sein und gleichzeitig nagte in mir die Angst, dass ich ihn enttäuschen könnte.

An diesem Nachmittag, die Sonne warf goldene Streifen durchs Fenster und ließ Staubkörner tanzen, stand ich gerade am Kleiderschrank. Ich hielt eines seiner Hemden in der Hand, presste es kurz ans Gesicht und sog den letzten Hauch seines Geruchs ein verblasst, aber noch da, wie ein Versprechen. Ich war gerade dabei, die letzten Wäschestücke ordentlich zusammenzulegen, als es klingelte.

Ein Moment der Irritation durchfuhr mich. Wer konnte das sein? Ich erwartete niemanden. Mit einem schnellen Blick in den Spiegel, mein Herz pochte plötzlich schneller, strich ich

mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht und ging zur Tür. Mein Blick war noch halb in Gedanken, als ich sie öffnete. Und dann blieb mein Atem stehen. Da stand er. Andy.

Kein Bild, keine Vorstellung, kein Traum hätte mich auf diesen Moment vorbereiten können. Er war da, wirklich da, ganz real, mit staubigen Schuhen, gebräunter Haut und einem verschmitzten Lächeln im Gesicht. Seine Haare waren heller als zuvor, von der Sonne geküsst, fast wie ausgebleicht, und seine blauen Augen strahlten noch intensiver gegen das warme Gold seines Teints. Mir wurde schwindelig vor Glück.

Mein Herz machte einen Satz, nein, gleich mehrere. All die Gefühle, die ich so sorgfältig in meinem Innersten verstaubt hatte, brachen in diesem Augenblick hervor. Freude, Erleichterung, eine Welle von Sehnsucht, die sich mit einem Mal entlud. Die Schmetterlinge, von denen ich glaubte, sie verloren zu haben, flatterten plötzlich wild durcheinander, als hätten sie nur auf diesen Moment gewartet. Andy ließ seine Tasche achtlos zu Boden fallen, trat einen Schritt vor und schlang die Arme um mich. Ohne ein Wort, nur diese Umarmung, fest, warm, lebendig. Ich spürte seine Haut, leicht rau von der Sonne, den vertrauten Duft von Salz, Reise und ihm. Ich legte meinen Kopf an seine Schulter, schloss die Augen und ließ mich fallen, in diesen einen Moment, der alles andere vergessen ließ. Dann trat er ein, als wäre er nie fort gewesen. Und doch war da auch eine Nervosität in mir, kaum merklich, aber spürbar. Neben all der Freude schlich sich eine kleine, leise Angst in mein Herz. War noch alles so wie früher? Würde er sich wohlfühlen? War ich genug? Ich beobachtete ihn, wie er sich umschaute. Seine Augen glitten über die Bilder an der Wand, das ordentlich drapierte Sofakissen, den gedeckten Tisch. Ein kleines Nicken hier, ein kaum merkliches Lächeln dort. Ich versuchte, aus jedem Blick eine Bestätigung zu lesen und doch war da diese nagende Unsicherheit. Ich hatte alles

gegeben, aber was, wenn es nicht das war, was er gebraucht hatte? Dann hörte ich ein Rascheln hinter mir, kleine tapsige Geräusche auf dem Boden. Unser Sohn war aus seinem Zimmer gekommen oder besser: Er hatte sich mit unsicherem Gleichgewicht ins Wohnzimmer vorgewagt, die eine Hand an der Wand entlang, in der anderen seinen Stoffhasen fest umklammernd. Obwohl er gerade erst ein Jahr alt geworden war und das Laufen nur funktionierte, wenn er sich festhielt oder geführt wurde, aber dieser kleine Entdeckergeist in ihm trieb ihn immer wieder vorwärts, wackelig, aber mutig. Andy drehte sich um und blieb wie angewurzelt stehen. Für einen Moment schien es, als hielte er den Atem an. Sein Blick fiel auf den kleinen Körper, auf die blonden Haare, auf das entschlossene Gesichtchen, das ihn fixierte. „Mein Gott...“, flüsterte er, „wie groß du geworden bist.“ Seine Stimme klang brüchig vor Stauen. Dann ging er langsam in die Hocke, streckte die Arme aus und wartete. Matthew zögerte, stand wacklig auf beiden Füßen, wippte einen Moment, dann ließ er die Wand los und machte, ganz zögerlich, zwei, drei kleine, tapsige Schritte in Richtung seines Vaters. Andy öffnete die Arme noch weiter, sein Gesicht ein einziger Ausdruck von Liebe, Stolz und überwältigter Freude. Und als der Kleine schließlich in ihn hineintaumelte, ihn mit beiden Händchen umklammerte und sich in seine Brust schmiegte, da konnte ich kaum noch atmen vor Rührung. Ich sah, wie Andy die Augen schloss, sein Kinn zitterte leicht. Und ich wusste: In diesem Moment war alles richtig.

Aber nicht perfekt, das war es bei weitem nicht. Bevor ich mich versah, war der Tag fast zu Ende. Die Schatten an den Wänden wurden länger, das Licht dämmerte warm durch die Gardinen, und es lag diese besondere Ruhe in der Luft, die nur ein langer Tag mit viel Liebe und Mühe hinterlässt. Matthew war gebadet, sein feines Haar noch ein wenig feucht, der Duft

von Lavendelseife hing in der Luft, wo er gelegen hatte. Er schlief jetzt in seinem Bettchen, den Schnuller im Mund, die Decke bis zum Kinn hochgezogen, als wolle er sich noch tiefer in seine Träume kuscheln.

Ich hatte den Haushalt so gut es ging erledigt. Das Abendbrot abgeräumt, den Tisch gewischt, das Geschirr gespült. Meine Hände waren noch ein wenig schrumpelig vom heißen Wasser, als ich mich endlich zu Andy auf die Couch setzte. Er sah müde aus, aber irgendwie auch gelöster, als hätte er einen Teil der Anspannung draußen gelassen, bevor er die Tür zu unserem Zuhause öffnete. Ich lehnte mich an ihn, legte meinen Kopf gegen seine Schulter. Seine Nähe war wie ein tiefes, sicheres Einatmen.

„Kann ich noch irgendetwas für dich tun?“, fragte ich leise. Er wandte sich zu mir, seine blauen Augen schimmerten im schummrigen Licht, und sein Blick war weich.

„Kannst du mir ein Bad einlassen?“ „Natürlich kann ich das“, sagte ich und küsste ihn sanft auf die Wange. Im Badezimmer ließ ich das Wasser in die emaillierte Wanne laufen. Es rauschte und gurgelte, und ich gab einen Schuss von seinem Lieblingsbadezusatz dazu – den mit dem herben, leicht rauchigen Duft, der an Wälder und Lagerfeuer erinnerte. Der Dampf stieg langsam auf und ließ die kleinen Spiegel über dem Waschbecken beschlagen. Es war warm, fast schon heimelig, ein Ort, an dem selbst die Gedanken zur Ruhe kamen. Als Andy ins Bad kam, warf er mir einen müden, dankbaren Blick zu. Er stieg vorsichtig in die Wanne, ließ sich zurücksinken, bis das Wasser seine Schultern bedeckte, und schloss die Augen für einen Moment. Ich setzte mich zu ihm auf den Wannenrand, zog die Beine an und streckte die Hand nach seinem Arm aus. Er öffnete die Augen wieder und ich bat ihn mir über seine Zeit in Belize zu erzählen. „Belize war ... kein Spaziergang“, sagte er mit leiser Stimme. „Die Luft war schwer,

fast süßlich von der Feuchtigkeit. Ständig war alles nass. Deine Kleidung, deine Haut, selbst deine Gedanken fühlten sich irgendwann feucht an.“

Er fuhr sich durch die Haare, Wasser tropfte von seinem Ellbogen zurück in die Wanne.

„Wir mussten ständig auf der Hut sein. Die Guerillagruppen dort waren unberechenbar. Es gab Schüsse in der Nacht, manchmal so nah, dass du meintest, sie wären direkt hinter dem nächsten Baum. Der Dschungel war laut, aber es war ein unheimliches Laut. Alles bewegte sich, alles lebte, und gleichzeitig wusstest du nie, ob sich nicht jemand versteckt hielt, direkt neben dir.“ Ich hörte ihm still zu. Nur das gelegentliche Plätschern des Wassers und das ferne Ticken der Küchenuhr begleiteten seine Worte. „Einmal sind wir auf eine Falle gestoßen. Es war eine improvisierte Mine, halb vergraben im Lehm-boden. Wäre einer von uns nur ein paar Zentimeter falsch getreten...“

Er hielt inne, schluckte. Seine Augen wurden für einen Moment glasig. „Manchmal sehe ich’s noch im Schlaf.“ Ich legte meine Hand auf seinen Arm, fest, ruhig.

„Aber du bist jetzt hier“, sagte ich leise. „Du bist sicher.“ Er nickte kaum merklich, sah mich lange an, dann lehnte er den Kopf zurück. „Es tut gut, das zu hören.“ Ich blieb einfach bei ihm sitzen, während der Dampf langsam aufstieg und die Fliesen feucht glänzten. Meine Finger glitten gedankenverloren über den Rand der Wanne. Seine Worte hallten noch in mir nach, aber meine Gedanken begannen abzuschweifen. „Hattet ihr nie Zeit, auch mal etwas zu unternehmen?“, fragte ich irgendwann leise, beinahe zögernd. Andy öffnete die Augen, schaute mich an und schnaubte belustigt. „Was stellst du dir denn vor? Die Bars dort bestanden aus alten Hütten, Bretterbuden mit Wellblechdächern, flackernden Lichtern und lauter Musik. Nichts, was du dir unter einem netten Abend

vorstellst. Die Einheimischen Frauen ... na ja, die haben sich nur an Soldaten rangemacht, weil sie wussten, dass wir einsam waren. Viele haben sich einfach eine genommen, um mal abzuschalten. Einige kamen dabei nicht nur mit Geschichten zurück, sondern auch mit Krankheiten.“

Sein Ton war nüchtern, beinahe gleichgültig. Ich fühlte, wie sich etwas in mir verkrampfte. Ich schaute ihn an, nicht anklagend, eher suchend. Er bemerkte es sofort.

„Nein“, sagte er ruhig, bevor ich überhaupt etwas sagen konnte. „Ich hab das nicht gemacht.“

Er wusste, welche Frage in mir brannte. Dass ich sie nicht laut aussprach, war mein Versuch, ihn nicht zu verletzen und mich selbst zu schützen. Doch seine Antwort traf mich trotzdem wie ein Faustschlag. Nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der Tatsache, dass sie nötig war. Er wechselte das Thema abrupt, zu abrupt.

„Und was hast du gemacht in der ganzen Zeit? Du hattest ja genug Gelegenheit, dich zu amüsieren.“ Ich zog leicht die Augenbrauen hoch. Da war etwas in seinem Ton. Ein leiser Vorwurf, verborgen unter scheinbarer Neugier. Ich setzte mich etwas gerader hin.

„Ich hab meine Familie besucht“, sagte ich langsam. „Alte Freunde wiedergesehen. Es war ... schön. Nach all der Zeit wieder vertraute Gesichter.“ Ich begann, von Hamburg zu erzählen, wie lebendig die Stadt war, wie die Lichter in den Straßen funkelten, wie mein Onkel mir seine Freundin vorstellte, die zufällig genauso alt war wie ich. Wie wir zusammen über die Reeperbahn schlenderten, bei Nacht, wenn alles leuchtete, alles vibrierte vor Leben. Ich erzählte ihm vom Fischmarkt am frühen Morgen, von heißem Kaffee und Möwenrufen und dem Geruch von frischem Brot in der Nase. Sein Blick veränderte sich. Seine Augen verengten sich, schmale Schlitze, misstrauisch, abwägend.

„Hast du jemanden kennengelernt?“ Ich blinzelte irritiert.
„Wie meinst du das?“ „Na, du weißt schon“, sagte er, während sein Blick sich verhärtete. „Hast du jemanden kennengelernt ... bist mit ihm ins Bett gestiegen?“ Für einen Moment hörte ich mein eigenes Herz nicht mehr schlagen. Die Luft zwischen uns schien dicker zu werden, schwerer. Ich starrte ihn an, fassungslos. „Wie kannst du das denken?“, flüsterte ich. „Ich bin mit dir verheiratet. Ich liebe dich. Warum würdest du so etwas fragen?“

„War ja nur eine Frage“, sagte er achselzuckend, aber es war kein echtes Schulterzucken, eher ein Wegschieben der eigenen Unsicherheit. Dann kam der Satz, der alles zerschlug:

„So hässlich wie du bist, würde dich eh keiner nehmen. Es sei denn, er ist blind.“

Es wurde still. Tödlich still. Ich spürte, wie meine Kehle sich zuschnürte. Der Dampf im Raum schien plötzlich kalt, die Wärme der Badewanne war verschwunden. Etwas in mir sackte in sich zusammen, wie ein Kartenhaus im Wind. Ich sah ihn an, direkt in sein Gesicht, das mir einmal so vertraut gewesen war und fragte mich in diesem Moment, ob er überhaupt wusste, was er mir da gerade angetan hatte. Ob er auch nur ahnte, wie tief seine Worte schnitten.

Eine heiße Welle stieg in mir auf, keine Wärme, sondern Wut. Eiskalt und brennend zugleich. Tränen stiegen mir in die Augen, aber ich kämpfte dagegen an. Ich wollte jetzt nicht weinen. Nicht vor ihm. „Denkst du das wirklich?“ Meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, belegt von Enttäuschung und Schmerz. Er zuckte mit den Schultern. „Na ja, kann doch sein.“ Etwas in mir brach. Ich stand auf. Spürte, wie meine Hände zitterten. Die Wut hatte die Kontrolle übernommen, schob sich wie eine Mauer zwischen uns. Ich stemmte die Arme in die Hüften und sah ihn an. Meine Stimme war jetzt scharf wie Glas.

„Ja, wenn du wirklich so denkst, dann kann ich ja offen reden! Da war einer. Walter. Groß, stark, ein Muskelpaket. Und eine Bombe im Bett. Das wolltest du doch hören, oder?! Na schön, da hast du's! Ob's stimmt oder nicht, kannst du dir jetzt selbst aussuchen.“

Ich sah, wie er blinzelte. Überraschung in seinem Blick. Für einen Moment schien er sprachlos. „Walter?“, wiederholte er. „Den hast du dir doch gerade ausgedacht.“

„Ja“, sagte ich kalt. „Aber wenn ich so hässlich bin, wie du sagst, dann such dir doch jemand, der besser zu dir passt. Ich bin fertig damit, mich vor dir rechtfertigen zu müssen.“

Er lachte plötzlich. Es war kein lautes, befreites Lachen. Eher ein unbeholfenes, abwehrendes. „Ach komm, das war doch nicht ernst gemeint. Ich habe nur Spaß gemacht.“

Aber für mich war der Tag damit vorbei. Der schöne, zarte, weiche Tag mit Babyduft, Wärme und kurzen Momenten von Nähe, war plötzlich bitter geworden. Wie Tee, der zu lang gezogen hat. Ich sagte nichts mehr. Drehte mich einfach um, spürte meine eigenen Schritte unter meinen Füßen wie kleine Erdbeben.

Dann ging ich ins Schlafzimmer, machte die Tür leise zu. Und ließ mich still auf das Bett sinken. Die Kühle des Lakens kroch unter meine Haut, aber ich zog die Decke nicht über mich. Ich wollte den Trost nicht. Nicht jetzt. Der Tag war zu Ende. Und etwas in mir war still geworden.

Der nächste Morgen kam, mit milchigem Sonnenlicht, das sich durch die Gardinen tastete und mit ihm neue Herausforderungen. Der gestrige Abend lag wie eine graue Wolke über meinem Gemüt. Ich versuchte, ihn in die hinterste Ecke meines Gedächtnisses zu schieben, dorthin, wo Gedanken verblassen, wenn man ihnen keine Nahrung mehr gibt. Vielleicht hatte Andy es wirklich nicht so gemeint. Vielleicht war ich, wie er es mir später unterstellte, einfach wieder einmal zu

empfindlich gewesen. Diese Worte klangen noch nach. Er sagte sie mit einem Schulterzucken, beiläufig, fast so, als hätte ich kein Recht gehabt, verletzt zu sein. Und ich? Ich wollte den Frieden. Also beschloss ich, Gras über die Sache wachsen zu lassen. Wir hatten uns über ein halbes Jahr nicht gesehen. Sollte jetzt nicht gerade die Zeit sein, das Wiedersehen zu feiern, Nähe wiederzuentdecken und uns als Familie neu zusammenzusetzen? Andy würde in der kommenden Woche schon wieder arbeiten müssen und somit ein kleines Zeitfenster nur, um wieder anzuknüpfen an das, was wir mal waren, oder es wenigstens zu versuchen.

Umzug nach Deutschland

Die Tage vergingen wie im Flug, getragen von Alltagsdingen und neuen Momenten.

Mit dem Sommer kam nicht nur Wärme in die Straßen, sondern auch mein erster Besuch aus Deutschland: Tina und Ludger hatten sich angekündigt. Ich hatte Tina in Hamburg kennengelernt und wir hatten uns auf Anhieb verstanden und waren Kontakt geblieben. Als ich ihre Nachricht bekam, dass sie nach London kommen wollten, war ich fast aufgeregter als bei Andys Rückkehr. Ein Stück Heimat würde mich besuchen, vertraute Stimmen, gemeinsame Erinnerungen.

Endlich war es soweit. Ich holte sie von der Victoria Station ab. Der Bahnhof war belebt, Menschen eilten vorbei, das Klackern von Absätzen mischte sich mit dem Quietschen der einfahrenden Züge. Und dann sah ich sie. Tina, wie immer etwas zu laut lachend, mit ihrem wilden, lockigen Haar und Ludger an ihrer Seite, der sich bemüht gab, mit ihrem Temperament Schritt zu halten. Wir fielen uns in die Arme, lachten, hielten einen Moment inne, als hätte es die Zeit dazwischen nie gegeben.

Da wir kein Gästezimmer hatten, richteten wir Matthews Zimmer für die beiden her. Für eine Woche schlief unser kleiner Junge bei uns im Schlafzimmer, in seinem Reisebettchen, das wir neben unser Bett stellten. Er war darüber nicht besonders begeistert und protestierte die ersten Nächte leise, mit Quengeln und kleinen Füßchen, die über die Matratze strampelten. Doch irgendwann beruhigte er sich und schlief wie immer mit seinem Kuscheltier im Arm und den Lippen leicht geöffnet. Ich zeigte Tina und Ludger einige der klassischen Touristenorte in London – Big Ben, das bunte Treiben auf dem Camden Market, die verwinkelten Straßen in Notting Hill. Aber das Schönste war unser gemeinsamer Spaziergang durch

den Battersea Park. Wir liefen barfuß durch das Gras, Matthew tapsend vor uns, die Sonne legte goldene Tupfer auf die Blätter, und für einen Moment schien alles gut zu sein. Eine Woche später verabschiedeten sich Tina und Ludger wieder von uns. Es war ein Abschied mit Umarmungen, kleinen Versprechungen und feuchten Augen. Wir standen gemeinsam am Bahnsteig, die Luft war schwer vom Duft nach heißen Bremsen und Diesel, doch in unseren Herzen lag ein zartes Gefühl von Dankbarkeit über die gemeinsamen Tage. Noch lange winkte ich dem Zug hinterher, in dem sie verschwanden, und Matthew hob begeistert seine kleine Hand, obwohl er noch nicht recht verstand, was „Tschüss“ bedeutete. Wir hatten uns versprochen, uns bald wiederzusehen und ahnten nicht, dass dieses Wiedersehen schneller kommen würde, als wir dachten.

Nur wenige Tage später kam Andy von der Arbeit nach Hause. Er legte seine Uniformjacke auf den Stuhl, rieb sich müde die Augen und sagte ganz beiläufig, fast zwischen Tür und Angel: „Ach übrigens, wir werden bald nach Deutschland zurückversetzt. In den alten Standort, weißt du noch, wo wir uns kennengelernt haben?“

Seine Worte trafen mich mit einer Mischung aus Erleichterung, Freude und einem Hauch von Unruhe. So vieles würde sich ändern. Wieder Kisten packen, wieder neue Straßen, neue Routinen. Doch da war auch ein warmer Funke im Herzen. Die Aussicht, meine alten Freunde wiederzusehen, vertraute Orte, deutsche Gespräche, Straßen, die nach Kindheit rochen. Ich sah Matthew an, wie er mit seinen Holzklötzen spielte, und fragte mich, wie viel er davon wohl verstehen würde. An diesem Abend erwähnte Andy auch, dass wir am nächsten Abend zum Essen Besuch bekämen. Ein Freund von ihm, Tony, würde vorbeikommen, sie hatten sich zwar schon vorher gekannt, aber in Belize war ihre Freundschaft enger

geworden. Und Tony würde nicht allein kommen, sondern mit seiner Freundin Zoe, einer Londonerin. Sofort begann mein inneres Karussell sich zu drehen. Ich wollte, dass alles perfekt war. Ich räumte auf, putzte jedes Regal, kochte ein aufwendiges Gericht. Rosmarinkartoffeln, frischem Gemüse und Hühnchen in einer cremigen Weißweinsauce. Es duftete verführerisch in der kleinen Küche, eine Mischung aus Knoblauch, Kräutern und dieser besonderen Wärme, die entsteht, wenn man für jemanden mit Liebe kocht. Ich polierte Gläser, legte Servietten zurecht und warf alle paar Minuten einen Blick zur Uhr. Kurz vor sieben war ich gerade dabei, Matthew fürs Bett fertigzumachen. Er zappelte und gluckste, sein Pyjama war noch nicht ganz zugeknöpft, als es pünktlich an der Tür klingelte. Ich hatte gehofft, mich noch ein wenig frisch zu machen, vielleicht etwas Lippenstift, wenigstens Wimperntusche, aber es war wie so oft: keine Zeit. Andy hatte sich auf das Sofa gesetzt und erklärte trocken: „Haushalt ist nicht mein Ding. Und mit dem Kleinen hab ich keine Geduld.“ Also strich ich mir mit der freien Hand die Haare glatt, versuchte meine innere Unruhe zu verstecken und öffnete mit Matthew auf dem Arm die Tür. Dort standen sie. Tony, ein großer, drahtiger Mann mit offenem Gesicht, braungebrannt, mit einer entspannten Art, die sofort Vertrauen weckte. Und Zoe, schlank, mit blonden Haaren und einem scheuen Lächeln, das sie halb hinter ihrem Schal versteckte. Ich hatte mir ausgemalt, dass sie vielleicht kühl oder überheblich sein könnte, dass sie mit meinem kleinen Chaos nichts anfangen könnte. Doch stattdessen wirkte sie unsicher, fast etwas verloren. Tony und Andy fielen sofort in ein lebhaftes Gespräch. Männerfreundschaft, geprägt von gemeinsam erlebten Nächten, gefährlichen Einsätzen und brüllendem Gelächter. Ihre Stimmen hallten durchs Wohnzimmer, als hätten sie sich seit Jahren nicht mehr gesehen. Zoe hingegen sprach kaum. Sie setzte sich leise auf die Sofakante,

streichelte kurz Matthews Kopf, der nun müde an mir klebte, und schenkte mir ein vorsichtiges Lächeln. Ich redete. Und redete. Über das Essen, das Wetter, Matthews erste Schritte, über London, die Nachbarn, den Straßenlärm. Ich merkte selbst, dass ich viel zu viel redete – aber das ist nun mal eine meiner Eigenheiten, wenn ich nervös bin.

Trotz allem fühlte es sich gut an. Echtes Leben eben. Nicht perfekt, nicht durchgeplant, aber voller echter Momente. Und auch wenn der Abend anders verlief als erwartet, war da dieses kleine, zarte Gefühl, dass vielleicht etwas Neues begann, eine neue Freundschaft, ein kleiner Aufbruch... oder einfach nur ein weiterer Schritt auf meinem Weg in diesem großen, manchmal überfordernden, aber auch schönen Leben. Im Oktober war es dann soweit. Die Entscheidung war gefallen, die Versetzung offiziell, und unser Leben wurde wieder einmal in Kisten verpackt. Doch diesmal war alles anders. Mit einem Kleinkind an meiner Seite wurde aus dem üblichen Umzugschaos ein echtes Abenteuer mit vielen kleinen Hürden.

Die Wohnung, die uns so lange ein Zuhause gewesen war, war nun voller Kartons, halb geöffnete Schränke und dieser seltsamen Stille, die sich einstellt, wenn Bilder von den Wänden verschwinden und Räume nach Abschied riechen. Zwischen Windeln, Spielsachen und Klebeband versuchte ich einen Plan zu behalten. Ich sortierte, beschriftete, wickelte Gläser in Zeitungspapier, während Matthew mit bunten Bauklötzen auf einem leeren Umzugskarton trommelte und mich mit seinem breiten Lächeln ablenkte. Die Wohnung musste, wie es bei Armeeangehörigen üblich war, in einwandfreiem Zustand übergeben werden. "Armeestandard" bedeutete mehr als nur grobes Aufräumen, jede Ecke musste blitzblank sein. Kein Staub in den Heizkörpern, kein Fingerabdruck auf den Fensterrahmen, Teppiche schamponiert, Küche und Bad desinfiziert, der Backofen so sauber, dass man darin hätte

operieren können. Ich schrubbte Fliesen, polierte Wasserhähne und wischte Schrankinnenwände, während Matthew ein improvisiertes Picknick auf einer Decke im Wohnzimmer veranstaltete. Ein Übergabetermin war schon festgelegt worden. Ich erinnere mich noch genau an das Gefühl, als der Offizier mit seinem Klemmbrett durch die Räume ging, prüfend, kontrollierend, streng. Ich hielt den Atem an, als er den Wasserhahn aufdrehte und unter die Spüle leuchtete. Und dann ein Nicken. Bestanden. Kurz darauf stand das Taxi vor der Tür. Wir verluden unser Gepäck. Andy trug die schweren Koffer, ich balancierte zwischen Buggy, Wickeltasche und einem schlaftrunkenen Kind auf der Hüfte. Am Busbahnhof wartete schon der Militärbus, der uns nach Heathrow bringen sollte. Die Fahrt war lang und ich starrte hinaus auf die herbstlichen Straßen Londons, die sich langsam verabschiedeten wie eine alte Freundin, die nicht loslassen wollte. Am Flughafen ging alles erstaunlich schnell. Einchecken, Sicherheitskontrolle und dann der Flug nach Düsseldorf. Matthew schlief die meiste Zeit auf meinem Schoß, sein kleiner Kopf an meine Brust gelehnt, seine weichen Haare dufteten nach Lavendelshampoo. Ich streichelte ihn und versuchte, meine Unruhe zu verbergen. Deutschland. Wieder ein Neuanfang.

Erkenntnisse und ihre Folgen

In Düsseldorf wartete bereits ein weiterer Armee Bus auf uns – grau, robust, funktional. Keine Atmosphäre, kein Willkommen, nur Transport. Draußen war es kalt geworden, feucht und windig, typisch Oktober. Die Sitze waren kratzig, und ich versuchte, Matthew so gut es ging in meine Jacke zu kuscheln. Unser neuer Wohnort lag etwa eine Dreiviertelstunde vom Haus meiner Eltern entfernt. Während der Bus sich durch kleine Dörfer und weite Felder bewegte, versuchte ich mir vorzustellen, wie unser neues Zuhause wohl aussehen würde. Ob ich mich wieder einleben konnte. Ob ich alte Freunde wiedersehen würde. Und ob all das, dieses Leben zwischen zwei Ländern, irgendwann einmal zur Ruhe kommen würde.

Unsere neue Wohnung lag in einer ruhigen Wohnsiedlung, eingebettet in eine Reihe gleichförmiger Häuser mit kleinen Gärten und akkurat geschnittenen Hecken. Direkt vor unserer Haustür befand sich ein Spielplatz, ein kleiner Sandkasten, zwei Schaukeln, ein Klettergerüst, das schon bessere Tage gesehen hatte. Für andere war es vielleicht nichts Besonderes, aber für mich war es ein Zeichen: Hier konnte Matthew spielen. Hier könnte vielleicht etwas wie Normalität einkehren. Trotzdem spürte ich sie wieder, diese leise, nagende Unruhe in mir. Neue Gesichter, fremde Stimmen, ungewohnte Blicke. Und diese alte Angst vor dem Ungewissen, die mich nie ganz losließ. Aber ich war nicht mehr dieselbe wie vor einem Jahr. Ich hatte gelernt, dass ich stark war. Dass ich Wurzeln schlagen konnte – auch auf fremdem Boden. Noch am selben Tag begann ich auszupacken. Ich wollte keine Zeit verlieren. So schnell wie möglich sollte aus dieser anonymen Armeekunft ein Zuhause werden. Die vertrauten Gegenstände, die ich aus den Kisten holte, gaben mir Halt: Matthews Plüschtier,

das zerknitterte Poster aus der Küche in London, meine Teetasse mit dem Sprung am Henkel. Matthew machte das alles nicht leichter. Während ich versuchte, Regale aufzubauen, räumte er fröhlich die Kartons wieder ein. Ich hatte ihn ständig im Blick, unterbrach meine Arbeit, um ihm den Mund abzuwischen, einen Bauklotz aus dem Weg zu treten oder ihn zu trösten, wenn er sich den Kopf gestoßen hatte. Aber irgendwie gehörte das alles inzwischen zu meinem Leben, Chaos mit Herz.

Zu meiner großen Erleichterung war meine Mutter oft da. Seit dem offenen Gespräch vor Matthews Geburt war etwas zwischen uns gewachsen, dass ich früher nie für möglich gehalten hätte: Vertrauen. Es war kein Neuanfang, sondern ein behutsames Weitergehen. Ich beobachtete, wie liebevoll sie mit Matthew umging, wie sie ihn auf den Arm nahm, ihn zum Lachen brachte, und spürte dabei etwas Warmes in mir. Dankbarkeit, vielleicht sogar Frieden. Und zum ersten Mal war ich nicht traurig. Ich fragte mich kurz, warum das so war. Doch dann entschied ich, nicht nachzudenken. Ich wollte es einfach nur genießen. Jetzt und hier. Nach ein paar Wochen war der Alltag eingezogen. Ich kannte die Wege zum Supermarkt, den schnellsten Weg zum Spielplatz und einige Gesichter in der Nachbarschaft. Auch bei den anderen Armee-Frauen hatte ich Anschluss gefunden, darunter einige deutsche Frauen, mit denen ich mich auf Anhieb gut verstand. Wir tauschten uns aus über unsere Kinder, über das Leben in Uniformnähe, und ich war froh, endlich ein soziales Umfeld zu haben. Endlich Gespräche, die nichts mit Windeln, Umzugskartons oder Abschieden zu tun hatten. Ich hätte nicht gedacht, dass ich das eines Tages vielleicht bereuen würde.

Matthew hatte Spielkameraden, ich hatte wieder alte Freunde getroffen, und das Leben fühlte sich für einen Moment leicht an. Als wir dann eine Einladung zu einem

Polterabend bekamen, in einer alten Scheune im Nachbarort, war meine Vorfreude riesig. Eine Pause vom Alltag, ein Abend nur für mich und Andy, ganz ohne Kind. Meine Mutter übernahm gerne das Babysitten. Sie nahm Matthew mit, wünschte uns viel Spaß, und ich spürte, wie sehr sie inzwischen zu einem sicheren Hafen für uns beide geworden war.

Ich war aufgeregt. Ich hatte mich hübsch gemacht, trug ein Kleid, das ich lange nicht mehr angezogen hatte, und fühlte mich zum ersten Mal seit Monaten wieder wie eine Frau. Nicht nur als Mutter, nicht nur als Ehefrau, sondern einfach ich. Die Fahrt zur Scheune führte durch dunkle, enge Landstraßen. Die Nacht lag still über den Feldern, nur vereinzelt war Licht hinter Fenstern zu sehen. Die Scheune war mit Lichterketten geschmückt, Stimmen und Lachen hallten nach draußen, Musik drang dumpf durch das alte Holz. Ich atmete tief ein und dachte: Das wird ein schöner Abend. Doch ich hätte nie geahnt, dass dieser Abend anders enden würde, als ich es mir je hätte vorstellen können.

Wir fuhren mit dem Taxi los, während die Felder draußen im Dunkel vorbeizogen, und ich spürte eine kribbelnde Vorfreude in mir. Ein Abend unter Freunden, ohne Kind, ohne Verpflichtung. Einfach nur tanzen, lachen, vielleicht einen Moment vergessen, dass das Leben oft schwer war. Die Scheune war bereits voller Leben, als wir ankamen. Stimmengewirr, das Klirren von Gläsern, das rhythmische Stampfen der Musik. Lichterketten hingen über dem Eingang, bunte Lampions schwankten im leichten Abendwind. Wir wurden herzlich begrüßt. Einige alte Freunde, ein paar neue Gesichter, Lachen, Umarmungen. Es fühlte sich an wie ein Willkommen zu Hause. Wir gesellten uns zu einer kleinen Gruppe. Das Gespräch floss leicht, wir redeten über die alten Zeiten, über Kindheitserinnerungen, über Matthews Geburt, über Andys

Rückkehr aus Belize. Es war schön, die Wärme dieser vertrauten Stimmen zu spüren, ein kleines Netz aus Zugehörigkeit.

Ich bemerkte nicht sofort, wie viel Andy getrunken hatte. Erst, als ich sah, wie er sich ein weiteres Glas Wodka einschenkte, wurde ich stutzig. Ich bat ihn leise, etwas langsamer zu machen. „Denk dran, wir müssen noch nach Hause“, sagte ich vorsichtig. Er winkte nur ab und lachte. Ich selbst trank auch, nicht viel, gerade so viel, um die Müdigkeit zu verscheuchen. In meinem Hinterkopf war Matthew. Am nächsten Morgen würde er wieder hellwach da sein, sein Plüschtier im Arm, bereit für einen neuen Tag. Ich konnte es mir nicht leisten, nicht bei mir zu sein. Es war weit nach Mitternacht, als ich Andy bat, aufzubrechen. Die Musik war noch laut, die Scheune voller Leben, doch in mir hatte sich die Leichtigkeit verflüchtigt. Andy meinte, er würde ein Taxi rufen. Also wartete ich, erst geduldig, dann fröstelnd im kühlen Wind. Doch kein Taxi kam. Die letzte Verbindung war längst weg. „Dann laufen wir eben“, sagte er. Und so gingen wir los. Über dunkle Feldwege, weit entfernt von den letzten Lichtern des Dorfes. Die Nacht war schwarz, nur unser Atem war hörbar. Andy schwankte leicht, seine Schritte unregelmäßig. Ich spürte, wie meine Anspannung wuchs. Nach einer Weile durchbrach er das Schweigen. „Na? Hattest du einen schönen Abend?“ Seine Stimme war tief, fast leise. „Ja“, sagte ich vorsichtig. „War wirklich schön, alle wiederzusehen.“ Er blieb stehen. „Ja, hast dich ja gut amüsiert... während ich in Belize war.“ Seine Stimme hatte sich verändert. Sie klang kalt. Schneidend.

Ich blieb ebenfalls stehen, mein Herz begann schneller zu schlagen. „Wie meinst du das?“ fragte ich zaghaft. Er drehte sich langsam zu mir um. Ich konnte sein Gesicht kaum erkennen im Dunkel, aber ich spürte die Wut, die sich wie eine Wolke zwischen uns legte. „Du hast doch rumgehurt wie ein billiges Flittchen. Bist durch die Gegend gezogen, hast dich

feiern lassen. Und den Kleinen, den hast du einfach abgeschoben!“

Seine Worte trafen mich wie ein Schlag. Ich spürte, wie meine Kehle sich zuschnürte. „Das stimmt nicht“, flüsterte ich. Aber da war es schon zu spät. Er packte mich am Hals, so schnell, dass ich nicht reagieren konnte und schlug mir mit der flachen Hand ins Gesicht. Es war kein harter Schlag. Aber er war gezielt. Und er traf mehr als nur meine Haut.

„Du verdammte Lügnerin!“, fauchte er. Ich wollte antworten, wollte mich verteidigen, wollte irgendetwas sagen, das diesen Moment zurückdrehen konnte. Aber noch bevor ich Luft holen konnte, traf mich der nächste Schlag. Härter. Wilder.

Ich fiel. Hart. Ich spürte den kalten Boden, schmeckte den Geschmack von Metall auf der Zunge, und dann, für einen Moment, war da nur noch Dunkelheit. Ich rappelte mich auf, zitternd, mit brennenden Wangen und einem dumpfen Pochen im Kopf. Meine Knie gaben fast nach. Tränen liefen über mein Gesicht, vermischten sich mit dem Staub und der Feuchtigkeit der Erde. „Andy“, flüsterte ich, „ich... ich habe nichts falsch gemacht...“ Doch meine Stimme war kaum hörbar, verschluckt von der Dunkelheit und der Stille um uns herum. Er war bereits weitergegangen oder hatte mich einfach nicht gehört. Ich stand da, verloren zwischen Feldern, in einer Nacht, die sich unendlich anfühlte. Dann, wie aus dem Nichts, leuchteten Scheinwerfer in der Ferne auf. Ein Wagen. Ich taumelte zurück zur Straße. Der Polizeiwagen hielt am Rand. Ein Beamter stieg aus, warf einen schnellen, prüfenden Blick auf mich – und erstarrte. „Ist alles in Ordnung mit Ihnen?“ fragte er, ruhig, aber aufmerksam. Ich wollte nicken, sagen, dass alles gut sei. Aber er sah mich genauer an, mein zerzaustes Haar, das angeschwollene Gesicht, die blauen Male an meinem Hals. Seine Miene veränderte sich. „Was ist passiert?“, fragte er leise.

Ich zitterte am ganzen Körper, meine Stimme war kaum mehr als ein Hauch. „Es war mein Mann... auf dem Heimweg... wir haben uns gestritten... er hat getrunken... es war meine Schuld... ich hab ihn provoziert...“ Der Polizist schwieg einen Moment. Dann fragte er ruhig: „Möchten Sie Anzeige erstatten?“ Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Bitte nicht. Es... es war der Alkohol. Es war nur ein Ausrutscher.“ Er sagte nichts weiter, sah mich nur lange an, mit einem Blick, in dem Mitgefühl und Zurückhaltung lagen. Dann bot er an, mich nach Hause zu bringen. Ich nahm das Angebot dankbar an. Ich wollte nur noch fort. Einfach nur weg.

Zu Hause angekommen, schlich ich ins Bad. Ich wusch mein Gesicht, doch das Wasser konnte nicht löschen, was sich eingebrannt hatte. Im Spiegel sah ich die Wahrheit. Mein Gesicht war geschwollen, am Hals zeichneten sich dunkle Male ab, als hätte jemand Spuren hinterlassen, die nicht mehr zu verbergen waren. Ich begann leise zu weinen, dann lauter, bis ich schließlich nur noch still auf dem Badewannenrand saß. Andy lag bereits im Bett, regungslos, den Rücken zu mir gedreht. Er hatte tief und fest geschlafen. Kein Wort. Kein Blick. Am nächsten Morgen war er verschwunden. Einfach fort. Ohne Nachricht. Ohne Erklärung. Ich zog mich an, zwang mich zur Normalität und machte mich auf den Weg, um Matthew bei meinen Eltern abzuholen. Meine Mutter öffnete die Tür. Ihr Blick glitt über mein Gesicht – dann wich die Farbe aus ihrem eigenen. „Was ist passiert?“ fragte sie erschrocken.

Ich trat ein, wollte nicht reden, wollte nur Matthew. Doch im Wohnzimmer saß mein Vater, wie immer, mit einem Glas Weinbrand-Cola vor sich. Er sah mich an, hob eine Braue. „Na, was hast du denn angestellt?“ Ich erzählte, stockend, was geschehen war. Die Party. Der Heimweg. Die Wut. Die Schläge. Meine Mutter sagte nichts. Ihr Blick war leer, wie

eingefroren. Mein Vater hingegen grinste. Spöttisch. Verächtlich. „Tja“, sagte er und nahm einen Schluck, „dann wirst du’s wohl verdient haben.“ Etwas in mir riss.

Ich schlug mit einem wütenden Schrei sein Glas vom Tisch. Es zerbarst an der Wand. Der Weinbrand sog sich in den Teppich wie eine dunkle Erinnerung. „Wie kannst du so was sagen?! Wie soll jemand das verdient haben?“ schrie ich. Er sagte nichts. Schaute nur. Wieder dieser kalte, spöttische Blick. Ich packte Matthew, der erschrocken in der Tür stand, hielt ihn fest an mich gedrückt und verließ die Wohnung, ohne ein weiteres Wort.

Zu Hause riss ich mich zusammen. Spielte mit Matthew, lächelte für ihn, obwohl mein Inneres in Trümmern lag. Als er endlich schlief, legte ich mich ebenfalls ins Bett. Starrte an die Decke. In meinem Kopf wirbelten tausend Gedanken durcheinander. Was sollte ich tun? Wohin gehen? War das erst der Anfang? Ich wusste keine Antwort. Nur eines war sicher: So durfte es nicht weitergehen. Aber wohin mit dieser Gewissheit, wenn keine Richtung sichtbar war? Wenn jeder Ausweg wie ein neuer Abgrund wirkte? Ich lag stundenlang wach, die Decke über mich gezogen, das Gesicht dem Fenster zugewandt. Die Nacht war still, aber in mir tobte es. Wenn ich mich trennte, was dann? Ich wäre allein. Ganz allein. Ohne Netz, ohne Schutz. Und Matthew? Müsste ohne Vater aufwachsen. Ich hatte doch immer gehofft, ihm eine Familie zu schenken, ein Zuhause, in dem er sich sicher fühlen konnte. Sollte ich ihm das nehmen? War es nicht meine Pflicht zu kämpfen? War Aufgeben nicht ein Zeichen von Schwäche? Ich hatte das Gefühl, zu versagen, wenn ich jetzt ging. Und doch: blieb ich, war das nicht auch ein Versagen, mir selbst gegenüber? Ich wusste nicht mehr, was richtig war. Nur, dass mein Herz sich wie eingeklemmt anfühlte zwischen all den Ängsten, Hoffnungen und Zweifeln. Am nächsten Tag kam

Andy zurück. Wortlos. Sein Gesicht ausdruckslos, seine Bewegungen mechanisch. Wir sprachen kaum. Nur das Nötigste. Worte wie Pflaster, schnell, notdürftig, ohne wirklich zu heilen. Am Abend lagen wir nebeneinander im Bett, jeder auf seiner Seite, getrennt durch eine unsichtbare Wand aus Scham, Schmerz und unausgesprochenem. Ich hörte seinen Atem, flach und unruhig. Mein Herz klopfte bis zum Hals. Ich nahm all meinen Mut zusammen. Ich wusste, ich musste etwas sagen – musste wissen, woran ich war. „Wie soll das jetzt weitergehen?“ Meine Stimme war leise, kaum mehr als ein Flüstern in der Dunkelheit. Er drehte sich langsam zu mir um, griff zum Nachtlicht und schaltete es ein. Das warme Licht legte sich auf sein Gesicht, in dem sich Reue und Erschöpfung mischten. Seine Augen wirkten klein, müde, nicht trotzig, nicht wütend, nur leer. „Es... es tut mir leid“, stammelte er. „So leid. Das hätte nie passieren dürfen.“ Er suchte meinen Blick, doch ich konnte ihn kaum ertragen. Zu frisch war die Erinnerung an seine Hand, die mein Gesicht traf. An die Worte, die wie Pfeile in mir steckten.

„Bitte... verzeih mir“, sagte er. „Ich war betrunken. Ich hab die Kontrolle verloren. Ich weiß, das war falsch. Es wird nie wieder passieren. Ich schwöre es dir.“

Er streichelte sanft durch mein Haar, seine Berührung zärtlich, fast wie früher. Ich konnte nicht sagen, ob es Trost war oder Taktik und ob es ehrlich gemeint war oder Teil eines Spiels, das ich nicht durchschaute. Vielleicht wusste er es selbst nicht.

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich wollte ihm glauben. Um unserer willen. Um Matthew willen. Ich sah ihn an, als suchte ich einen Beweis in seinem Gesicht. Ein Zeichen, dass der Mensch, den ich einst geliebt hatte, noch irgendwo da war. „Ich kann so nicht leben“, flüsterte ich. „Nicht mit dieser Angst. Nicht mit dieser Gewalt. Und ich will nicht, dass

Matthew so etwas miterlebt.“ Er begann zu weinen. Richtig zu weinen. Seine Schultern zuckten. Er flehte mich an, ihn nicht zu verlassen. Sagte, er brauche mich. Uns. Dass er sich ändern würde. Alles tun würde, was nötig war. Ich hörte ihm zu. Ich schwieg. Und ich dachte. Die ganze Nacht. Am nächsten Tag dachte ich weiter. Zwischen Spielzeug und Wäsche, zwischen Kindergeschrei und Kaffeeduft. Ich fand keinen klaren Ausweg. Nur eine Sehnsucht: Dass es doch noch gut werden könnte. War es nicht das, was ich mir immer gewünscht hatte? Eine Familie. Geborgenheit. Eine kleine, heile Welt? Vielleicht... vielleicht gab es noch eine Chance. Eine letzte. An diesem Abend sagte ich es ihm. Sah ihm in die Augen und sprach ruhig, aber bestimmt: „Wenn wir das nochmal versuchen, dann ist es das letzte Mal. Ich will, dass du das weißt. Ich kann nicht nochmal so etwas erleben. Und Matthew auch nicht.“ Er nickte. Sagte, er habe verstanden. Ich wollte daran glauben. Für diesen Moment glaubte ich sogar ein wenig. Doch ein Teil in mir war wach geblieben. Wachsam, wie eine Stimme im Innern, die nie ganz schwieg.

Falsche Freundschaft

Die nächsten Wochen verliefen... ruhig. Zu ruhig vielleicht. Inzwischen waren wir schon im neuen Jahr, Weihnachten und Silvester hatten wir hinter uns gelassen. Wir gaben uns Mühe, den Alltag wie einen Teppich über das zu legen, was geschehen war. Routine als Pflaster, Normalität als Hoffnung. Es war, als wollten wir beide so tun, als wäre nichts geschehen, kein Schlag, kein Schrei, kein Blut in der Erde eines Feldwegs. Vor allem Andy fiel das erstaunlich leicht. Er wirkte fast erleichtert, als hätte er die Episode tief in einer Schublade verstaut, abgeschlossen und den Schlüssel weggeworfen. Manchmal fragte ich mich, ob er wirklich glaubte, dass alles gut war oder ob er einfach nur nicht mehr darüber sprechen wollte.

Ich hingegen lebte mit den Echos. Sie waren leise, aber da. In der Stille des Morgens, wenn ich Matthew an der Hand hielt. Im Spiegelbild meines Gesichts, das längst wieder heil war, aber anders blickte. In der Nacht, wenn ich ihn atmen hörte und wach lag und überlegte, ob ich wirklich noch sicher war. Inmitten dieser vorsichtigen Balance trat Barbara in mein Leben. Sie wohnte im Nachbarhaus, eine Frau mit dunklem Haar, wachen Augen und einer Tochter, die fast so alt war wie Matthew. Es begann ganz beiläufig, ein kurzes Lächeln im Treppenhaus, ein Gespräch über das Wetter, dann ein gemeinsamer Spaziergang mit den Kindern. Und plötzlich war sie da, eine Konstante, ein kleines Stück Wärme in meinem tagtäglichen Nebel. Barbara war anders als die anderen Frauen auf dem Stützpunkt. Sie war nicht angepasst, nicht laut, aber auch nicht leise. Sie sagte, was sie dachte, und sie lachte viel. Ihr Lachen war hell, fast frech, und doch klang darin auch etwas wie Traurigkeit mit. Ich merkte bald, dass sie sich für vieles interessierte, aber vor allem für Menschen. Und sie fragte nie zu

viel, nur so, dass man plötzlich merkte, wie gut es tat, mit ihr zu reden.

Wir unternahmen kleine Ausflüge. Schlenderten durch Secondhand-Läden, tranken zuckrige Limo aus Glasflaschen, ließen die Kinder im Park spielen und setzten uns auf die Bank daneben. Die Sonne schien, und manchmal, ganz selten, vergaß ich für einen Moment das Gewicht in meiner Brust. Aber Andy mochte sie nicht. Er sagte es nicht sofort, aber ich spürte es. Jedes Mal, wenn Barbara bei uns gewesen war, spürte ich seine Gereiztheit wie eine gespannte Saite im Raum. Er runzelte die Stirn, verdrehte die Augen, machte abfällige Bemerkungen über ihren Tonfall, ihre Kleidung, ihre „Art“. „Die ist falsch“, sagte er einmal. „Die will was von dir.“ Ich hatte ihn ungläubig angesehen. „Sie ist meine Freundin. Und sie ist verheiratet.“ „Na und?“ Er schnaubte. „So eine wie die? Das heißt gar nichts.“

Seine Stimme klang hart, abschätzig, und ich wusste nicht, was mich mehr beunruhigte: sein Ton oder der Hass in seinen Augen. Ich schwieg. Sagte nichts. Doch seine Worte bohrten sich in mich wie Dornen. Trotzdem traf ich Barbara weiter. Vor allem, wenn Andy unterwegs war oder ihr Mann Dienst hatte. Dann fühlte es sich leichter an, freier. Wir redeten viel, über das Leben mit Kindern, über früher, über Träume, die man einmal hatte. Und irgendwann auch über Dinge, die wir lieber für uns behalten hätten. Sie sprach über Andy.

Nicht mit Vorwürfen, eher wie jemand, der versucht, ein Puzzle zusammenzusetzen.

„Weißt du“, sagte sie eines Tages, während wir mit Eiswaffeln durch die Einkaufsstraße liefen, „ich hab ihn mal beobachtet, wie er dich ansieht. Das ist... eigenartig. Als würde er nicht dich sehen, sondern ein Bild, das er sich gemalt hat. Und wehe, du passt nicht hinein.“

Ich lachte unsicher. „Ach was... Er ist halt... manchmal ein bisschen schwierig.“ „Du hast Angst vor ihm, oder?“ Ich erstarrte. Sie sagte es einfach so, geradeheraus, ohne Wimpernzucken. Ich schüttelte den Kopf. „Nein... Ich... es ist nicht so, wie du denkst.“

Aber mein Mund war trocken, und mein Herz hämmerte in der Brust wie ein kleiner, eingesperrter Vogel. Barbara schwieg. Sie reichte mir ein Taschentuch, als mir plötzlich Tränen über die Wange liefen. Tränen, von denen ich gar nicht gemerkt hatte, dass sie da waren. Von diesem Moment an veränderte sich etwas. Ich begann nachzudenken. Anders. Tiefer. Nicht nur über Andy, sondern über mich. Über das, was ich wollte. Und das, was ich zuließ. Ich begann, leise Zweifel zu sammeln wie Kieselsteine am Straßenrand.

Ich fing an, Barbara zu vertrauen. Wirklich zu vertrauen.

Es war kein flüchtiges Gefühl mehr, kein vorsichtiges Abtasten. Ich hatte das Bedürfnis, mich ihr zu öffnen, jemandem endlich alles zu erzählen, was in mir brodelte, unausgesprochen, wie dunkles Wasser unter der Oberfläche. Sie hörte zu. Schaute mich an, ohne zu urteilen. Manchmal legte sie einfach eine Hand auf meinen Arm und sagte gar nichts. Und ich dachte, das sei Freundschaft. Echte Freundschaft. Andy war auf Manöver, wieder einmal. Dieses Mal war es ein Großmanöver, mit mehreren Regimenten. Wir wussten, dass er für eine Weile weg wäre, und ich atmete ein wenig auf. In seinem Fehlen lag Raum. Luft zum Atmen.

An einem dieser Tage sagte Barbara beiläufig, dass das Manöver verlängert worden sei. Ihr Mann hätte angerufen, um ihr das mitzuteilen. Sie wirkte gelassen, fast vergnügt.

Wir verbrachten den Tag zusammen. Ich hatte mit meiner Mutter gesprochen, und sie war einverstanden, Matthew über Nacht zu behalten. Es sollte ein Mädelsabend werden, ein wenig Ablenkung, ein bisschen Leichtigkeit. Vielleicht ein Film,

vielleicht ein Glas Wein. Lachen, statt Grübeln. Barbara wollte sich zurechtmachen, und ich half ihr. Ich badete ihre Tochter, ließ das Wasser in der Wanne leise glucksen, während das kleine Mädchen fröhlich mit einem Plastikbecher spielte. Der Dampf legte sich auf den Spiegel, es roch nach Lavendel und Babyshampoo. Dann klingelte das Telefon. Ich hörte, wie Barbara ranging. Ihre Stimme war leise, fast ein Flüstern: „Hi... sie ist hier... ich sag ihr einfach, dass der Babysitter abgesagt hat...“ Ich hielt inne. Dann fiel ein Name, der mir wie ein Messer durchs Herz schnitt. Andy. „Ich freu mich... ich warte auf dich...“ Meine Hand zitterte leicht über dem nassen Haar des Mädchens. Ich sagte nichts. Ich ließ sie kommen. Barbara betrat das Bad, lächelte leicht. „Es tut mir leid“, sagte sie, „der Babysitter hat abgesagt...“ Ich sah sie an.

Und hätte ich nicht gewusst, dass sie log, ich hätte ihr geglaubt. Ihre Augen waren klar, ihre Stimme freundlich. Keine Spur von Schuld oder Zögern. Ich nickte nur. „Ja, okay. Dann geh ich jetzt mal. Wir sehen uns später.“ „Ich bade die Kleine noch eben zu Ende“, sagte sie schnell. „Mach dir keine Sorgen“, entgegnete ich ruhig. „Ich finde den Weg schon raus.“

Ich ging zur Wohnungstür, öffnete sie, warf ein freundliches „Tschüss“ über die Schulter und ließ sie dann mit einem leisen Klick wieder zufallen. Aber ich ging nicht.

Ich drehte mich um, trat leise auf Zehenspitzen zurück. Mein Herz klopfte bis zum Hals. Ich wusste nicht genau, warum ich blieb, nur, dass ich es musste. Ich schlich ins Wohnzimmer, duckte mich hinter das Sofa. Es war eng, ich konnte nur einen Teil des Raumes überblicken, aber ich hörte alles. Jedes Geräusch war wie unter einem Brennglas.

Es vergingen Minuten, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten. Dann klingelte es. Barbara eilte zur Tür. Ich hörte, wie sie öffnete. Seine Stimme. Seine Schritte. Andy. Sie fiel ihm in die

Arme. Ich sah es nicht, aber ich hörte es. Den Kuss. Das Flüstern. Das Vertraute.

Zwischen zwei Küssen fragte er: „Wo ist sie?“ Und Barbara antwortete kichernd:

„Wir haben die ganze Nacht... Sie ist bei ihrer Mutter.“
Die Worte trafen mich wie ein Schlag.

Ich kauerte hinter dem Sofa, den Atem flach, mein Körper wie eingefroren.

Es fühlte sich an, als würde mein Herz in sich zusammenfallen, als würde ein Teil von mir brechen, still und ohne Ton.

Ich wartete. Jede Sekunde dehnte sich aus wie ein Gummiband kurz vor dem Zerreißen. Mein Herz hämmerte so laut, dass ich dachte, sie müssten es hören. Ich saß zusammengekauert hinter dem Sofa, umgeben von der muffigen Wärme des Raumes, den Geruch von Parfum, Shampoo und Lüge in der Nase. Mein Körper zitterte vor Enttäuschung, vor Wut, vor der Erkenntnis, dass die Wirklichkeit grausamer war als jeder Albtraum. Wie konnte man nur so sein? Wie konnte er mich ansehen, mich anfassen, mich um Verzeihung bitten und dann hierherkommen? Wie konnte sie mich anlächeln, mir ihre Tochter anvertrauen und dann so etwas tun? Ich hörte ihre Stimmen. Ihre Schritte. Ein Lachen. Leicht, sorglos, wie aus einer fernen Welt. Dann: das Klicken eines Lichtschalters. Der Raum erhellte sich mit einem Mal. Die Schatten wichen, und ich wusste: Jetzt. Ich richtete mich auf. Langsam. Wie durch zähen Nebel. Barbara stand an der Sofalehne, Andy saß bereits auf dem Sessel. Beide starrten mich an, als hätten sie einen Geist gesehen. Mein Blick war fest. Meine Kehle trocken. Die Tränen brannten hinter meinen Augenlidern, wollten heraus, aber ich ließ sie nicht. Noch nicht. „Ihr habt euch wirklich verdient“, sagte ich mit tonloser Stimme. Keine Schreie, kein Drama. Nur ein bitteres, klares Urteil. Ein Satz, scharf wie ein Schnitt mit Glas.

Sie sagte nichts. Er sagte nichts. In der Luft hing das Echo des Unausgesprochenen.

Ich wandte mich ab, meine Beine trugen mich kaum, aber ich zwang sie. Ich riss die Tür auf, stolperte fast durch den Flur, spürte die kühle Abendluft auf der verschwitzten Haut, während meine Gedanken rasten. Ich lief. Ich rannte. Zurück in unsere Wohnung. Unsere Wohnung, die sich in diesem Moment anfühlte, als gehöre sie niemandem mehr.

Ich schloss die Tür hinter mir, presste die Stirn gegen das kalte Holz. Und dann kamen die Tränen. Unaufhaltsam. Laut. Mein Körper bebte, ich sackte zu Boden, und es war, als würde alles, was ich geglaubt hatte, sich in diesem Moment auflösen.

Völlig durcheinander, mit geschwollenen Augen und brennender Kehle war ich irgendwann einfach eingeschlafen. Noch angezogen, halb auf der Bettdecke, wie festgefroren in der Pose eines Menschen, der eigentlich nicht schlafen will, aber nicht mehr kann.

Der Morgen kam viel zu schnell. Ein fahles, graues Licht kroch durch den Fensterspalt, und mein Kopf fühlte sich an, als wäre er mit Blei gefüllt. Mein Herz pochte dumpf und unruhig in meiner Brust, der Schlaf hatte keine Erholung gebracht, nur Leere. Dann hörte ich Schritte. Die Wohnungstür. Seine Schritte. Ich blieb reglos liegen, die Augen nur einen Spalt geöffnet, den Rücken zur Tür. Er kam ins Schlafzimmer, ganz selbstverständlich, als wäre nichts gewesen. Keine Lüge. Kein Betrug. Kein zerplatzter Traum. Ich spürte, wie er sich vorbeugte. Einen flüchtigen Kuss auf meine Wange. Wie automatisch. Wie ein Ritual.

„Ich geh dann mal, Tschüss“, sagte er. Seine Stimme war ruhig.

So furchtbar normal. Die Tür fiel leise ins Schloss. Und ich lag da. Immer noch reglos.

In mir nur ein einziger Gedanke, laut und unaufhaltsam:
Als ob nichts gewesen wäre.

Die nächsten Tage sprachen wir kaum noch ein Wort miteinander. Ich zog mich zurück, kümmerte mich fast mechanisch um Matthew. Jeder Tag war eine bleierne Wiederholung des letzten. Windel wechseln, Tee kochen, aufräumen, schauen, baden, vorlesen. Alles wie unter Wasser. Meine Mutter kam zu Besuch. Ich sagte ihr, dass ich mich scheiden lassen wolle. Ihre Augen wurden groß, aber sie sagte nicht viel. Vielleicht hatte sie es geahnt. Vielleicht war sie einfach froh, dass ich überhaupt sprach. Dann rief meine Schwiegermutter an. Ihre Stimme klang schneidend, fast geschäftsmäßig: „Was ist denn bei euch los?“ Ich erzählte ihr, was passiert war, aber ihre Reaktion schnitt mir den Atem ab.

„Das hat mir Andy ganz anders erzählt“, sagte sie. „Er sagt, du hättest ihn betrogen. Dass du jemand anderen hattest. Dass du...“ sie stockte kurz, als sei es ihr selbst peinlich. „Das du mit ihm geschlafen hast, während Andy auf Manöver war. Und als er früher zurückkam, hat er euch überrascht.“ Mir rutschte das Herz in den Magen. „Was? Das ist nicht wahr! Kein Wort davon!“ „Ich weiß nicht...“, sagte sie nur. „Aber ich glaube ihm eher als dir.“

Genug

Es war, als hätte jemand die Luft aus mir herausgesogen. Ich war fassungslos. Sprachlos. Alles in mir schrie nach Gerechtigkeit, nach jemandem, der mir glaubte. Aber da war niemand mehr. Andy hatte bereits mit allen gesprochen. Die Geschichte umgedreht, verdreht, neu erfunden und alle hatten ihm geglaubt. Familie? Freunde? Weg. Einfach weg. Ich hatte niemanden mehr. Wie sollte ich weitermachen? Ich fühlte mich wie ein Geist im eigenen Leben. Verloren zwischen all den Trümmern aus Misstrauen und Lügen. Ich brachte Matthew zu meiner Mutter, bat sie, ein paar Stunden auf ihn aufzupassen. Ich brauchte Zeit zum Nachdenken, sagte ich. In Wahrheit brauchte ich einfach nur Raum zum Atmen. Zurück in der Wohnung, es war ein grauer, kalter Januarnachmittag, empfing mich eisige Stille. Ich schloss die Tür und wunderte mich kurz über das Echo meiner Schritte. Die Heizung lief nur schwach, ich spürte den Frost auf dem Fensterbrett. Dann trat ich ins Wohnzimmer und erstarrte. Alles war weg. Die Möbel. Die Vorhänge. Der Läufer. Sogar die Stehlampe. Nur der Abdruck des Sofas war noch zu sehen. Es war, als hätte jemand mein Leben mitgenommen, in Kisten verpackt, verladen und ausgeblendet.

Ich stolperte ins Schlafzimmer, leer. Nur in der Küche stand noch die Einbauzeile. Und Matthews Kinderzimmer war unberührt. Als hätte man ihm wenigstens ein letztes Stück Sicherheit lassen wollen. In der Küche lag ein Zettel auf dem Tisch. Ich griff danach, meine Finger kalt vom Wind, der durch die undichten Fenster zog. „Wenn du mich verlassen willst, dann musst du sehen, wie du klarkommst.“ Ein Satz. Eine schneidende Klinge aus Tinte.

Alles in mir sackte in sich zusammen. Ich stand noch lange da, mit dem Zettel in der Hand, starrte auf die graue

Küchenwand, hörte nur meinen Atem und das entfernte Knacken der Heizungsrohre. Ich war so leer wie die Wohnung. Und so kalt wie der Januar, der draußen tobte. Irgendwann zog ich meine Jacke an, wickelte mir mechanisch einen Schal um den Hals. Der Wind biss mir ins Gesicht, als ich das Haus verließ. Ich ging zum Supermarkt – wie in Trance. Die Straßen waren voller schmutzigem Schneematsch, der Himmel tiefhängend und grau. In den Schaufenstern hingen noch ein paar vergessene Lichterketten vom Jahreswechsel, sie flackerten müde. Im Laden war es hell und künstlich warm. Ich griff nach ein paar Lebensmitteln. Brot, ein bisschen Käse, eine Packung Nudeln. Alles beiläufig. Dann blieb mein Blick am Weinregal hängen. Dunkle Flaschen in Reih und Glied. So still. So einfach. Ich nahm zwei. Sie klangen kalt, als ich sie in den Korb legte. Und so fühlte ich mich auch. Zuhause war es still. Viel zu still.

Ich stellte die Einkäufe achtlos auf den Küchentisch, zog die Jacke nicht einmal aus. Stattdessen ging ich ins Wohnzimmer oder besser gesagt, in das, was davon übrig war. Nur der Teppich lag noch da. Ein blasses Rechteck inmitten von Leere. Die Luft roch kühl, ein Hauch von Staub hing darin. Die Wände wirkten fremd, als gehörten sie nicht mehr zu meinem Leben. Ich ließ mich auf den Teppich sinken. Die Kälte des Bodens kroch durch meine Kleidung. Ich starrte in den Raum, wo früher unser Sofa stand, Matthews Bauklötze lagen, wo Lachen und Alltag gewesen war. Jetzt war da nur Leere. Und ich. Allein.

Essen wollte ich eigentlich. Doch schon beim Gedanken daran drehte sich mir der Magen um. Mein Brustkorb fühlte sich an, als würde jemand von innen dagegen drücken. Ich griff zur Weinflasche. Drehte langsam den Korken heraus. Das Knacken war das einzige Geräusch im Raum. Ich trank direkt daraus. Erst einen Schluck. Dann noch einen. Und noch

einen. Ich wollte vergessen. Doch je mehr ich trank, desto schärfer wurde alles. Jeder Gedanke. Jeder Verlust. Ich dachte an all die Jahre, in denen ich gekämpft hatte. Für ein Leben, für ein Zuhause, für Liebe. Ich hatte gehofft. Immer wieder. Hatte Träume aufgebaut und war immer wieder gefallen. Und jedes Mal hatte ich mir eingeredet: Wenn ich nur stark bleibe. Wenn ich nur weiterkämpfe. Doch jetzt? Jetzt war da nichts mehr. Nur noch dieser leere Raum. Diese leere Flasche. Und ich. Die zweite Flasche öffnete ich ohne zu zögern. Der Wein schmeckte bitter. Wie mein Leben. Ich trank und spürte, wie sich alles in mir langsam auflöste. Hoffnung, Widerstand, Wille. Ich dachte an mein Leben. Es lief wie ein endloser Film vor meinem inneren Auge. Kindheit. Schmerz. Enttäuschung. Liebe, die wegrutschte, kaum dass ich sie greifen konnte. All die Momente, in denen ich glaubte, etwas geschafft zu haben – nur um dann wieder mit leeren Händen dazustehen. Ich sah mich als junges Mädchen, suchend, wartend, träumend. Ich sah mich lachen. Ich sah mich fallen. Immer wieder. Ich konnte nicht mehr. Wofür hatte ich gekämpft? Wofür war ich aufgestanden, wenn alles, was ich je gewollt hatte, am Ende gegen mich verwendet wurde?

Ich glaubte an nichts mehr. Nicht an Gerechtigkeit. Nicht an Liebe. Nicht einmal mehr an mich selbst. Ich stand langsam auf. Wie in Trance. Ging ins Badezimmer. Öffnete den Schrank. Dort lagen sie: die Tabletten. Schmerzmittel. Schlafmittel. Reste aus einem anderen Leben. Ich nahm sie mit, zurück ins Wohnzimmer. Setzte mich wieder auf den Teppich, der einzige Zeuge meiner Verzweiflung. Mit zitternden Fingern öffnete ich die Packung. Legte eine Tablette in die Hand. Dann noch eine. Der Wein stand neben mir, die Flasche kalt, feucht vom Kondenswasser. Ich saß da, starrte auf die Tabletten in meiner Hand, während der Wein schwer in meinem Magen lag. Die Welt um mich herum war verschwommen – nicht

nur vom Alkohol, sondern von den Gedanken, die wie dunkle Wellen über mir zusammenschlugen. Ein Gedanke formte sich. Leise zuerst, dann immer klarer. Vielleicht ist es besser so. Ich hatte keine Kraft mehr. Kein Ziel. Kein Zuhause. Keine Stimme, die sagte: Bleib. Alles, wofür ich je gelebt hatte, war mir aus den Händen geglitten. Und dieser eine Satz hallte in meinem Kopf: Du warst nie mehr als ein Spielball. Meine biologischen Eltern – sie hatten mich misshandelt - fortgegeben, als wäre ich austauschbar. Als hätte ich nie wirklich existiert. Dann die Adoptiveltern. Kontrolle, ein Gefühl von nie ganz willkommen sein, als müsste ich mich ihre Zuneigung verdienen, jeden Tag neu. Und jetzt... Andy. Mein Mann.

Der Vater meines Kindes. Der Mensch, mit dem ich ein neues Leben hatte aufbauen wollen. Auch er hatte mich fortgeworfen wie etwas, das unbequem geworden war. Mir alles genommen. Selbst die Wahrheit verdreht, um sich selbst reinzuwaschen. Und alle glaubten ihm. Ich fühlte mich wie ein Schatten meiner selbst. Wie ein Kind, das sich in einer dunklen Ecke versteckt, zitternd vor der Welt. Ich schloss die Augen. Spürte die Kälte auf meiner Haut. Die Stille war jetzt fast greifbar, wie ein Mantel, der sich um mich legte. Schwer. Dunkel. Vielleicht war das der einzige Weg. Kein Betteln mehr. Kein Kämpfen. Kein Hoffen. Nur Ruhe. Endlich Ruhe. Ich atmete ein. Tief. Nahm die erste Tablette. Die zweite. Du warst nie gewollt. Nirgendwo. Nie. Meine Hand zitterte, aber ich zwang mich, nicht daran zu denken, wer mich morgen vermissen würde. Ob Matthew sich erinnern würde. Ob ich es wert gewesen wäre, gerettet zu werden. Denn in diesem Moment... glaubte ich nicht daran.

Nicht mehr. So schluckte ich sie – eine nach der anderen. Ohne Zögern. Ohne Plan. Nur mit dem Wunsch, dass es aufhören möge. Der Schmerz. Die Leere. Das Gefühl, ein Fehler zu sein. Ich schluckte, bis keine Tabletten mehr da waren. Nur

noch der bittere Geschmack in meinem Mund und der dumpfe Druck in meinem Bauch. Dann – ein Klopfen. Zuerst zaghaft.

Ich rührte mich nicht. Erwartete niemanden. Wollte auch niemanden mehr sehen. Ich war zu müde. Zu leer. Zu weit weg von allem, was Leben bedeutete. Doch das Klopfen kam erneut. Diesmal lauter. Drängender. Es war, als würde jemand durch die Wand aus Schweigen zu mir vordringen wollen. Mit letzter Kraft raffte ich mich auf. Meine Beine fühlten sich an wie Gummi. Alles um mich herum schwankte. Ich torkelte zur Tür, hielt mich kurz an der Wand fest, atmete schwer. Dann öffnete ich – einen Spalt nur. Vor mir stand er. Babaras Mann. Michael. Überrascht starrte ich ihn an. Sein Mund bewegte sich, er sagte etwas, doch seine Worte drangen nicht mehr zu mir durch. Die Welt war ein trüber Schleier, sein Gesicht verschwamm vor meinen Augen. Dann wurde es schwarz. Ich sackte zusammen. Irgendwo in der Ferne hörte ich noch seinen Ruf, spürte Hände, die mich auffingen, sah im Bruchteil einer Sekunde seinen Blick, als er über meine Schulter ins Wohnzimmer sah – die leeren Tablettenblister, die halbleere Weinflasche, die offene Verpackung auf dem Boden.

Was danach kam, ist wie in Nebel gehüllt. Ich erinnere mich daran, wie er mich ins Badezimmer schleppte. Wie kaltes Wasser mein Gesicht traf. Wie sich alles in mir drehte. Wie er mich zwang zu erbrechen, mich aufrecht hielt, während mein Körper sich gegen das Gift wehrte. Ich hatte keine Kraft, aber mein Körper wollte leben, obwohl meine Seele längst aufgegeben hatte. Stunden vergingen. Oder waren es nur Minuten? Ich weiß es nicht mehr.

Irgendwann lag ich auf dem Badezimmerboden. Der Schweiß klebte auf meiner Stirn, mein Körper zitterte, aber ich war wieder da. Irgendwie. Michael saß neben mir. Sein Blick war wach, aber voller Fragen. Als ich sprechen konnte,

erzählte er mir, dass es an dem Abend eine Party im Camp gegeben hatte. Und dort hatte er gehört, wie Andy lautstark erzählte, dass er die komplette Wohnung leergeräumt und das Mobiliar an einen jungen Soldaten verkauft hatte – frisch verheiratet, ohne Einrichtung. Michael konnte nicht glauben, was er da hörte. Und irgendetwas hatte ihn zu mir geschickt. Nur ein Bauchgefühl, sagte er. Er hatte sehen wollen, ob bei mir alles in Ordnung sei. Ich sah ihn an. Meine Stimme war brüchig, aber ich wusste, was ich sagen musste. „Kannst du mich bitte nach Hamburg bringen? Zu Tina.“ Er zögerte keine Sekunde. „Natürlich.“ Ich rief meine Mutter an. Bat sie, ein paar Tage auf Matthew aufzupassen, damit ich mich sammeln konnte. Sie sagte sofort zu, hörte an meiner Stimme, dass ich am Ende war. Noch in derselben Nacht fuhren wir los. Die Autobahn war dunkel, die Welt draußen still. Ich lehnte meinen Kopf ans Fenster, ließ die Lichter vorbeiziehen. Ich war leer – aber ich atmete noch. Als wir in Hamburg ankamen, dämmerte der Morgen. Michael hielt vor Tinas Haus, ich stieg aus, fror, obwohl ich eine Jacke trug. Ich klingelte. Hatte ihr nichts gesagt. Wusste nicht einmal, ob sie da war.

Die Tür öffnete sich. Tina stand da. Verwundert. Wortlos. Ihr Blick glitt über mich – mein blasses Gesicht, meine geschwollenen Augen, mein zitternder Körper.

Sie sagte nichts. Stattdessen trat sie einen Schritt zurück und machte die Tür weit auf.

„Komm rein“, sagte sie leise. Und ich trat ein. Michael nickte mir zu, stieg wieder ins Auto – und fuhr zurück in sein Leben. Ich blieb. Und hoffte, dass ich meines vielleicht wiederfinden konnte.

Ich muss weitermachen

Tina stellte keine Fragen. Sie wusste, dass ich irgendwann von selbst erzählen würde, aber in diesem Moment war ich zu erschöpft, zu leer, um auch nur ein Wort über das, was passiert war, zu verlieren. Es war, als würde der Raum um mich stillstehen. Alles schien weit weg, als wäre ich in einer anderen Welt, irgendwo hinter einer dichten Wand aus Schweigen und Schmerz. Ich spürte nur noch die Müdigkeit, die mich wie ein dunkler, schwerer Schleier umhüllte, und in meinem Kopf war nichts als Nebel. Tina legte mir sanft eine Decke über, richtete ein Bett auf dem Sofa her und setzte sich dann still neben mich. Ihre Präsenz war wie ein sicherer Hafen, doch ich konnte mich nicht richtig auf sie konzentrieren. Die Dunkelheit in mir war zu tief, als dass irgendetwas von außen sie hätte durchdringen können. Sie sagte nichts, sondern blieb einfach bei mir sitzen, als ich in einen tiefen, traumlosen Schlaf fiel, der mich von allem anderen trennte. Erst am nächsten Abend erwachte ich wieder. Der Raum war still, und die Dämmerung hatte längst die Fenster erobert, der Himmel draußen war in sanftes Grau getaucht. Für einen Moment wusste ich nicht, wo ich war, als hätte ich die Orientierung verloren. Dann kam die Erinnerung, wie ein leises Rauschen, das langsam meine Sinne zurückholte: Hamburg. Tina. Ihr Zuhause. Der Gedanke, dass ich hier war, überkam mich mit einer Welle der Scham. Es war mir unendlich peinlich, einfach so ohne Vorwarnung vor ihrer Tür zu stehen. Was hatte ich ihr zugemutet? Ein fremdes Wesen, zerbrochen und am Ende. Ich hatte sie nicht einmal gefragt, ob sie bereit war, mich zu beherbergen. „Es tut mir leid“, flüsterte ich schließlich, obwohl mir die Worte wie Stein im Mund lagen. „Ich wollte das nicht, wirklich nicht.“ Meine Stimme war brüchig, und ich fühlte, wie sich die Scham in mir ausbreitete. Ich wollte fliehen, wollte mich in einem anderen

Leben verstecken, aber es gab keine Flucht mehr. In diesem Moment war Tina der einzige Mensch, bei dem ich mich sicher fühlte. Sie sah mich an, ohne ein Wort zu sagen, ihre Augen voller Verständnis. Sie fragte nicht nach den Details, nach den Gründen – sie wusste, dass es noch nicht der richtige Moment war. „Kann ich meine Mutter anrufen?“ fragte ich dann, die Worte nur schwer über die Lippen bringend. Aber ich musste wissen, dass es Matthew gut ging. Es war das Einzige, was mich noch ein wenig festhielt, was mich daran erinnerte, dass ich noch einen Grund hatte zu kämpfen. Tina nickte. „Natürlich.“ Ich griff zum Telefon und rief meine Mutter an. Ihre Stimme war ein kleiner Lichtblick in der Dunkelheit, ein beruhigendes Echo, das mich zurückholte. Sie sagte mir, dass es Matthew gut ging. „Er ist in Sicherheit“, sagte sie. „Er ist gesund, alles ist gut. Du solltest dich erstmal ausruhen, bevor du zurückkommst.“ Die Worte meiner Mutter sollten mich beruhigen, aber sie taten es nicht. Ich fühlte mich immer noch wie in einem Albtraum, in dem nichts wirklich Sinn ergab. Die Leere in mir war erdrückend. Ich spürte, wie die Dunkelheit mich erneut ergriff, aber diesmal versuchte ich, mich dagegen zu wehren. Ich legte auf und sah Tina an. Sie wartete. Ich wusste, dass sie es hören wollte, dass sie es wissen wollte, auch wenn sie es nicht direkt fragte. Aber wie sollte ich das, was passiert war, in Worte fassen? Wie konnte ich all den Schmerz, all die Verwirrung, die Betrügereien und Lügen in ein paar Sätze pressen?

Also erzählte ich ihr alles. Langsam, stockend, doch unaufhaltsam kamen die Worte. Die Affäre zwischen Andy und Barbara, die Lügen, die in meiner Beziehung wie Schlingen zugezogen wurden, die ständigen Zweifel, das ständige Gefühl, mich selbst zu verlieren. Und dann, am Ende, der endgültige Schlag: die leere Wohnung. Wie alles verschwunden war, wie Andy alles verkauft hatte, ohne dass ich es wusste, ohne dass

er mir je etwas davon erzählt hatte. Tina hörte zu. Ihre Miene war ernst, aber sie unterbrach mich nicht. Sie ließ mich sprechen, ließ mich all den Schmerz herauslassen, den ich so lange in mir getragen hatte. Als ich geendet hatte, war der Raum wieder still. Tina schaute mich einen langen Moment an, als würde sie die Schwere der Worte in sich aufnehmen.

„Bleib ein paar Tage hier“, sagte sie dann ruhig. „Erhol dich. Komm wieder zu Kräften, bevor du zurückfährst. Dein kleiner Junge braucht eine Mutter, die gesund und munter ist.“

Ihre Worte trafen mich wie ein sanfter Schlag. Ich wollte ihr glauben, wollte das Gefühl haben, dass es möglich war, wieder aufzustehen. Aber der Zweifel nagte an mir. Konnte ich wirklich jemals wieder munter sein? Konnte ich mich selbst wiederfinden?

In meinem Kopf drehte sich alles. Der Gedanke an meine leibliche Mutter schlich sich wieder in meine Gedanken. Sie hatte sich im Alkohol verloren. Hatte ihre Sorgen in den Flaschen ertränkt. War ich jetzt wie sie? War ich auch nur ein weiteres Beispiel für die schmerzhafteste Wiederholung der Geschichte? Ich hatte das, was sie getan hatte, in gewisser Weise selbst übernommen. War ich jetzt genauso schwach? „Ich will nicht wie sie sein“, flüsterte ich schließlich, meine Stimme rau und zitternd. „Ich will nicht wie sie enden.“

Ich sah mich selbst an, in diesem Moment voller Unsicherheit. Und doch wusste ich, dass ich nicht zulassen durfte, wie sie zu werden. Ich musste mich aufrappeln, musste wieder aufstehen. Wenn nicht für mich, dann für Matthew. Er hatte mehr verdient. Er hatte eine Mutter verdient, die stark war, die nicht in den Flaschen nach Trost suchte, sondern in ihrer eigenen Kraft. „Ich werde es für ihn tun“, sagte ich leise, mehr zu mir selbst als zu Tina. „Ich werde wieder auf die Füße kommen, ich muss es tun. Ich muss für ihn da sein. Er verdient nicht das, was ich ertragen habe.“ Ich wusste, es würde nicht

einfach sein. Der Weg würde steinig und lang werden. Aber ich konnte nicht zulassen, dass die Dunkelheit mich wieder verschlang. Ich musste einen Weg finden, mich aus dem Labyrinth der Verzweiflung herauszukämpfen. Für Matthew. Ich blieb eine Woche bei Tina. Sie war mein sicherer Ort inmitten all der Trümmer, in denen mein Leben lag. Ihre Wohnung war ruhig, ihre Nähe wohltuend, ohne dass sie je aufdringlich gewesen wäre. In diesen Tagen begann ich langsam wieder zu atmen. Noch nicht tief – aber ich atmete. Während ich dort war, dachte ich viel nach. Manchmal lag ich einfach auf dem Sofa, starrte an die Decke oder sah aus dem Fenster auf das pulsierende Leben der Stadt, das so fern wirkte, als gehöre es zu jemand anderem. Ich fragte mich, wie es so weit hatte kommen können. Doch statt mich in Schuldzuweisungen zu verlieren, begann ich, leise Pläne zu schmieden. Es war, als würde in mir eine kleine Flamme wieder aufflackern – schwach, aber beständig. Ich würde nicht aufgeben. Nicht jetzt. Nicht so. Ich nahm mir vor, zum Anwalt zu gehen. Ich wollte die Scheidung einreichen – endgültig. Es gab keinen Weg zurück, und ich wollte auch keinen mehr. Ich verdiente mehr als dieses Leben im Schatten von Lügen. Und egal, wie viel fehlte – Möbel, Sicherheit, Vertrauen – ich würde mir alles wieder aufbauen. Stück für Stück. Ich wusste noch nicht wie, aber ich wusste, dass ich es musste. Für mich. Für Matthew.

Unter Druck

Auch ein Gespräch mit Andy nahm ich mir vor. Kein Streit. Kein Drama. Nur Klarheit. Ich wollte ihm sagen, dass mich nichts mehr aufhalten würde. Dass es das Beste für uns beide war, getrennte Wege zu gehen. Ich wollte frei sein – innerlich und äußerlich.

Nach einer Woche fühlte ich mich bereit. Noch nicht stark, aber aufgerichtet. Tina brachte mich zum Bahnhof. Als ich in den Zug stieg, schlug mein Herz heftig. Es war keine Rückkehr in das alte Leben – es war der erste Schritt in ein neues. Am Bahnhof holte mich meine Mutter mit Matthew ab. Er rannte auf mich zu, als er mich sah, und ich schloss ihn so fest in die Arme, als wollte ich ihn nie wieder loslassen. Ich roch an seinem Haar, fühlte sein kleines Herz schlagen – und wusste: Das hier war mein Anker. Mein Warum. Meine Mutter bot mir an, bei ihr und meinem Vater zu schlafen, bis ich alles geregelt hätte. Doch ich lehnte ab, höflich, aber bestimmt. Ich musste zurück in unser Zuhause – oder in das, was davon übrig war. Ich musste diesen Raum wieder zu etwas machen, das sich wie Leben anfühlte. Ich brauchte die Zeit mit Matthew. Nur wir zwei. Ohne Flucht, ohne Ausweichen.

Ich besorgte eine Luftmatratze, ein Kissen, eine Decke. Es war nicht viel, aber genug, um durch die Nächte zu kommen. Ich entschied, bei Matthew im Zimmer zu schlafen. Ich wollte seine Nähe, wollte hören, wie er atmete, ihn spüren, wenn er sich im Schlaf bewegte. Es gab mir das Gefühl, nicht ganz so verloren zu sein. Zuhause angekommen stand ich in der kahlen Wohnung. Die Leere war fast greifbar. Die Wände schwiegen, kein vertrauter Duft, keine Wärme. Alles war weg. Aber ich war da. Und ich war bereit. Ich ging einkaufen. Nicht viel – nur das Nötigste. Lebensmittel, ein paar Haushaltsdinge. Ich schleppte die Taschen die Treppen hoch. Und auch wenn mir

dabei die Arme brannten, fühlte ich mich stark. Weil ich es tat. Weil ich mich nicht mehr versteckte. Ich war zurück. Nicht als dieselbe Frau, die einmal voller Hoffnung in dieses Leben gegangen war. Aber als jemand, die wusste, dass Aufgeben keine Option war. Am folgenden Tag machte ich mich auf den Weg zur Anwältin. Allein der Gang dorthin fühlte sich wie ein weiterer Schritt in ein neues, unbekanntes Leben an – aber es war ein Schritt, den ich tun musste. Ich saß ihr gegenüber, schilderte ihr ruhig die Ereignisse der letzten Wochen, so sachlich ich konnte, obwohl in mir alles brannte. Dann bat ich sie, die Scheidung einzureichen. Ich wollte es schwarz auf weiß, den klaren Schnitt.

Sie nickte verständnisvoll, sagte aber, dass es nicht sofort ginge. In Deutschland gäbe es die gesetzliche Voraussetzung eines Trennungsjahres. Ich schaute sie überrascht an. „Ich bin mir sicher“, sagte ich. „Ich brauche kein Jahr, um zu wissen, dass es vorbei ist.“ Aber es half nichts. Das Gesetz war eindeutig: Ein Jahr Trennung war Pflicht, außer bei sogenannten Härtefällen, und selbst die waren schwer durchzusetzen. Ich seufzte. Ein weiteres Jahr mit dieser offenen Wunde. Dann sprach sie die Möbel an. Ich sollte Andy ausrichten, dass er entweder die Möbel zurückbringen oder einen angemessenen Ersatz beschaffen müsse. Wenn er das verweigere, würde sie den Fall ans „Family Office“ des Regiments weiterleiten, die Anlaufstelle innerhalb der Militärstruktur, die sich um das soziale Wohlergehen von Soldaten und ihren Familien kümmerte. Wenn so ein Fall dort landete, konnte das für Andy unangenehme Konsequenzen haben – sowohl menschlich als auch dienstlich.

Ich bedankte mich und verließ die Kanzlei mit gemischten Gefühlen. Einerseits war ich erleichtert, weil etwas in Bewegung kam. Andererseits wuchs in mir die Sorge vor der nächsten Konfrontation. Am Nachmittag rief ich Andy auf seiner

Arbeit an. Ich bat ihn, nach Hause zu kommen – wir müssten reden. Er sagte zu, seine Stimme klang zurückhaltend. Vielleicht ahnte er, was kommen würde. Am Abend stand er schließlich in der Tür. Die Wohnung war leer und kalt, kein Ort für Gespräche über Leben und Zukunft. Da wir keine Sitzmöglichkeiten hatten, standen wir in der kleinen Küche. Ich stellte Wasser auf und machte Tee, als wäre das der letzte Rest von Normalität, den ich noch greifen konnte.

Ich holte tief Luft und sprach dann so ruhig ich konnte. Sagte, dass es so nicht weitergehen konnte. Dass zu viel passiert war. Dass wir beide unglücklich waren – und dass eine Scheidung das Beste für uns sei. Nicht aus Hass, sondern aus Einsicht.

Er sah mich lange an, sein Blick war schwer zu deuten. Dann sagte er: „Aber ich liebe dich doch... Du kannst mir das nicht antun. Du kannst mir nicht meinen Sohn wegnehmen.“ Seine Stimme war brüchig. „Ich nehme dir niemanden weg, Andy“, sagte ich. „Du wirst Matthew sehen können, so oft es geht. Es geht nicht darum, dich aus seinem Leben zu verbannen. Aber unser Leben gemeinsam – das geht nicht mehr.“ Dann kam das Thema Möbel zur Sprache. Ich sagte ihm, dass ich sie zurückhaben möchte. Dass ich keine Möglichkeit habe, neue zu kaufen. Ich war ruhig, aber bestimmt. Da änderte sich seine Stimme. Wurde schärfer. „Wenn du die Scheidung einreichst, bekommst du gar nichts“, fauchte er. „Schon gar nicht die Möbel. Dafür werde ich sorgen. Also überleg dir gut, was du tust.“

Ich schluckte. Da war er wieder – der andere Andy. Der, der drohte, wenn er sich in die Enge getrieben fühlte. Ich spürte, dass es keinen Sinn machte, weiter zu reden. Andy war nicht bereit, die Realität anzuerkennen – nicht meine, nicht seine, nicht unsere. Also sagte ich ihm ruhig, dass meine Anwältin sich um alles Weitere kümmern würde und dass sie im

Zweifel mit dem Family Office des Regiments Kontakt aufnehmen würde. Dann bat ich ihn zu gehen.

Er starrte mich noch einen Moment an, als wolle er meine Haltung prüfen, dann drehte er sich wortlos um und verließ die Wohnung. Als sich die Tür hinter ihm schloss, atmete ich tief durch. Ich stand allein in der kargen Küche, mein Herz raste, meine Hände zitterten, und erst jetzt merkte ich, wie sehr mich die ganze Begegnung aufgewühlt hatte. Am nächsten Morgen rief ich meine Anwältin an und schilderte ihr das Gespräch. Sie versprach, sich umgehend beim Family Office zu melden, um eine Klärung herbeizuführen. Eine Stunde später rief sie mich zurück. Ihre Stimme klang kontrolliert, aber ernst. Das Family Office würde sich direkt bei mir melden, sagte sie. Am Nachmittag klingelte das Telefon. Ich nahm den Hörer ab, und eine fremde Stimme meldete sich: „Sergeant Miller vom Family Office. Guten Tag, Mrs A.“ Ich nickte, obwohl er mich nicht sehen konnte. „Ja, ich bin dran.“ Er fragte höflich, fast zu freundlich: „Wie geht es Ihnen? Haben Sie sich inzwischen wieder ein wenig beruhigen können?“ Seine Worte irritierten mich. „Was meinen Sie?“, fragte ich vorsichtig.

Er räusperte sich, dann sagte er in einem Ton, als wolle er mir zu Verstand bringen, was ich längst wissen müsste: „Andy hat uns informiert. Er sagte, Sie seien fremdgegangen. Dass er Sie nach dem Großmanöver in flagranti erwischt hätte. Außerdem gäbe es eine schriftliche Bestätigung vom Käufer der Möbel, dass Sie dem Verkauf zugestimmt hätten.“ In meinem Ohr rauschte es plötzlich. Die Worte des Sergeants klangen nur noch wie durch eine dicke Glasscheibe. Ich spürte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich, wie sich mein Magen zusammenzog. Ich konnte nicht glauben, was ich da hörte – nicht, dass Andy log, sondern wie professionell er seine Lügen vorbereitet hatte. Wie leicht er es geschafft hatte, selbst offizielle Stellen auf seine Seite zu ziehen. Mir war schwindelig. Ich

brachte kein weiteres Wort hervor. Stattdessen legte ich leise auf. Ich saß lange da, das Telefon noch immer in der Hand, während mir die Scham und Fassungslosigkeit in Wellen über den Rücken liefen.

Nachdem ich aufgelegt hatte, saß ich noch eine ganze Weile regungslos da. Ich fühlte mich wie eingefroren. Nicht nur vom Verrat – sondern auch von der Angst. Der Gedanke, dass mir niemand glaubte, dass er es geschafft hatte, mich als die Schuldige darzustellen, nagte an meinem letzten bisschen Selbstvertrauen. Alles in mir schrie nach Flucht, doch wohin hätte ich fliehen sollen? Ich war allein, ohne Rückhalt, ohne Möbel, ohne klare Perspektive. Nur mit einem kleinen Kind an meiner Seite und einem wackeligen Willen, es irgendwie zu schaffen. Ich rief meine Anwältin an, versuchte ihr die neue Wendung zu schildern, aber meine Stimme zitterte. Sie hörte ruhig zu, doch ich hörte auch zwischen den Zeilen, dass ihre Möglichkeiten begrenzt waren – zumindest, solange es keine Beweise gab. Alles lief auf Aussage gegen Aussage hinaus. Und ich war die, der keiner glauben wollte.

In den folgenden Tagen wuchs etwas in mir, das ich nur schwer erklären konnte – eine Art lähmende Unsicherheit. Ich bekam Angst. Angst davor, die Kontrolle endgültig zu verlieren. Angst davor, dass ich es nicht schaffen würde. Ich begann zu zweifeln, an mir, an allem, was ich bis dahin als richtig empfunden hatte. Und in dieser schwachen Stunde ließ ich ihn wieder in mein Leben. Zuerst nur an den Wochenenden. Ich redete mir ein, es sei für Matthew, der seinen Vater liebte, der nichts von all dem verstand. Ich sagte mir, dass es vorübergehend sei, dass ich nur Zeit gewinnen musste, um wieder zu Kräften zu kommen. Aber tief in mir wusste ich, dass es auch ein Einknicken war. Ein Sich-Ergeben an die Einsamkeit, an die Angst, an den Druck. Andy kam also wieder, mit einem gespielten Lächeln, als wäre nie etwas gewesen. Er brachte

Süßigkeiten für Matthew mit und sprach in weichem Ton, beinahe fürsorglich. Ich ließ es zu. Ich sagte nichts, stellte keine Fragen, grenzte mich innerlich ab und fühlte mich doch mit jedem Besuch ein Stück kleiner. Aber ich wusste: Es war nicht vorbei. Es war nur eine Atempause. Ich wartete auf einen Moment der Klarheit. Einen Funken, der mich aus all dem herausholen würde. Aber er kam nicht. Kein plötzlicher Wendepunkt, keine erlösende Erkenntnis, keine neue Stärke, die sich in mir aufbäumte. Es war einfach nur das Leben, das sich weiterzog, Tag für Tag. Und ich – ich funktionierte. Andy war an den Wochenenden da. Ich ließ es zu. Nicht, weil ich ihm verzieh oder weil ich glaubte, dass wir eine Zukunft hätten – sondern weil ich zu müde war, zu kämpfen. Weil ich dachte, es wäre besser für Matthew. Weil ich Angst hatte, es allein nicht zu schaffen. Er bewegte sich durch die Wohnung, als hätte er nie gefehlt. Machte kleine Reparaturen, spielte mit seinem Sohn, redete mit ruhiger Stimme. Ich blieb auf Abstand, innerlich wie äußerlich. Ich konnte ihm nicht trauen, aber ich konnte auch nicht mehr streiten. Ich stand morgens auf, weil ich musste. Kochte Tee, weil etwas Warmes half. Wusch Wäsche, räumte auf, kümmerte mich um Matthew. Ich war da – körperlich. Innerlich aber war alles dumpf und schwer. Meine Gedanken kreisten wie Vögel, die keinen Landeplatz fanden. Und ich stellte mir immer wieder dieselbe Frage: Wie lange halte ich das noch aus? Nach außen wirkte es vielleicht so, als hätte sich etwas eingependelt. Aber es war ein fragiles Gleichgewicht, das nur durch meine ständige Selbstverleugnung aufrechterhalten wurde. Ich tat, was ich musste. Ich schluckte die Wut, den Schmerz, die Enttäuschung. Und ich begann, mich selbst ein Stück zu verlieren. Doch irgendwo, ganz leise, lebte noch ein Funke in mir.

Vielleicht war es Matthews Lachen. Vielleicht die Erinnerungen an Zeiten, in

denen ich geglaubt hatte, dass alles anders werden könnte. Vielleicht auch einfach nur das Wissen, dass ich nicht ewig so weitermachen konnte, ohne mich ganz zu verlieren.

Aber ein Wendepunkt? Nein. Den gab es nicht. Es war ein zähes Durchhalten. Ein Tag nach dem anderen. Und manchmal war das alles, was ich konnte.

Niemand wird dir glauben

Die Zeit verstrich, und irgendwann zog Andy wieder ein. Es war kein freudiger Neuanfang, eher eine stille Kapitulation meinerseits. Ich hatte mir eingeredet, dass ich es akzeptieren müsste, wenn ich nicht völlig untergehen wollte. Innerlich fühlte ich mich leer, erschöpft – krank. Immer wieder wurde mir übel, und stechende Schmerzen im Unterleib machten mir zunehmend Sorgen. Ich versuchte sie zunächst zu ignorieren, doch irgendwann wurde der Druck zu groß. Ich ging ins britische Militärkrankenhaus, wo ein Arzt eine Untersuchung machte. Sein Blick veränderte sich, als er den Monitor betrachtete. Dann sagte er ruhig: „Mrs. A., Sie haben eine Zyste in der Gebärmutter.“ Er erklärte, dass sie sich möglicherweise von selbst zurückbilden könnte, aber es bestünde auch die Möglichkeit einer Bestrahlung, falls nicht. Ich fühlte mich taub – noch eine Sorge, noch ein Stein auf meiner Brust. Ich sollte in ein paar Wochen wiederkommen, zur Kontrolle.

Die Zeit bis dahin war zäh und von Sorgen durchzogen. Ich versuchte mich auf Matthew zu konzentrieren, auf den Alltag, auf das Funktionieren – wie immer. Als ich drei Wochen später erneut ins Krankenhaus ging, rechnete ich mit allem, nur nicht mit dem, was der Arzt dann sagte. Er führte routiniert den Ultraschall durch, doch plötzlich hielt er inne, runzelte die Stirn und sah mich an. „Mrs. A. ... die Zyste ist weg.“ Ich wollte gerade erleichtert aufatmen, da fuhr er fort: „Aber... ich darf Ihnen auch gratulieren. Da ist ein sechs Wochen alter Fötus.“

Ich starrte den Arzt an. Für einen Moment wurde alles um mich herum still, ein dumpfes Rauschen übertönte seine Worte, als hätte jemand die Welt auf stumm geschaltet. Schwanger. Wieder. Ein Schwindel stieg in mir auf, mein Magen verkrampfte sich, aber nicht vor Übelkeit – vor Angst. Ich

hätte lachen können, oder in Tränen ausbrechen. Vielleicht beides. Ein kleines Mädchen, dachte ich flüchtig. Vielleicht. Doch dieser zarte Hoffnungsschimmer wurde sofort wieder überlagert von lähmender Furcht. Wie sollte ich das schaffen? Mit allem, was war? Mit allem, was noch kommen könnte? Ich fuhr zu meiner Mutter, suchte instinktiv Halt bei der einzigen Person, die mir vielleicht noch ein wenig Schutz geben konnte.

Als ich ihr die Nachricht überbrachte, sah sie mich lange an. Dann kam nur diese eine, nüchterne Frage: „Bist du sicher, dass du das schaffst?“

Ich zögerte kurz. Irgendetwas in mir bäumte sich auf. „Warum sollte ich es nicht schaffen?“ antwortete ich leise, aber bestimmt. Sie wusste nicht alles. Sie ahnte vieles, aber das ganze Ausmaß hatte ich ihr nie erzählt. Noch von dort rief ich Andy an. „Kannst du mich nach der Arbeit abholen? Ich bin bei meiner Mutter.“ „Was ist los?“ fragte er. „Ich erkläre es dir später“, erwiderte ich ruhig. Später am frühen Abend kam er wie abgemacht. Matthew kletterte auf den Rücksitz, ich stieg ein. Es war ein typisch englisches Auto, das Lenkrad rechts. Die Luft war schwer, zwischen uns lagen Worte, die noch nicht gesprochen waren, aber schon wie Steine auf unseren Schultern lagen. Kaum hatten wir ein paar Kilometer zurückgelegt, fragte er scharf: „Also? Was gibt’s zu besprechen?“ Ich atmete tief durch. „Ich war beim Arzt. Ich bin schwanger.“ Er starrte angestrengt auf die Straße, sagte zunächst nichts. Dann – eiskalt und plötzlich: „Wer ist der Vater?“ Ich drehte den Kopf zu ihm, entsetzt. „Was...? Du natürlich! „Er schnaubte, fast verächtlich. „Sicher. Du hast mich doch betrogen. Mit so einer wie dir will ich nichts mehr zu tun haben.“ Dann ging alles ganz schnell. Ein Klick. Ich spürte, wie sich mein Gurt löste. Er beugte sich ruckartig zu mir herüber – noch bevor ich reagieren konnte, hörte ich das metallische Klicken der Autotür.

Mit einem Ruck stieß er sie auf – und mich gleich mit.

Die Straße war ruhig, aber nicht ganz leer. Er hatte das Tempo verringert, doch es war trotzdem ein Sturz aus der Bewegung heraus. Mein Körper prallte auf den Asphalt, Schotter riss mir die Haut vom Rücken, die Ellbogen brannten wie Feuer.

Ich blieb liegen, schnappte nach Luft, der Aufprall hatte mir den Atem genommen.

Aber mein Kopf – mein Kopf war heil geblieben. Und ich wusste in diesem Moment: Ich lebte. Noch. Mit brennenden Handflächen und schmerzenden Knien kroch ich zur Seite, weg von der Fahrbahn. Jeder Atemzug tat weh, mein Rücken pochte, als hätte er Feuer gefangen. Ich setzte mich an den Straßenrand, keuchend, halb aufrecht, halb zusammengesackt. Meine Hände zitterten. Tränen liefen lautlos über mein Gesicht, gemischt mit dem Staub und dem Schweiß der Angst. Das war's, dachte ich. Jetzt verliere ich das Baby.

Ich legte die Hände schützend auf meinen Unterbauch, als könnte ich mit bloßer Berührung festhalten, was in mir war. Ich fühlte mich plötzlich so klein, so hilflos, so schrecklich allein.

Gerade als ich überlegte, wie ich jetzt überhaupt von hier wegkommen sollte – ob ich mich aufraffen konnte, ob jemand anhalten würde, hörte ich das vertraute Knirschen von Reifen auf Schotter. Unser Auto. Es hielt direkt neben mir. Andy stieg aus, die Tür fiel krachend ins Schloss. „Was soll das?“ rief er, wütend, vorwurfsvoll, fast empört – als wäre ich derjenige, der etwas Unfassbares getan hatte. Ich hob den Kopf, blinzelte durch den Tränenschleier. Meine Stimme zitterte, als ich fragte: „Was... wie meinst du das?“ Er stemmte die Hände in die Hüften. „Warum bist du aus dem Auto gesprungen?“ Ich glaubte, mich verhört zu haben. Ein entsetztes Lachen löste sich aus meiner Kehle, halb Schluchzen, halb Wahnsinn.

„Was?! Ich... ich bin nicht gesprungen! Du hast mich gestoßen!“

Er trat einen Schritt näher, seine Augen kalt, berechnend. „Ich werde das aber so sagen müssen. Es gibt keine Zeugen – niemand hat gesehen, was wirklich passiert ist. Wenn du etwas anderes behauptest, wird dir sowieso keiner glauben.“ Seine Worte trafen mich wie ein Faustschlag. Ich erstarrte. Alles in mir zog sich zusammen. Nicht nur der Schmerz in meinem Körper, nicht nur die Furcht um mein ungeborenes Kind – sondern diese bodenlose Ohnmacht. Ich war gefallen. Er hatte mich gestoßen. Und jetzt machte er mich zur Lügnerin.

Ich wusste nicht mehr, wie ich fühlen sollte. Alles verschwamm zu einem einzigen dumpfen Schmerz in der Brust. Und inmitten dieser Stille in mir hörte ich nur einen Satz –

Niemand wird dir glauben. Aber ich wusste, was geschehen war. Mein Körper wusste es.

Wie in Trance stand ich auf. Meine Knie zitterten, meine Hände waren aufgeschürft, aber ich bewegte mich, als würde mich eine unsichtbare Kraft lenken. Ich setzte einen Fuß vor den anderen, langsam, mechanisch, und stieg schweigend in das Auto.

Matthew schlief tief und fest in seinem Kindersitz auf der Rückbank – friedlich, unberührt von dem, was gerade passiert war. Mein Herz zog sich zusammen. Wenigstens er wusste nichts von all dem. Dafür war ich unendlich dankbar. Andy startete den Motor, ohne ein weiteres Wort zu sagen, und fuhr mich zum britischen Militärarzt. In seiner gewohnt ruhigen, kontrollierten Art erklärte er dem Arzt, ich sei unglücklich gestürzt. Ich sagte nichts. Ich konnte nicht. Ich war zu müde, zu leer – und zu erschüttert von dem, was geschehen war.

Der Arzt machte einen Ultraschall. Ich hielt den Atem an, während der kalte Schallkopf über meinen Bauch glitt, meine Gedanken ein einziges Gebet. Dann sah ich es – das winzige,

pochende Herz. „Dem Baby geht es gut“, sagte der Arzt sanft. „Es scheint alles in Ordnung zu sein.“ Ich spürte, wie mir Tränen über die Wangen liefen, diesmal leise Tränen der Erleichterung. Meine Wunden wurden gereinigt, verbunden, und er legte mir nahe, mich unbedingt zu schonen. Ich sollte mich hinlegen, mich ausruhen.

„Mit so einem netten Mann an Ihrer Seite dürfte das ja kein Problem sein“, fügte er mit einem wohlwollenden Lächeln hinzu. Ich zwang mich zu einem schwachen Nicken. Er konnte ja nicht wissen, was wirklich war. Die Rückfahrt war still. Andy sagte kein Wort, und ich war froh darum. Zuhause angekommen half er mir tatsächlich – brachte mich ins Bett, deckte mich zu. Dann kümmerte er sich um Matthew, als wäre alles ganz normal.

Und ich lag da. Starrte an die Decke. Und versuchte zu begreifen, was mein Leben geworden war.

Wieder ein Umzug

Der nächste Umzug stand an. Diesmal sollte es Berlin sein – die Hauptstadt, die so vieles versprach, aber für mich nur einen weiteren Neuanfang bedeutete, der sich eher wie ein Ende anfühlte. Ich hatte aufgehört, zu kämpfen. Nicht mit einem lauten Knall, sondern still und langsam, wie ein Licht, das allmählich schwächer wird. Jeden Tag ein bisschen mehr. Ich sagte mir, dass das eben mein Leben sei. Dass es nichts anderes für mich geben würde. Ich begann zu glauben, was Andy mir immer wieder sagte. Dass er Recht hatte. Wenn wir stritten – und wir stritten oft – kamen seine Worte wie Peitschenhiebe: „Du warst nie gewollt. Nicht einmal von deinen eigenen Eltern.“ „Du solltest dankbar sein, dass ich dich genommen habe.“ Er sagte es kalt, beiläufig, wie eine unumstößliche Wahrheit. Und irgendwann begann ich, es selbst zu glauben. Ich versuchte, die perfekte Ehefrau zu sein. Nicht aus Liebe, sondern aus Angst. Ich wurde leiser, kleiner. Und ich funktionierte.

Unsere Wohnung lag in Berlin-Charlottenburg, nicht weit vom Olympiastadion entfernt, in einem Wohnblock, den das britische Militär gemietet hatte. Gelb gestrichene Fassaden, ein wenig verwittert, wie vom Berliner Regen müde gemacht. Es war ein typischer Mietblock mit schmalen Fluren, zwei Wohnungen pro Etage – eine rechts, eine links. Über uns lebte eine junge Familie, die oft laut war, aber nie unangenehm. Neben uns ein älteres Ehepaar, schweigsam, stets beobachtend, als hätten sie ein Notizbuch im Kopf, in dem jeder Tritt vermerkt wurde. Wände, dünn wie Papier, jedes Geräusch wanderte durch die Räume, als gehöre es allen. Die Wohnung selbst war zweckmäßig, ohne jede Romantik. Aber ich versuchte, ihr Leben einzuhauchen. Wählte Vorhänge aus, stellte einen kleinen Tisch an das Fenster, hängte Matthews gemalte Sonnen an die

Wand, als wollten sie das Licht zurückholen. In jedem Raum ein Hauch von Hoffnung, selbst wenn sie auf wackeligen Beinen stand.

Hinter dem Haus befand sich ein großer Spielplatz, riesig – auf den ersten Blick ein Paradies. Doch wenn man genauer hinsah, war da kaum etwas, das noch heil war. Die Rutsche aus Blech war verbogen und im Sommer so heiß, dass sie die Haut verbrannte. Die Wippe quietschte in einem durchdringenden Ton, der mich an Zahnarztbohrer erinnerte. Im Sand lagen Glasscherben, Kronkorken, Zigarettensammel. Und manchmal, wenn ich morgens als Erste dort war, fand ich eine gebrauchte Spritze oder einen zerknüllten Löffel mit Brandspuren. Ich konnte Matthew dort nicht einfach frei spielen lassen. Ich blieb dicht bei ihm, wischte jede Fläche mit Feuchttüchern ab und blieb immer auf der Hut. Matthew lachte trotzdem. Jagte den Tauben hinterher, baute Burgen im Sand, als wäre die Welt voller Wunder. Sein Lachen durchbrach die graue Tristesse wie Sonnenlicht durch Nebel. Für ihn war alles neu, aufregend, voller Möglichkeiten. Für mich war jeder Tag ein Drahtseilakt zwischen Angst und Hoffnung.

Ich lebte nicht mehr für mich. Ich lebte für ihn. Und für das neue Leben, das in mir heranwuchs. Manchmal, wenn alles still war – wenn Andy wieder spät kam, wenn Matthew endlich schlief, wenn nur noch der leise Kühlschrank summt – legte ich die Hand auf meinen Bauch. Dann spürte ich dieses kaum wahrnehmbare Flattern. Es war sanft, wie der Flügelschlag eines Schmetterlings unter der Haut. Noch war es nur ein Hauch, aber er war da – und er war mein. Ich stellte mir vor, wie dieses Kind wohl sein würde. Ob es lachen würde wie Matthew. Ob es vielleicht ein Mädchen war, mit großen blauen Augen, die mich einmal ansehen würden, als wäre ich die ganze Welt. Ich versuchte, mich an diesen Gedanken festzuhalten, wenn alles andere um mich herum zerbröckelte.

Unsere Tage waren monoton. Ich stand auf, auch wenn mein Körper schmerzte und mein Herz schwer war. Kocht Tee. Bereitete Frühstück. Spielte mit Matthew. Zog ihm die Schuhe an. Ging mit ihm zum nahegelegenen Lietzensee. Erzählte Geschichten beim Kochen, las Bücher vor, obwohl ich selbst kaum noch wusste, wie sich Ruhe anfühlt.

Doch mitten in diesem Kreislauf keimte ein Gedanke in mir. Noch unausgesprochen. Noch schüchtern, wie ein zarter Trieb, der unter einer gefrorenen Erde nach Licht sucht. Vielleicht – ganz vielleicht – würde ich es doch schaffen. Nicht heute. Vielleicht nicht morgen. Aber irgendwann. Nicht für mich. Noch nicht. Aber für Matthew. Und für das kleine Wesen, das in mir wuchs.

Zoe

Eines Abends kam Andy nach Hause, warf seine Jacke über den Stuhl und meinte beiläufig, er hätte Tony wiedergetroffen – seinen alten Freund aus Chelsea. Ich hielt kurz inne, als er fragte, ob ich mich noch an ihn und seine Frau erinnern würde. „Zoe?“, fragte ich, und ein Lächeln huschte über mein Gesicht. „Ja genau, die ruhige, hübsche Blonde“, sagte ich. „Wir hatten einen wirklich netten Abend damals. Sie war etwas schüchtern aber wir haben uns gut verstanden.“ Andy nickte. „Sie wohnen jetzt ein paar Häuser weiter, hier in Berlin. Ich hab sie zum Abendessen am Samstag eingeladen. Mach doch was Schönes zu essen, ja?“ Er sagte das mit einem Ton, der keine Frage war, aber ich spürte keinen Widerstand. Nicht diesmal. Wir hatten in letzter Zeit weniger gestritten, es war fast friedlich und ich freute mich auf Gesellschaft. Am Samstagabend bereitete ich alles vor: das Essen köchelte auf dem Herd, der Tisch war liebevoll gedeckt, Matthew war gewickelt und lag frisch gebadet in seinem Bettchen. Die Wohnung roch nach Kräutern und angebratenem Gemüse, es war warm und still – fast wie in einem Zuhause. Punkt sieben klingelte es an der Tür.

Ich öffnete, und da standen sie – Tony und Zoe, Hand in Hand. Andy begrüßte Tony wie einen Bruder, die beiden lachten laut, tauschten sofort Geschichten und öffneten ein Bier.

Zoe stand still, ein wenig hinter ihm, und als sich unsere Blicke trafen, lächelten wir beide zaghaft. „Darf ich dir helfen?“ fragte sie sanft. Ich schüttelte den Kopf und lächelte zurück. „Danke, ich hab fast alles fertig.“ Als sie an mir vorbeiging, fiel mein Blick auf ihren Bauch – und gleichzeitig sah sie meinen. Unsere Augen wurden groß, und fast im selben Moment riefen wir beide: „Oh, du bist schwanger?“ Wir lachten, laut und herzlich, und in diesem Moment war alles leicht. Die

Distanz war weg, die Unsicherheit verschwunden. Zwei Frauen, zwei kleine Leben unter dem Herzen – verbunden in einem stillen, freudigen Einverständnis.

Von da an wuchs zwischen Zoe und mir etwas Besonderes, eine Freundschaft, zart und vorsichtig im Anfang, wie ein zarter Trieb, der sich langsam aus der Erde schiebt. Wir tasteten uns heran, ohne Eile, aber mit einem stillen Verständnis füreinander.

Wir waren uns ähnlicher, als es auf den ersten Blick schien. Keine von uns hatte großes Interesse an den anderen Armeefrauen. Ich hatte meine Erfahrungen gemacht, schmerzhaft und entmutigend und Zoe hatte ihre ganz eigenen Geschichten, die ebenfalls Spuren hinterlassen hatten. Doch zwischen uns war alles anders.

Es war leicht. Natürlich. Als hätte unser Leben einfach darauf gewartet, dass wir uns begegneten. Wir verbrachten viel Zeit miteinander – gingen spazieren, kochten gemeinsam, redeten über die Schwangerschaften, über unsere Träume und Ängste. Oft nahm sie Matthew für ein paar Stunden zu sich, besonders an den Tagen, an denen er mir alles abverlangte. Sie war geduldig, einfühlsam, und ihre ruhige Art wirkte auf mich wie Balsam. Wir lachten viel zusammen, über die Eigenheiten unserer Männer, über Babynamen, über absurde Schwangerschaftsgelüste. Und manchmal stellten wir uns vor, wie unsere Kinder später beste Freunde sein würden – wie sie zusammen auf dem Spielplatz herumtollen, sich gegenseitig beim Laufen lernen helfen und vielleicht sogar im selben Kindergarten landen würden. Die Zeit verging wie im Flug, und plötzlich war es Dezember.

Weihnachten rückte näher, und die Welt hüllte sich in Lichter, Kälte und den Duft nach Zimt und Hoffnung. Die Männer waren auf einem Manöver in Dänemark – weit weg – und Zoe und ich hatten die Zeit für uns. So viel, wie wir wollten.

Es war eine stille, kostbare Zeit. Voller kleinen Freuden. Voller Leben. Und zum ersten Mal seit Langem spürte ich: Ich war nicht allein. Zoe und ich beschlossen, einen Weihnachtsbaum zu kaufen und nicht irgendeinen. Wir wollten den größten Baum, den wir finden konnten. Einen, der das ganze Wohnzimmer füllen würde und den Raum mit dem Duft von Nadeln und Kindheitserinnerungen durchzog. Natürlich durfte Matthew mit. Für ihn war es ein kleines Abenteuer, und sein Strahlen allein war Grund genug, den Nachmittag draußen zu verbringen. Wir stapften durch den frostigen Nachmittag, lachten über krumme Bäume und pieksige Zweige, bis wir unseren Baum fanden – riesig, voll gewachsen und genau richtig. „Den nehmen wir“, sagte Zoe bestimmt, und ich lachte. „Dann mal los.“ Wir schulterten das grüne Monstrum – Zoe vorne, ich hinten – und Matthew stolz in der Mitte. Er hatte sich mit beiden Händen an den unteren Zweigen festgekrallt und verkündete mit ernster Miene: „Ich helfe mit. Ich bin auch stark.“ Der Baum schwankte, wir stolperten lachend über die Bürgersteige, während Passanten stehenblieben und uns anlächelten. Es war chaotisch, fröhlich – und vollkommen. Zuhause angekommen, war der Baum viel zu groß für das kleine Wohnzimmer. Aber das war egal. Wir rückten Möbel, lachten Tränen, und Matthew legte sich bäuchlings unters Geäst, um „Weihnachtself zu spielen“. In diesem Moment war alles leicht. Alles war gut. Als Andy vom Manöver zurückkam und den Weihnachtsbaum sah, verzog er das Gesicht. Ohne ein „Hallo“ oder ein „Wie geht’s?“, sah er nur den Baum und dann mich an. „Ernsthaft?“, murmelte er, „Ich habe Wochen in dichten Nadelwäldern verbracht, das hier ist das Letzte, was ich jetzt sehen will.“ Seine Worte trafen mich wie ein plötzlicher Schlag. Der Raum, der sich vorher warm und gemütlich anfühlte, schien plötzlich zu schrumpfen. Ich stand da, starrte auf den Baum, dessen Nadeln in dem flimmernden Licht des

Ofens leuchteten, und die frische Kiefernnote, die immer noch in der Luft hing, vermischte sich mit dem bitteren Geschmack von Enttäuschung in meinem Mund. In diesem Moment war es, als ob alles in mir zusammenbrach, als ob der Druck, der sich in den letzten Monaten angestaut hatte, auf einmal herausmusste. Ich spürte die Hitze in meinem Gesicht aufsteigen, das pochende Gefühl in meinen Schläfen, und dann war da dieser Funken Wut – ein Funken, der sich plötzlich zu einer Flamme aufbaute. „Es geht nicht immer nur um dich, Andy“, sagte ich, diesmal nicht schüchtern oder unsicher, sondern ruhig, mit einer Festigkeit in der Stimme, die ich selbst nicht erwartet hatte. „Es geht um Matthew. Es geht darum, dass er ein schönes Weihnachten erlebt, eines, an das er sich vielleicht ein Leben lang erinnert. Bald haben wir zwei Kinder – da reicht es nicht, einfach wieder reinzuschneien und alles runterzuziehen. Irgendwann muss man lernen, sich selbst mal hintenanzustellen.“ Der Raum schien still zu werden, als meine Worte die Luft füllten, und ich fühlte, wie meine Brust sich verengte. Aber in mir war auch ein seltsames Gefühl der Befreiung. Vielleicht war es die Erkenntnis, dass ich nicht mehr einfach so das Schweigen ertragen musste. Dass ich nicht mehr klein und unsichtbar sein musste, um es ihm recht zu machen. Andys Blick war überrascht, fast erschrocken. Vielleicht hatte er nie damit gerechnet, dass ich mich so verhalten würde. Vielleicht war er es nicht gewohnt, dass ich mich nicht einfach beugte. Doch er konnte nichts erwidern. Er stand einfach da, der Ausdruck auf seinem Gesicht eine Mischung aus Verwirrung und, vielleicht, einer tiefen Unsicherheit, die er nicht zeigen konnte.

Ich atmete tief ein, versuchte, die aufkommenden Tränen zurückzuhalten. Aber in diesem Moment, in dieser stillen, brüchigen Pause, fühlte ich mich irgendwie stärker. Vielleicht war es der Gedanke an Matthew – an das Kind, das mit allem

Recht auf Liebe und ein Stückchen Frieden in dieser Welt bestehen sollte. Vielleicht war es auch die Erkenntnis, dass ich für meine Kinder stark sein konnte, dass ich nicht mehr alles hinnehmen musste.

Es war nicht mehr der alte Zweifel in meiner Stimme, sondern eine Entschlossenheit, die tief in mir gewachsen war. Er sagte nichts mehr. Vielleicht wusste er nicht, was er darauf antworten sollte. Und vielleicht, nur vielleicht, war er in diesem Moment einfach sprachlos.

Angst um Zoe

Der Januar war grau und kalt, die Tage zogen sich endlos hin. Doch dann kam dieser Morgen. Andy stand vor mir, die Worte schwer und beladen. „Zoe bekommt ihr Baby... es gibt Komplikationen“, sagte er, und ich spürte sofort, wie die Luft um mich herum dicker wurde. Ohne zu zögern, schnappte ich mir meine Sachen. Die Sorge um Zoe, meine Freundin, war größer als jede andere Angst. Ich wusste nicht, was passiert war, aber ich wusste, dass ich an ihrer Seite sein musste. Als wir im Krankenhaus ankamen, konnte ich die Anspannung in der Luft förmlich greifen. Der Geruch von Desinfektionsmitteln und das monotone Piepen der Maschinen schienen alles andere zu übertönen. Und dann sah ich Zoe, wie sie auf der Intensivstation liegend, fast unkenntlich blass war. Es war, als ob ihr Leben sich langsam aus ihr herauszog, und ich konnte nicht glauben, was ich sah.

Mein Herz setzte einen Moment aus, und eine kalte Welle der Angst überkam mich. Ich hatte sie noch nie so verletztlich gesehen. Ihre blasse Haut und der leere Ausdruck auf ihrem Gesicht ließen mich erschauern. Und in diesem Moment konnte ich nichts anderes tun, als die Tränen zuzulassen. Ich wusste nicht, wie es ihr wirklich ging, und doch überkam mich die unheimliche Gewissheit, dass etwas Schreckliches passiert war.

Tony trat aus dem Raum. Seine Augen waren rot, seine Stimme zitterte. „Es... es sieht nicht gut aus“, sagte er, und obwohl er versuchte, sich zu fassen, konnte ich die Traurigkeit in seinem Blick erkennen. „Wir wissen noch nicht, ob sie es schafft.“

Ich stand wie erstarrt da. Das Gefühl, hilflos zu sein, nagte an mir. Ich wollte zu ihr, wollte irgendwie für sie da sein, aber ich durfte nicht. Der Gedanke, sie zu verlieren, setzte mir zu.

Ich schloss für einen Moment die Augen, atmete tief durch, um mich zu sammeln. Alles, was ich wollte, war, dass sie es übersteht. Sie war meine Freundin, jemand, auf den ich immer zählen konnte, und nun konnte ich nur noch hoffen, dass sie wieder zurückkehren würde, dass sie nicht in diesem Moment verlorenging. „Bitte“, flüsterte ich leise, während ich aus dem Fenster auf die dichte, graue Stadt blickte. Es war ein Moment, in dem die Welt stillzustehen schien, als ob der Raum um uns herum nur den Schmerz und die Angst einfing.

Zoe erholte sich zum Glück erstaunlich schnell. Als sie einige Wochen später endlich mit ihrem kleinen Jungen aus dem Krankenhaus nach Hause kam, wirkte sie zwar noch blass, ihre Gesichtszüge ein wenig müde, aber in ihren Augen lag ein neues, leuchtendes Strahlen. Sie hatte es geschafft. Ich stand mit klopfendem Herzen vor ihrer Haustür, einen kleinen Blumenstrauß in der Hand, als sie mir öffnete. Sie trug einen weiten, flauschigen Pullover, der den kleinen Körper ihres Babys schützend an ihrer Brust verbarg, und ihr Haar war lose zusammengebunden. Wir setzten uns auf das große Sofa in ihrem Wohnzimmer, das von weichem Licht durchflutet war. Es roch nach Tee, Babypuder und diesem ganz eigenen Duft, den nur ein Neugeborenes mit sich bringt – zart, warm und irgendwie tröstlich.

Sie reichte mir das kleine Bündel Mensch, und ich hielt den winzigen Jungen ganz vorsichtig, als könne er zerbrechen. Seine Fingerchen bewegten sich suchend, und er machte diese kleinen, schmatzenden Geräusche, die mir direkt ins Herz gingen. Zoe lächelte müde, aber aufrichtig. „Es war eine schlimme Zeit“, sagte sie leise, „aber... jetzt, wo ich ihn habe... war es das alles wert.“ Ihre Stimme war weich, beinahe zerbrechlich, doch ihre Worte trugen Kraft. Ich sah sie an, und für einen Moment spürte ich so viel Liebe und Dankbarkeit in mir, dass mir die Tränen in die Augen stiegen. Ich legte

eine Hand auf meinen runden Bauch und spürte, wie das Baby sich darin bewegte – wie eine Erinnerung daran, dass auch mein kleines Wunder bald kommen würde. „Ich glaube, diesmal wird es ein Mädchen“, sagte ich leise und lächelte in mich hinein. Es war kein Wissen, sondern ein Gefühl. Es war anfang Februar. Draußen war die Luft klar und kalt, aber die Sonne zeigte sich immer öfter. Matthew war inzwischen drei Jahre alt und ging in den britischen Kindergarten. Ich konnte kaum glauben, wie groß er geworden war. Wenn ich ihn morgens verabschiedete, in seinem kleinen dunkelblauen Mantel mit der Kapuze, die oft halb herunterhing, fühlte ich mich stolz und wehmütig zugleich. Er drehte sich noch einmal zu mir um, winkte mit seiner kleinen Hand und lief dann los, als würde er schon genau wissen, wohin das Leben ihn führen würde.

Und während ich ihm nachsah, die Hand auf meinem Bauch, spürte ich, dass sich gerade alles veränderte – leise, langsam, und doch voller Kraft.

Ein neues Leben

Meine Mutter war extra angereist, um für Matthew da zu sein, wenn die Geburt losging. Sie hatte sich sofort angeboten und freute sich riesig auf das neue Baby – egal ob Junge oder Mädchen. An ihrem ersten Abend bei uns entschieden wir spontan, gemeinsam essen zu gehen. Es war ein milder Abend im frühen Februar. Matthew hüpfte vor Freude neben uns her. Für ihn war das wie ein kleines Abenteuer – später ins Bett, Restaurantstühle, die man drehen konnte, und ein Dessert, das er sich selbst aussuchen durfte.

Wir fanden einen Platz in einem kleinen italienischen Restaurant, das wir besonders mochten. Die Wände waren warm terrakottafarben gestrichen, Kerzen flackerten auf den Tischen, und der Geruch von frischer Pasta und Knoblauch lag in der Luft. Alles fühlte sich friedlich an. Während wir auf unser Essen warteten, betrat ein älterer Herr das Restaurant. Schlank, mit schlohweißem Haar, in einem tadellos gebügelten schwarzen Anzug – und mit einer Geige in der Hand. Er nickte dem Personal zu, schloss kurz die Augen und begann dann zu spielen. Zuerst war es ganz leise, ein sanftes Thema, das durch den Raum glitt wie ein frischer Windstoß. Dann steuerte er direkt auf unseren Tisch zu.

„Oh nein“, murmelte ich und versuchte, nicht zu lachen. Meine Mutter richtete sich auf. Andy schaute neugierig. Matthew war begeistert und schaute mit großen Augen auf den Violinisten. Ich hingegen – damals mit wenig Zugang zu klassischer Musik und gerade leicht überreizt – flüsterte: „Wenn der jetzt Ave-Maria spielt, platzt meine Fruchtblase.“

Der Violinist lächelte uns charmant an, hob die Geige erneut – und fing tatsächlich mit einem Stück an, das verdächtig nach Vivaldi klang. Ich beugte mich leicht vor, legte die Hand auf meinen Bauch und sagte trocken: „Es wird höchste Zeit,

dass dieses Baby kommt, sonst bekommt es hier gleich noch musikalisch bedingte Ohrenschäden.“ Andy prustete los, meine Mutter verdrehte halb amüsiert die Augen – und der Violinist zwinkerte mir zu, als hätte er alles gehört. Matthew klatschte begeistert, völlig unbeeindruckt von meiner sarkastischen Bemerkung. Für ihn war das der große Auftritt des Abends.

Erst spät kamen wir heim. Matthew war schon im Auto eingeschlafen, die kleinen Hände zu Fäusten geballt, der Mund leicht geöffnet. Meine Mutter trug ihn sanft ins Bett, deckte ihn zu, während Andy und ich noch ein paar Minuten auf dem Sofa saßen – müde, aber irgendwie zufrieden. In der Nacht wachte ich plötzlich auf. Da war ein Ziehen. Kein Schmerz wie vorher, kein Übungswehengefühl, nein, das war anders. Tiefer. Echtes Ziehen. Ich setzte mich auf und wartete kurz. Und dann, ganz plötzlich, dieses warme, nasse Gefühl – meine Fruchtblase war geplatzt. Ich atmete ein paar Mal tief durch, stand auf und ging in das kleine Gästezimmer, wo meine Mutter schlief. „Mama“, flüsterte ich. „Es geht los.“

Sie war sofort wach. Kein hektisches Durcheinander, sondern eine ruhige, wache Energie. Andy kam aus dem Schlafzimmer, noch verschlafen, aber seine Augen klärten sich schnell. Wir waren bereit. Die Fahrt ins Krankenhaus war still. Draußen lag feiner Nebel auf der Straße, die Welt schien zu schlafen. Ich saß auf dem Beifahrersitz, hielt mir den Bauch, spürte, wie sich die Wehen langsam steigerten. Im Kreißsaal roch es nach frischer Bettwäsche, die Lichter waren gedämpft. Ich lag da, hielt Andys Hand, spürte, wie mein Körper arbeitete. Es war anstrengend, schmerzhaft, aber ich wusste: Ich war nicht allein.

Und dann – nach Stunden, die sich gleichzeitig endlos und wie ein Wimpernschlag anfühlten – war da dieser erste Schrei. Zart. Laut. Lebendig. Die Hebamme lächelte mich an. „Ein

Mädchen.“ Ich konnte nichts sagen. Tränen liefen mir über die Wangen, und als sie mir das kleine, warme Bündel auf die Brust legte, war die Welt plötzlich ganz still.

Louise. Ihr Kopf war leicht bedeckt mit blonden Haaren, ihre Haut weich und rosig, die kleinen Finger krümmten sich wie winzige, tastende Ästchen. Ihre blauen Augen blinzelten in die Welt – so klar, so wach. Ich atmete ihren Duft ein, dieser süße, unverwechselbare Baby Duft, der einem sofort das Herz weich macht. Und ich wusste: Alles war gut.

Ich erwachte langsam aus einem tiefen, traumlosen Schlaf. Der Raum um mich wirkte still, fast unwirklich. Ein fahles, graues Licht fiel durch das Fenster, der Himmel draußen war verhangen, bleiern und schwer vom kalten Februarmorgen. Ich blinzelte, ließ den Blick zur Seite gleiten, dorthin, wo das kleine Bettchen stand oder stehen sollte. Doch es war weg.

In dem Moment wurde mir schlagartig kalt, von innen heraus. Das Babybett war verschwunden. Mein Herz setzte für einen winzigen Augenblick aus, dann raste es los wie ein aufgeschrecktes Tier. Meine Gedanken überschlugen sich. Wo war sie? Wo war Louise?

Ich war plötzlich hellwach, warf die Decke zur Seite, stellte die Füße auf den kühlen Boden und taumelte fast, als ich aufstand. Meine Beine zitterten. Ich tappte in den Flur hinaus, der in einem matten Licht lag. Alles war still, nur das entfernte Summen von Geräten und leise Schritte auf den Gängen. Ich lief zum Schwesternzimmer, klopfte hastig an die Tür. Eine Schwester öffnete, ihre Augen müde, aber freundlich. „Guten Morgen“, sagte sie, doch ich hörte nur den Pulsschlag in meinen Ohren. „Mein Baby... das Bettchen ist weg...“ Meine Stimme brach. Ich fühlte mich schwindlig, leer, panisch. Die Schwester trat sofort näher, hob beruhigend die Hände. „Keine Sorge, alles ist in Ordnung“, sagte sie mit ruhiger Stimme. „Sie sind nach der Geburt direkt eingeschlafen. Wir

wollten, dass Sie etwas Ruhe bekommen. Das Baby war so friedlich, also haben wir sie zu uns genommen. Sie ist wohl-auf.“ Ich spürte, wie mein Körper langsam wieder zu atmen begann. Tränen stiegen mir in die Augen – aus Erleichterung, aus Erschöpfung, aus dieser überwältigenden Angst, die mich für einen Moment völlig aus der Bahn geworfen hatte. Ich nickte stumm und drehte mich um. Wenige Minuten später rollten sie das Bettchen zurück in mein Zimmer. Und da lag sie, meine kleine Tochter. Friedlich, rosig, mit geschlossenen Augen und diesen winzigen, perfekten Händen, die wie Blütenblätter auf ihrer Decke ruhten.

Ich nahm sie sofort in meine Arme, drückte sie fest an mich, roch an ihrem Köpfchen – dieser unverwechselbare, warme Duft, der nur zu ihr gehörte. Mein Baby. Sie war da.

Ein paar Stunden später kam meine Mutter ins Zimmer. Sie trug ihren warmen Wintermantel noch halb offen und hatte einen kleinen Strauß mitgebracht – Tulpen, in zarten Farben. Ihre Augen leuchteten, als sie Louise sah. Ich reichte ihr meine Tochter, und sie nahm sie vorsichtig in den Arm, als würde sie etwas Heiliges berühren. Ihre Miene war weich, gerührt – doch ich bemerkte einen seltsamen Schatten darin. „Du, ich muss mit dir reden“, sagte sie zögernd, während sie Louise wiegte. Ich sah sie fragend an. „Ist alles in Ordnung? Geht es um Matthew?“ fragte ich sofort, in Sorge um meinen Sohn. „Nein, nein, mit ihm ist alles gut“, sagte sie rasch. Dann senkte sie die Stimme. „Aber... kann es sein, dass Andy etwas mit eurer Nachbarin hat?“ Ich starrte sie an. „Was meinst du? Du meinst Betsy?“ Ich runzelte die Stirn. „Er ist öfter bei Jeff – sie reden über Fußball. Die beiden verstehen sich gut. Jeff ist ihr Mann.“ „Ich weiß“, sagte sie ruhig. „Aber heute Morgen kam Betsy vorbei – sie hat einen Blumenstrauß gebracht. Sie sagte, Andy hätte sie gebeten, die Blumen für dich zu

besorgen, weil er selbst nicht losgehen wollte. Und... na ja, sie wirkte irgendwie zu vertraut, weißt du?“

Ich schüttelte leicht den Kopf, innerlich verwirrt. „Aber... in letzter Zeit war alles gut. Wirklich gut. Er war so besorgt während der Geburt, so aufmerksam. Es gab keine Streitereien mehr, nicht mal Kleinigkeiten. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er gerade jetzt wieder so etwas machen würde.“ Meine Mutter sah mich nachdenklich an, sagte aber nichts mehr dazu. Ich spürte, wie sich ein leiser Zweifel in meine Gedanken schlich, wie ein kalter Wind durch einen Türspalt. Aber ich schob ihn beiseite – heute war nicht der Tag für Misstrauen. Ich hatte gerade ein Kind geboren. Ich hatte meine kleine Tochter in den Armen. Und für diesen Moment sollte das reichen.

Ich entschied mich, Andy nicht zur Rede zu stellen. Ich konnte es einfach nicht glauben – nicht jetzt, wo ich so sehr hoffte, dass sich alles zum Guten wenden würde. Unsere Ehe hatte sich doch beruhigt, wir hatten zuletzt kaum gestritten, und ich klammerte mich an den Glauben, dass ein Neuanfang möglich war. Vor allem, als Andy mit Matthew ins Krankenhaus kam – wie sanft er war, wie fürsorglich. Er beugte sich über Louises winziges Gesicht, lächelte und sagte leise etwas zu ihr, das ich kaum verstand, aber das mein Herz rührte. Es war, als wolle er ihr die ganze Welt zeigen.

Matthew sah seine kleine Schwester zum ersten Mal mit großen, staunenden Augen an. Seine blonden Haare fielen ihm in die Stirn, als er sich neugierig über das Bettchen beugte. „Darf ich ihr beim Baden helfen?“ fragte er aufgeregt. Ich lächelte, hielt Louise noch enger an mich und sagte: „Das machen wir zusammen, wenn wir zuhause sind.“ Als er sie mit unserer Hilfe vorsichtig in den Arm nehmen durfte, leuchtete sein Gesicht. Dieses Bild, mein Sohn mit seiner Schwester im Arm, so behutsam, so stolz. Das Bild brannte sich tief in mein

Herz. Es war einer dieser seltenen, stillen Momente des reinen Glücks. Und ich hielt ihn fest, als wäre er aus Glas. Nach ein paar Tagen durften wir nach Hause. Draußen war es noch immer klirrend kalt, ein eisiger Wind zerrte an den nackten Bäumen, aber in meinem Inneren war es warm, ich hatte meine kleine Familie bei mir. Meine Mutter blieb noch eine Woche, half mir mit Louise und Matthew, kochte Tee, wusch Wäsche, war einfach da. Andy jedoch... er verschwand immer öfter zu den Nachbarn. „Ich brauch das, um ein bisschen abzuschalten“, sagte er, wenn ich ihn fragte. Aber meine Mutter sah mich an, zog die Augenbrauen zusammen und meinte leise: „Ich glaube, er weiß, dass ich etwas ahne. Vielleicht geht er uns deshalb aus dem Weg.“ Ich wollte es nicht hören. Ich tat es ab, wie man ein unangenehmes Geräusch abtut. Ich konnte das jetzt nicht sehen. Nicht jetzt. Ich durfte den neuen Anfang nicht verlieren. Die Tage verschwammen. Ich stand nachts auf, wie automatisch, wickelte Louise, stillte sie im schwachen Licht der Nachttischlampe, während der Wind gegen die Fenster schlug. Tagsüber schleppte ich mich durch den Haushalt, versuchte Matthew gerecht zu werden, kochte, räumte auf, wusch Wäsche. Ich war so müde, dass ich manchmal kaum wusste, ob es Tag oder Nacht war. Als meine Mutter abgereist war, bat ich Andy um Hilfe. Er zuckte nur die Schultern. „Ich geh arbeiten. Das musst du schon alleine schaffen. Am Wochenende brauch ich meine Ruhe.“ Seine Worte fielen wie schwere Steine. Ich sagte nichts, aber innen zerbrach wieder ein Stück. Einige Tage später – Louise lag friedlich an meiner Brust, ihre kleinen Finger krallten sich in mein Shirt, und ich saß mit einem Kissen im Rücken auf dem Sofa – da klingelte es an der Tür. Matthew war im Kindergarten, das Haus war still. Andy war da, gerade von der Arbeit zurück, und rief: „Ich geh schon!“

Ich hörte Schritte zur Tür und dann eine Stimme, die mir sofort die Nackenhaare aufstellte. Betsy. „Kann ich mir etwas Zucker ausleihen?“ fragte sie mit dieser süßen, leichten Stimme, die mir plötzlich unangenehm nah vorkam. „Na klar“, sagte Andy freundlich. „Komm doch in die Küche, ich mach uns 'nen Tee.“ Dann... ein Kichern. Flüstern. Worte, zu leise zum Verstehen. Mein Herz zog sich zusammen, wie bei einem plötzlichen Temperatursturz. Louise nuckelte friedlich weiter, aber meine Gedanken schienen wie eingefroren. Ein komisches Gefühl, so fein wie Spinnweben, kroch mir den Rücken hoch. Ich spürte: Etwas stimmte hier nicht. Da Louise eingeschlafen war, legte ich sie vorsichtig in den Stubenwagen. Ihre kleine Faust öffnete sich, ein leiser Seufzer entwich ihrem Mund – dieser Moment hätte friedlich sein sollen. Aber in mir war es alles andere als ruhig. Ich schlich auf Zehenspitzen ins Esszimmer. Dort war diese alte Durchreiche, ursprünglich für Geschirr gedacht, aber heute war sie mein Fenster zur Wahrheit. Ich beugte mich leise vor, warf einen schnellen Blick in die Küche – und erstarrte. Andy und Betsy standen dicht beieinander, viel zu dicht. Ihre Körper sprachen eine Sprache, die kein Missverständnis zuließ. Ein Blick, ein Lächeln zu viel. Sie waren so vertieft, so verschworen, dass sie mich gar nicht bemerkten. Ein leiser Stich durchfuhr meine Brust – keine Ahnung, ob es Schmerz war oder Wut.

Ich ging zurück ins Wohnzimmer, mein Herz raste. Ich setzte mich aufs Sofa, starrte ins Leere. Dann, mit fester Stimme – nicht laut, aber schneidend – rief ich: „Wenn der Tee noch länger dauert, ist Louise eingeschult, bevor wir ihn trinken können.“

Flüstern. Ein kurzer Moment der Stille. Dann Betsys übertrieben laute Stimme: „Ich komm später nochmal runter, dann trinken wir zwei zusammen einen Tee, ja?“

„Heute nicht“, sagte ich kalt. „Ich bin später nicht da.“ Andy kam ins Wohnzimmer, seine Stirn gerunzelt. „Wo willst du denn hin?“ „Ich bin mit Zoe verabredet“, sagte ich knapp. „Aber du kannst ja gerne deine Zeit mit Betsy verbringen. Jetzt, wo ich nicht da bin, seid ihr ungestörter.“ Sein Blick wurde hart. „Was soll das jetzt?“

Ich sah ihn direkt an. „Das solltest du mir sagen. Du bist derjenige, der sich benimmt, als wär er auf Klassenfahrt mit der Nachbarin.“ „Du bildest dir was ein“, sagte er kalt. „Du drehst völlig durch.“ Ein paar Abende später hatten Jeff und Betsy uns eingeladen, nach oben zu kommen. Ich verneinte. „Die Kinder sind unten, allein.“

Andy winkte ab. „Wir haben doch das Babyfon. Wir hören alles.“

„Hören ja – aber nicht schnell genug handeln, wenn was passiert.“ Ich sah ihn ernst an, wollte keinen weiteren Streit. Doch es half nichts.

Jeff und Betsy kamen stattdessen zu uns. Alle paar Minuten wechselten sie sich ab, sahen nach ihren Kindern – wie eine gut einstudierte Choreografie. Dann, als Betsy nach oben ging und Andy ebenfalls den Raum verließ, trat Jeff an mich heran. „Sag mal... kommt dir das nicht auch komisch vor? Ich hab das Gefühl, da läuft was zwischen den beiden.“

Ich sah ihn lange an, dann sagte ich leise: „Frag Betsy. Andy würde sowieso alles abstreiten und mich als verrückt hinstellen.“ Ich wollte keinen Streit, keine Szene – nicht vor anderen.

Als Andy und ich später allein waren, platzte es aus mir heraus. „Jeff weiß es“, sagte ich ruhig. „Weiß was?“ „Dass zwischen dir und Betsy was läuft.“ Andy fuhr herum. „Sag mal, bist du völlig irre geworden?!“ „Ich hab Augen im Kopf, Andy! Ich hab euch gesehen. Eure Blicke, dieses Flüstern, das

Lachen – du willst mir ernsthaft sagen, das bilde ich mir alles ein?!“

„Du bildest dir immer was ein! Du suchst ständig einen Grund, um mich schlecht dastehen zu lassen!“ „Nein, du sorgst schon selbst dafür! Ich habe dich nicht gebeten, mit der Nachbarin zu flirten, während ich hier halb zusammenbreche!“

„Ach, jetzt geht das Drama wieder los...“ „Drama?! Ich hab ein Neugeborenes, ein Kleinkind, keinen Schlaf, keine Hilfe von dir – und du nennst das Drama? Ich breche mir hier den Rücken für diese Familie, und du hängst mit Betsy rum, als wärst du auf verdammtm Betriebsausflug!“ Er schrie: „Ich mach den ganzen Tag nur den scheiß Job, damit hier überhaupt irgendwas läuft! Und du?! Du sitzt hier und suhlst dich in deinem Selbstmitleid!“

„Sei still!“, zischte ich. „Du hast keine Ahnung, wie es ist, sich selbst jeden Tag wieder aufzuraffen, obwohl alles in dir schreit, einfach wegzulaufen! Weißt du was? Morgen packe ich die Kinder. Und ich gehe. Weg von dir. Weg von diesem Wahnsinn!“

Stille. Dann lachte er kalt. „Du? Du gehst? Wohin denn? Und wie? Denkst du, irgendwer will dich mit zwei kleinen Kindern?“ Ich sah ihn an, Tränen in den Augen und dachte im Stillen das er recht hatte.

Ich ließ die ganze Geschichte erst einmal ruhen. So jedenfalls nannte ich es vor mir selbst. In Wahrheit hatte ich Angst. Nicht vor dem Gehen – davor nicht. Sondern vor dem, was danach kommen würde. Ich wollte nicht zurück zu meinen Eltern. Ich konnte ihnen nicht den Triumph gönnen, dass sie recht behalten hatten. „Du wirst das nie schaffen“, hatten sie gesagt. Und ich war fest entschlossen, ihnen nicht den Beweis dafür zu liefern.

Also blieb ich. Nicht aus Überzeugung, sondern aus Ohnmacht. Ich redete mir ein, dass ein Plan her müsse. Etwas Durchdachtes. Ein Ausweg mit System. Aber je länger ich nachdachte, desto leerer wurde es in mir. Kein Gedanke fühlte sich tragfähig an. Alles schwankte, alles war brüchig. Wie ein Kartenhaus, das beim kleinsten Luftzug in sich zusammenfallen würde. Ich mied Betsy. Wenn ich ihr auf dem Flur begegnete, drehte ich mich weg oder tat so, als sei ich in Eile. Jeff – der sonst immer einen lockeren Spruch auf den Lippen gehabt hatte – wirkte plötzlich still. Zurückhaltend. Auch er schien mir aus dem Weg zu gehen. Vielleicht aus Scham. Vielleicht, weil er ahnte, dass ich etwas wusste, das besser unausgesprochen blieb. Ungefähr zwei Monate später zogen sie weg. Jeff hatte eine Versetzung nach Zypern beantragt – ob es wirklich seine Entscheidung war, wusste ich nicht.

Stille Fragen

Mit ihrem Auszug kehrte vordergründig Ruhe ein. Doch es war ein trügerischer Frieden, einer, der mehr verschleierte als heilte. Wie ein Schleier aus Nebel, durch den man kaum die Realität erkennen konnte. Ich funktionierte. Tagsüber kümmerte ich mich um Matthew, stillte Louise, räumte auf, kochte, morgens wenn ich Zeit hatte und Matthew in den Kindergarten ging, verbrachte ich Zeit mit Zoe. Nach wie vor verstanden wir uns und hielten trotz allem, was passierte engen Kontakt, sehr zum Verdruss unserer Männer. Nachts lag ich wach und starrte an die Decke, bis das erste graue Licht des Morgens durch die Vorhänge sickerte.

Oft beobachtete ich meine Kinder, wenn sie schliefen. Matthew mit seinem leicht geöffneten Mund, der in seinem kleinen Bettchen träumte. Louise, zusammengerollt wie ein winziges Kätzchen aber die Augen selbst beim Schlafen, immer ein Stück geöffnet. In diesen Momenten kamen mir immer dieselben Fragen: Konnte ich sie alleine großziehen? Würde ich ihnen alles geben können, was sie brauchten? Oder würde ich ihnen, wie meine Mutter mir, irgendwann mehr nehmen als geben? Dann kamen die Erinnerungen. Und mit ihnen die Wut. Die kindliche Frage, die bis heute in mir brannte: Wie kann man einem Kind weh tun? Wie kann man ein Wesen, das nur geliebt werden will, schlagen, anschreien, demütigen? Warum hatte meine leibliche Mutter mich so behandelt, als sei ich ein Fehler? Und warum hatten meine Pflegeeltern weggesehen, als ob ich unsichtbar war? Die Erinnerungen waren nie weg gewesen. Kein einziges Detail hatte mich verlassen. Es war nicht so, dass ich vergessen hatte, im Gegenteil: Ich hatte alles so glasklar vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Die Gesichter, die Stimmen, der Geruch in den Räumen, das Gefühl, wenn man sich zu klein fühlt für die

Welt. All das lebte in mir und ich trug es mit mir, Tag für Tag. Irgendwann, als ich das tausendste Mal in diese schlafenden Kindergesichter sah, wurde mir klar: Ich musste Antworten finden. Ich konnte nicht weiterleben, ohne es wenigstens versucht zu haben. Ich erinnerte mich plötzlich an die Adresse meiner damaligen Pflegeeltern – sie war auf den alten Postkarten gewesen, die mir meine Adoptiveltern geschickt hatten, als ich noch bei ihnen lebte. Wie gut ich sie kannte, fast so, als wäre ich nie wirklich fort gewesen. Diese Adresse war mein Anfang. Mein Ausgangspunkt. Ich würde nicht mehr schweigen. Nicht mehr verdrängen. Ich verdiente die Wahrheit und ich war bereit, sie mir zu holen. Wenn ich diesen Zorn nicht in etwas verwandelte, würde er mich irgendwann auffressen. Und das konnte ich mir – und meinen Kindern nicht erlauben. Ich rief die Auskunft an. Die Stimme am anderen Ende war freundlich, fast beiläufig, als hätte ich nach dem Wetter gefragt. Aber meine Hände zitterten, als ich mir die Nummer notierte. Die Ziffern standen plötzlich wie Fremde auf dem Papier, und ich starrte sie an, als könnten sie mich beißen. Mein Herz schlug schneller. Ich hatte das Gefühl, als würde ich auf einen Abgrund blicken. Ich wollte wählen. Ich wollte es wirklich. Aber meine Finger gehorchten mir nicht. Ich war nicht mehr das kleine Mädchen, das sie damals weggesperrt hatten. Ich war Mutter. Ich hatte mein eigenes Leben. Und trotzdem, die Angst saß so tief, als hätte sie nie aufgehört zu flüstern. Ich rang mit mir. Immer wieder. Tage lang lag der Zettel auf dem Küchentisch. Ich ging an ihm vorbei, als würde er brennen.

Dann meldete sich meine Schwester. Nicht meine leibliche Schwester aber die, mit der ich aufgewachsen war. Die als Einzige wirklich verstand, was ich meinte, wenn ich nur ein einziges Wort sagte: "Früher." Sie wollte uns besuchen. Ich freute mich ehrlich, tief. Als sie da war, redeten wir ohne Pause. Über

das Jetzt, über die Kinder, über kleine Freuden. Aber irgendwann schlich sich die Vergangenheit leise mit an den Tisch. Wir sprachen über unsere Geschichten, die Narben, die immer noch juckten. Über das, was man nicht sieht, aber immer spürt. Ich erzählte ihr von der Nummer. Vom Zettel. Von der lähmenden Angst.

Sie sah mich an, ruhig, mitfühlend, fast beschützend. „Willst du es tun?“ Ich nickte nur. Mehr bekam ich nicht heraus. „Dann mach es. Ich bin hier.“ Ich atmete tief ein. Und dann wählte ich. „Keller.“ Eine Frauenstimme. Sachlich. Nüchtern. Ich rang nach Worten. „Guten Tag... mein Name ist Lilian A. Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern...“

Es folgte ein Moment der Stille. Schwer. Dunkel. Dann ein leises: „Doch... ja. Ich erinnere mich.“ „Ich... ich habe Fragen“, sagte ich. Meine Stimme klang fremd, zittrig. „Ich erinnere mich an so vieles. Die Nächte, in denen ich auf der Treppe schlafen musste. Den Keller. Wie ich mich unter dem Bett verkrochen habe, Nacht für Nacht..., weil ich Angst hatte. Angst vor dem Buhmann.“ Es blieb still am anderen Ende. Kein Protest. Kein Widerspruch.

Dann sagte sie leise: „Es tut mir leid.“ „Warum hat niemand etwas getan?“ Meine Stimme war jetzt fester, zittrig nur vom Zorn. „Ich war ein Kind. Ich hätte Schutz gebraucht.“

„Es war nicht meine Schuld“, sagte sie. „Es war mein Mann.“ Mir wurde schlagartig kalt.

„Was... was meinen Sie?“ „Er ist tot. Schon lange. Hat sich das Leben genommen. In der Garage. Er... konnte nicht mehr.“ „Wegen mir?“ Ich spürte, wie mein Herz raste. Die Schuld, die sich nie ganz auflöste, pochte wie ein altes Echo. „Wegen allem. Es kam raus, dass er..., dass er seine eigene Tochter missbraucht hat. Sie hat es dem Pastor erzählt. Und der hat versucht, ihn zur Reue zu bewegen. Aber er konnte die

Wahrheit nicht ertragen. Die Sünde. Die Angst. Die Scham. Also hat er den Motor laufen lassen. Und...“

Ich hielt den Atem an. Ich wusste nicht, ob ich weinen oder schreien sollte. Alles in mir schien zu beben. „Und Sie?“ fragte ich. „Was wussten Sie?“

Sie schwieg. Dann: „Ich habe alles gewusst. Aber ich... ich habe geschwiegen. Ich war feige. Ich schäme mich.“ Ich schluckte hart. Ein Kloß in meinem Hals, der sich nicht lösen wollte.

„Und heute?“ „Heute... habe ich einen Jungen mit Down-Syndrom in Pflege. Ich tue, was ich kann. Ich versuche, gut zu sein.“ „Können Sie mir sagen, wo meine leibliche Mutter ist?“ Meine Stimme war leise, brüchig, beinahe wie ein Gebet. Sie zögerte.

„Ich weiß es nicht. Aber ich sag dir eines, Kind... du willst sie nicht finden. Sie wollte nicht, dass du lebst. Sie hat dich nicht beschützt. Sie hat dich weggegeben. Das bringt dir kein Glück.“ „Ich will nur verstehen.“ „Manches kann man nicht verstehen. Man kann nur entscheiden, ob man daran zerbricht oder weitergeht.“

Ich atmete tief durch. „Danke... für Ihre Ehrlichkeit.“ „Leb dein Leben, Lilian. Und schau nicht zurück. Nicht mehr.“ Ich legte auf. Meine Schwester nahm mich wortlos in den Arm. Und da, in diesem Moment, bebte mein ganzer Körper. Ich zitterte bis in die Fingerspitzen vor Schock, vor Wut, vor dem alten, nie verstummten Schmerz. Aber ich ließ keine Träne zu. Nicht eine. Ich wollte keine Schwäche zeigen, nicht jetzt. Denn tief in mir saß dieses Gefühl: Wenn ich weinte, hätten sie gewonnen. Und das durfte nicht sein. Ich hatte überlebt. Und ich war hier. Noch immer.

Abschied und Neuanfang

Die Monate verstrichen, und das Leben lief einfach weiter irgendwie. Andy und ich lebten mehr nebeneinanderher als miteinander. Ich tat, was ich tun musste, um den äußeren Schein zu wahren und den inneren Frieden oder das, was davon übrig war, zu bewahren.

Wenn wir Besuch hatten, fiel es mir immer wieder auf: Wie Andy Geschichten erzählte, die so offensichtlich aus der Luft gegriffen waren, dass es mir den Magen umdrehte. Und doch sie glaubten ihm. Immer wieder. Er hätte einem Eskimo einen Kühlschrank verkaufen können, und der hätte noch Danke gesagt. Ich beobachtete das mit einer Mischung aus Fassungslosigkeit und innerer Abwehr, ignorierte es oft und wenn es mir zu viel wurde, redete ich mit Zoe darüber. Unsere Freundschaft war zu einem Rückzugsort geworden, einem sicheren Hafen inmitten all der Unruhe. So eng war unser Band, dass die anderen Frauen uns schon scherzhaft „siamesische Zwillinge“ nannten. Unzertrennlich. Untrennbar. Und kaum Platz für andere. Dann kam der Tag, an dem Andy mir die Nachricht überbrachte: Unsere Zeit in Berlin war vorbei. England wartete. Genauer gesagt, Pirbright in Surrey, ein Trainingslager für Soldaten. Ich nickte nur. Was sollte ich auch sagen? Es war nicht das erste Mal, dass ich alles hinter mir ließ, und es würde wohl nicht das letzte sein.

Also packten wir wieder einmal unser Leben in Kisten. Nur dass es diesmal schwieriger war – viel schwieriger. Zwei Kinder hielten mich auf Trab. Louise war fast ein Jahr alt, Matthew näherte sich seinem vierten Geburtstag, und ich? Ich funktionierte. Irgendwo dazwischen. Zwischen Windeln, Wäsche und Wiederabschied.

Als wir in Pirbright ankamen, zogen wir in ein kleines Haus mit einem kleinen Garten. Die Gegend war ruhig und grün,

überall Bäume, Wiesen und kleine Wege, die zum Spaziergehen einluden. Es war fast wie in einem Bilderbuch. Pirbright war ein typisches englisches Dorf mit alten Steinhäusern, einem kleinen Laden, einer Kirche und viel Natur drumherum. Nachdem wir alles eingerichtet hatten, machte ich mich mit Zoe auf den Weg, um die Gegend zu erkunden. Wir liefen durch Wälder, über Felder und entdeckten kleine Teiche und versteckte Pfade. Es tat gut, frische Luft zu atmen und den Kopf freizubekommen. Andy sah ich in dieser Zeit kaum. Er war im Ausbildungslager beschäftigt. Dort brachte er jungen Soldaten alles bei, was sie für den Militärdienst wissen mussten: Disziplin, Ausdauer, den Umgang mit Waffen, Erste Hilfe und wie man sich im Gelände zurechtfindet. Es war anstrengend und fordernd, und Andy war oft müde, wenn er nach Hause kam.

Die Irish Guards, zu denen Andy gehörte, hatten die Aufgabe, die neuen Rekruten auszubilden und auf ihre Einsätze vorzubereiten. Es war eine wichtige Arbeit – sie ließ kaum Zeit für Familie. Während Andy also Soldaten trainierte, baute ich mir in dieser neuen Umgebung meinen Alltag auf, mit zwei kleinen Kindern und einer Freundin, die fast wie eine Schwester für mich war.

Ein paar Monate waren vergangen. Louise war jetzt über ein Jahr alt, aber wollte noch nicht laufen, wozu auch, wenn man alles bekommen konnte, indem man einfach danach fragte. Schon jetzt wusste sie genau, was sie wollte, und ihre Sprache war klar, deutlich und erstaunlich früh entwickelt. Statt sich mühsam vorwärtszubewegen, sagte sie einfach: „Mama! Buch! Runter da!“ Und wenn ich nicht sofort reagierte, rutschte sie auf ihrem Po zum Regal und räumte eben selbst alles aus. Matthew hingegen war oft draußen. Er hatte schon ein paar Freunde gefunden, wurde regelmäßig eingeladen oder brachte kleine Gäste mit nach Hause. Das Haus war

voller Stimmen, Kinderlachen und dem leisen Chaos des Alltags. Es war laut, wild – und lebendig. Eines Nachmittags kam Andy nach Hause. Ich hörte die Tür, dann seine Schritte. Er war ungewöhnlich still. In der Küche setzte er sich an den Tisch, sah mich kurz an und wirkte ... nachdenklich. „Was ist los?“ fragte ich. Er zögerte kurz, fuhr sich durchs Haar. „Mir wurde was angeboten. Bei der Armee.“ Ich stellte die Kaffeetasse ab. „Was denn?“ „SAS“, sagte er ruhig. Ich schaute ihn an. „Special Air Service?“ Ich kannte den Namen, wusste, was das bedeutete. Eine Eliteeinheit. Spezialeinsätze. Härtestes Training. Eine völlig andere Welt. Er nickte. „Sie meinen, ich hätte das Zeug dazu. Ich könnte gehen. Die Ausbildung dauert fast ein Jahr. Danach wäre ich raus aus der Armee, mit einer guten Abfindung. Es wär ... ein großer Schritt.“ Ich war einen Moment still. In meinem Kopf ratterte es. Nicht vor Angst – ich hatte längst gelernt, mit Druck umzugehen. Es war eher ein vorsichtiges Abtasten der Möglichkeiten. Ein Jahr. Ohne ihn. Viel konnte passieren bei uns, bei ihm. „Wärest du die ganze Zeit weg?“ fragte ich ruhig. „Ja. Kein Heimkommen, keine Familie, völlige Konzentration.“ Ich nickte langsam. Dann sagte ich: „Ich werde dir nicht reinreden. Du musst das für dich entscheiden.“ Er hob den Kopf, sah mich an.

„Ich komm klar“, sagte ich. „Das weißt du. Ich mach mir nur Gedanken, was in dem Jahr alles passieren könnte. Die Kinder, das Leben, du, wir. Aber ich halte das aus. Wenn du das wirklich willst, geh. Ich trag das mit.“ Er sah mich lange an, als wollte er prüfen, ob ich das wirklich meinte. Aber ich wich seinem Blick nicht aus. Es war keine Drohung. Kein Flehen. Nur Ehrlichkeit. Er nickte langsam. „Ich denk drüber nach.“ Mehr sagte er nicht. Aber ich wusste: Die Entscheidung würde kommen. Und ich wusste auch, egal, wie sie ausfiel, ich würde meinen Weg weitergehen.

Ein paar Tage später kam Andy nach Hause, setzte sich mir gegenüber und sah mich ernst an. „Ich hab mich entschieden“, sagte er ohne Umschweife. „Ich mach das mit der SAS nicht. Ich will nicht noch ein Jahr weg von euch sein. Ich will die Armee ganz verlassen und mit dir zurück nach Deutschland.“ Ich schaute ihn einen Moment lang an. Er meinte es ernst. „Wir könnten auch hierbleiben“, sagte ich zögerlich. „Wichtig ist nur, dass du einen Job findest. Und dass wir zusammen sind.“ Andy schüttelte den Kopf. „Ich lerne Deutsch. Ich krieg das hin. Für dich wird’s einfacher in Deutschland. Und für die Kinder auch.“ Ich nickte langsam. „Okay. Dann ist das jetzt unser Weg.“ Damit war es entschieden. Wir hatten noch sechs Monate. Dann würde unser Kapitel in England enden. Die Zeit verging schnell. Der Winter war vorbei, und ich hatte alle Hände voll zu tun. Zwei Kinder, ein Umzug – und jede Menge zu organisieren. Über einen alten Freund hatte Andy schon einen Job im Straßenbau in Deutschland in Aussicht. Und bis wir eine eigene Wohnung fanden, durften wir erst mal bei meinen Eltern unterkommen. Als ich Zoe von unseren Plänen erzählte, sah sie mich eine Weile schweigend an. Dann sagte sie leise: „Ich werde dich vermissen.“

Ich schluckte. „Ich dich auch. Du bist... mehr als eine Freundin geworden.“

Sie lächelte traurig, ihre Augen glänzten. „Ich weiß. Aber du musst deinen Weg gehen.“

Ich nickte, doch in meinem Inneren zog sich alles zusammen. Nach all den Jahren war Zoe wie eine Schwester für mich geworden, eine, die mich verstand, ohne dass ich viele Worte brauchte. Sie war meine Konstante gewesen, mein Halt. Bevor wir endgültig Abschied nahmen, hielt ich sie noch einmal zurück. „Ich muss dir was sagen... ich bin wieder schwanger. Aber Andy weiß es noch nicht.“ Zoe riss die Augen auf und fing an zu lachen. Ein herzliches, ehrliches Lachen, das

mir durch Mark und Bein ging. „Wenn es ein Mädchen wird“, sagte sie dann und wischte sich eine Träne weg, „musst du ihr meinen zweiten Namen geben.“ Ich grinste. „Und der wäre?“ „Rose“, sagte sie und sah mich strahlend an.

„Gut“ antwortete ich. „Dann wird es eine Rose, falls es ein Mädchen wird.“

Wir kicherten wie zwei Teenager und spannen verrückte Fantasien über Zwillinge, chaotische Nächte und kleine Babyfüße. Für einen Moment war alles leicht, so wie früher. Doch der Abschied rückte näher.

In Deutschland wartete vieles auf mich, aber nur wenig Vertrautes. Die meisten meiner alten Freunde waren inzwischen weitergezogen, hatten sich ein eigenes Leben aufgebaut, neue Städte, neue Familien. Ich fühlte mich wie ein Heimkehrer, der nicht weiß, ob überhaupt noch ein Zuhause da ist. Aber dieser Schritt musste jetzt sein. Für Andy. Für uns. Für das Kind unter meinem Herzen. Der Tag des Abschieds kam schneller als gedacht. Andys Bruder erschien früh am Morgen mit einem Lastwagen. Wir verluden unser Hab und Gut – Kisten, Möbel, Erinnerungen. Dann kam der Moment der Schlüsselübergabe, ein letzter Blick durchs leere Haus, das uns eine Weile Heimat gewesen war.

Viele von Andys Freunden waren gekommen, um sich zu verabschieden. Sie klopfen ihm auf die Schulter, wünschten uns Glück, manche hatten Tränen in den Augen.

Zoe stand etwas abseits. Als ich auf sie zugeing, brach es aus uns beiden heraus. Wir fielen uns in die Arme, hielten uns fest, weinten hemmungslos. „Vergiss mich nicht“, flüsterte sie.

„Niemals“ antwortete ich. „Wir besuchen uns. Wir bleiben in Kontakt. Versprochen.“

Dann stiegen wir ins Auto. Ich drehte mich noch einmal um und winkte, bis sie außer Sicht war. Und dann fuhren wir los – dem Neuanfang entgegen.

Wir hatten Glück: Innerhalb weniger Wochen fand Andy tatsächlich eine Anstellung im Straßenbau. Über einen Bekannten hatte sich die Gelegenheit ergeben, und er war dankbar, endlich wieder selbst etwas beisteuern zu können. Auch eine Wohnung ließ nicht lange auf sich warten – ein großzügiger Vier-Zimmer-Wohnraum in einem ruhigen Vorort von Münster. Helle Räume, Fußbodenheizung und ein weiter Blick ins Grüne. Direkt gegenüber lag ein kleiner Park, ideal für die Kinder. Kindergarten und Einkaufszentrum waren gut zu Fuß zu erreichen. Alles fühlte sich neu, aber auch irgendwie vertraut an.

Wir begegneten auch alten Bekannten wieder – Elli und Rainer, die damals als Mieter in das ehemalige Haus meiner Eltern gezogen waren, wohnten nun ebenfalls ganz in der Nähe. Elli war Engländerin, was Andy natürlich besonders freute. Endlich jemand, mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte. Und da wir zu diesem Zeitpunkt noch keine eigene Waschmaschine hatten, bot Elli uns großzügig an, unsere Wäsche bei ihnen zu waschen. Ein paar Tage später saßen wir alle gemeinsam im Wohnzimmer – Elli, Rainer, Andy, ich und die Kinder. Die Männer verfolgten konzentriert ein Fußballspiel, während wir Frauen uns unterhielten. Es war gemütlich, fast schon familiär. Ich hatte gerade meine Tasse Tee abgestellt, als Elli fragte, ob wir später noch ein paar Sachen waschen wollten. Ich nickte, stand auf und holte die Wäsche aus dem Korb, den ich mitgebracht hatte. Wir gingen gemeinsam in die angrenzende Küche. Ich öffnete die Waschmittelflasche – ein blumiger, sonst angenehmer Duft stieg mir in die Nase. Doch dieses Mal traf er mich wie ein Schlag. Mir wurde schlagartig übel. Ich hielt inne, presste eine Hand auf meinen Bauch und versuchte, ruhig zu atmen. Elli sah mich scharf an. „Dir ist schlecht, oder?“ Ich nickte leicht. Sie lächelte wissend und lehnte sich an die Arbeitsplatte. „Du bist schwanger.“

Ganz sicher. Ich kenn das. Und wenn dir vom Waschmittel schlecht wird, dann sind's vielleicht sogar Zwillinge.“ Ich starrte sie überrascht an, musste aber lachen. „Ich hab's Andy noch nicht gesagt. Ich wollte warten, bis wir ein bisschen zur Ruhe gekommen sind. Damit er sich nicht gleich wieder Sorgen machen muss.“ „Ach Quatsch“, winkte sie ab. „Er freut sich bestimmt.“

Und bevor ich reagieren konnte, war sie schon zurück im Wohnzimmer und rief mit einem schelmischen Grinsen: „Hey Andy! Da wirst du wohl wieder Daddy! So wie's deiner Frau geht, könnten's sogar Zwillinge werden!“ Ich blieb wie angewurzelt stehen. Ihre Worte hingen noch in der Luft, als Andy mich erschrocken ansah. „Ist das dein Ernst?“, fragte er leise, sein Blick traf mich direkt. Ich trat zu ihm, setzte mich neben ihn und antwortete ruhig: „Ich habe vor unserem Umzug einen Test gemacht. Er war positiv. Ich wollte dir einfach noch ein paar Tage geben, bis wir angekommen sind. Ich wusste nicht, wie du reagieren würdest.“ Er schwieg. Dann nahm er die Bierflasche vom Tisch, hob sie leicht an und sagte nur: „Na dann – Prost.“ Der Abend lief weiter, als wäre nichts passiert, aber auf dem Heimweg war er nachdenklich. „Warum hast du es mir nicht gleich gesagt?“, fragte er, ohne Vorwurf, mehr aus echtem Unverständnis. „Weil ich wollte, dass du dich erst einmal auf dich konzentrierst. Auf den Job, die Wohnung, auf uns. Ich wollte nicht, dass du gleich wieder unter Druck stehst.“

Am nächsten Tag machte ich einen Termin beim Arzt. Die Schwangerschaft wurde bestätigt. Und während wir gemeinsam im Wartezimmer saßen, spürte ich, dass es dieses Mal anders war. Andy war alles andere als begeistert, als er von der Schwangerschaft erfuhr. Kein Lächeln, kein neugieriges Nachfragen. Nur dieser eine Satz, der mir im Magen liegen blieb wie ein Stein: „Ich hab mir das anders vorgestellt.“ Danach sprach

er kaum noch darüber. Keine weiteren Worte, keine Hand auf meinem Bauch, kein „Wie geht's dir heute?“ Ich versuchte, es nicht persönlich zu nehmen, redete mir ein, dass Männer manchmal einfach etwas länger brauchen, um sich mit dem Gedanken an ein weiteres Kind anzufreunden. Er wird sich schon noch freuen, dachte ich immer wieder – fast wie ein Gebet. Wir haben doch schon so viel geschafft. Doch während ich nach außen Zuversicht ausstrahlte, kämpfte ich innerlich mit einer bleiernen Müdigkeit und einer fast unerträglichen Übelkeit. Jeder Morgen begann mit einem flauen Magen und endete mit einem bitteren Nachgeschmack aus Erschöpfung und Unsicherheit. Ich redete mir ein, dass es der Stress war. Der Umzug, der Neubeginn, die fremde Umgebung. Das geht wieder vorbei, sagte ich mir. Du musst nur stark bleiben. Im dritten Monat, an einem grauen, windigen Vormittag, begannen plötzlich die Krämpfe. Erst zaghaft, dann immer heftiger. Ich ging ins Bad – und erschrak. Blut. Es war nicht viel, aber es war genug, um mich in Panik zu versetzen. Mein Herz schlug bis zum Hals, meine Gedanken überschlugen sich. Nicht jetzt. Nicht das. Andy fuhr mich – schweigend – zum Arzt. Der schickte uns direkt weiter ins nahegelegene Krankenhaus. Ich klammerte mich an die Hoffnung, dass es nur eine harmlose Blutung war, dass das Baby einfach nur ein bisschen „unbequem“ lag. Aber mein Körper fühlte sich leer an, erschöpft bis in die Fingerspitzen. Im Krankenhaus wurde ich untersucht, Blut genommen, Ultraschall gemacht. Die Minuten zogen sich wie Kaugummi. Der Blick der Ärztin war ruhig, professionell, aber ich spürte die Schwere im Raum. Bitte nicht... bitte nicht...

Ich blieb drei Tage stationär. Ich lag dort, abgeschottet vom Lärm des Alltags, allein mit meinen Gedanken. Andy kam vorbei, brachte mir ein paar Sachen – sagte aber nicht viel. Ich wusste nicht, ob er sich Sorgen machte oder sich

zurückzog, weil ihn all das überforderte. Vielleicht beides. Als ich entlassen wurde, bekam ich eine Überweisung mit der Bitte, gleich im Anschluss noch einmal zum Gynäkologen zu gehen. Für die Nachkontrolle. Für Sicherheit. Für das, was da noch kommen mochte. Und irgendwo tief in mir wuchs eine Angst – aber auch ein kleiner, flackernder Funke Hoffnung. Noch war nichts Schlimmes passiert. Der Besuch beim Gynäkologen wurde anders, als ich ihn mir ausgemalt hatte. Im Sprechzimmer saßen Andy und ich nebeneinander auf zwei Besucherstühlen, und der Arzt, ein freundlicher Mann mit ruhiger Stimme und sanftem Blick, blätterte durch meine Unterlagen. Er sprach mit mir wie jemand, der wirklich hinhörte. Keine Hektik, kein Arztgehab – fast als würde er gleich einen Tee anbieten.

Nach dem kurzen Gespräch bat er uns, mit ihm ins Untersuchungszimmer zu kommen. Andy blieb etwas zögerlich stehen, während ich mich schon auf den Weg zur Liege machte. Das Untersuchungszimmer war hell, ordentlich, aufgeräumt – klinisch, aber nicht unfreundlich. Ich legte mich auf die Liege, zog das Shirt hoch und der Arzt verteilte routiniert das kalte Gel auf meinem Bauch. Andy stand an meiner Seite, die Arme verschränkt, irgendwie nervös.

Dann begann er mit dem Ultraschall. Auf dem Bildschirm tauchten die ersten schemenhaften Bilder auf. „Da ist der Kopf“, sagte er, ganz ruhig. „Und da sehen Sie die kleinen Hände... Füßchen auch.“ Ich atmete auf. Alles schien gut. Plötzlich hielt er inne. Die Sonde glitt noch einmal über dieselbe Stelle, dann nochmal. Sein Blick wurde konzentriert, dann plötzlich ein kleines, feines Lächeln. „Einen Moment...“, sagte er leise und drückte auf einen Knopf.

Andy schaute mich an – ich hob fragend die Augenbrauen. Die Arzthelferin kam herein, als hätte sie nur auf das Signal gewartet. Der Arzt zeigte wortlos auf den Bildschirm. Sie trat

näher, beugte sich leicht vor, dann grinste sie breit. „Ja... das sehe ich auch.“

Ich sah von einem zum anderen. Was sahen sie denn? Dann wandte sich der Arzt an mich. „Alles ist bestens“, sagte er – und ich wusste schon: Da kommt was.

Er drehte den Monitor etwas, damit wir beide besser sehen konnten. „Hier“, sagte er und deutete auf ein kleines pulsierendes Flimmern, „sehen Sie das? Ein gesundes Herzchen. Und... wenn wir jetzt ein kleines Stück weitergehen – da... ist noch eins. Und auch das schlägt ganz wunderbar.“ Ich brauchte einen Moment, um zu verstehen.

Andy war schneller. Er sagte gar nichts, sondern stand einfach nur da, mit offenem Mund, als wäre ihm gerade der Lottogewinn präsentiert worden – oder ein Bus in Schrittschwindigkeit über den Fuß gefahren. Es war dieser klassische Cartoon-Moment. Ich musste mich beherrschen, ihm nicht mit zwei Fingern das Kinn hochzuklappen.

„Zwillinge?“ fragte ich fassungslos. „Zwillinge“, bestätigte der Arzt mit einem Nicken.

Ich fing an zu lachen. Einfach so. „Dann brauchen wir jetzt also einen Zwillingswagen“, platzte es aus mir heraus. Andy starrte weiter auf den Bildschirm, dann murmelte er: „Ein Junge und ein Mädchen – das wäre doch was.“ „Ich tippe auf zwei Mädchen“, konterte ich, jetzt schon halb im Nestbaumodus. Dann sah ich ihn an und das erste Mal seit Tagen war da wieder ein Lächeln in seinem Gesicht. Eines, das wirklich echt war.

Ich legte eine Hand auf meinen Bauch. „Wenn eines ein Mädchen wird“, sagte ich leise, „dann bekommt sie den Namen Rose. Damit ich mich immer an Zoe erinnern kann.“ Andy nickte. „Das ist schön.“ Und ich wusste, wir würden das schaffen. Irgendwie.

Der Arzt hatte mir viel Ruhe verordnet. Die ständige Übelkeit, die Müdigkeit, die Blutungen – es war einfach zu viel geworden. Da Andy fast täglich auf der Baustelle war und ich mit den Kindern allein zu Hause, verschrieb er mir eine Haushaltshilfe. Ich war ehrlich gesagt erleichtert. Endlich durfte ich mir eingestehen, dass ich nicht alles alleine schaffen musste. Endlich durfte ich mal loslassen. Die Tage liefen ruhig dahin, fast zu ruhig. Ich gewöhnte mich daran, den Bauch zu streicheln und zuzuhören, ob mein Körper mir etwas sagen wollte. Die Kinder spielten, das Haus war versorgt, ich legte öfter mal die Füße hoch – zum ersten Mal seit langem schien es, als würde ein Hauch Normalität einkehren.

Dann kam der Tag, an dem der Lohn eingehen sollte. Ich hatte eine kleine Liste gemacht: Dinge, die wir unbedingt brauchten – Windeln, ein zweites Babybett, Kleidung für die Zwillinge. Alles doppelt. Ich sprach mit Andy darüber, am Abend vorher.

„Wir sollten bald anfangen, uns um die Sachen zu kümmern“, sagte ich vorsichtig. „Zwillinge heißt eben auch... doppelt so viel.“ Ich lächelte dabei, wollte es leicht sagen. Er sah mich an, ohne wirklich hinzusehen, und sagte nur: „Jetzt übertrieb mal nicht. Wir haben noch Zeit.“ Sein Ton war ruhig, fast gleichgültig, und doch so schneidend. Ich nickte. Innerlich fuhr ich mir über den Bauch, als müsste ich die Worte austreichen. Vielleicht hatte er ja recht. Vielleicht war ich einfach nur zu besorgt.

Am nächsten Tag nahm ich die Kinder an die Hand und wir gingen zur Bank. Der Gedanke, gleich endlich das Nötigste einkaufen zu können, gab mir einen kleinen Energieschub. Am Schalter stand eine freundliche Frau, sie lächelte. Ich bat um einen Betrag in bar, und sie tippte kurz etwas in ihren Computer. Dann sah sie auf den Bildschirm, ihre Stirn legte sich leicht in Falten. „Einen Moment bitte...“ sagte sie,

dann schaute sie mich an – und da war dieser Tonfall in der Stimme, den ich nicht vergessen werde. „Es tut mir leid. Es ist kein Geldeingang zu verzeichnen.“ Ich sah sie nur an. Sekundenlang. Die Kinder zappelten neben mir, einer von ihnen zog an meinem Ärmel. Ich versuchte zu nicken, irgendetwas zu sagen, irgendetwas, das nicht den Boden unter mir wegzog. Dann murmelte ich ein hastiges „Danke“ und verließ die Bank so schnell ich konnte. Draußen auf dem Gehweg schien die Welt ganz normal weiterzudrehen. Vögel zwitscherten. Menschen gingen vorbei. Alles war wie immer – nur ich nicht. Ich steckte den Kindern trotzdem eine Kleinigkeit zu, ein kleines Versprechen eingelöst, weil ich sie nicht enttäuschen wollte. Ich spürte ihre Freude, auch wenn mein Herz sich gerade gezogen hatte wie ein nasser Lappen. Zuhause angekommen, rief ich meine Mutter an. Ihre Stimme war wie immer – ein wenig müde, ein wenig besorgt. „Vielleicht hat Andys Chef einfach zu spät überwiesen“, sagte sie. „Warte ab, frag Andy einfach, wenn er da ist.“ Am Abend kam Andy müde nach Hause, das Hemd staubig, der Blick wie immer. Ich erzählte ihm, was passiert war – und er reagierte, als wäre es nichts. „Mach dir keine Sorgen“, sagte er und trank einen Schluck Wasser. „Ich frag morgen mal nach. Zur Not hol ich mir halt einen Vorschuss.“ Er klang so sicher, so glaubwürdig, dass ich mich beinahe schämte, daran zu zweifeln. Ich sagte nichts mehr dazu, nickte nur. Aber tief in mir, ganz tief, war da dieses leise, nagende Gefühl. Dieses kleine Pochen, das sagte: Da stimmt was nicht.

Lug und Betrug

Der Alltag lief, wie gewohnt. Andy ging früh morgens zur Arbeit, kam abends manchmal später zurück. Er erzählte von einer neuen Nachtbaustelle – einer, auf der man eben nur nachts arbeiten könne. Und weil das im Straßenbau nicht ungewöhnlich ist, habe ich keinen Moment gezweifelt. Ich wollte es glauben. Wahrscheinlich, weil ich es musste. Weil Zweifel in dieser Zeit einfach zu schwer gewesen wären. Er brachte Geld mit, sagte, er habe einen Vorschuss bekommen, und versicherte mir, er habe alle Rechnungen beglichen. Ich solle mir keine Sorgen machen, alles sei geregelt. Und ich – müde, schwanger, mit vollem Kopf und leerem Akku – nahm es einfach so hin. Ich atmete tief durch, redete mir ein, dass alles gut war. Dass jetzt wieder Ordnung herrschte, Normalität einkehrte. Doch dann kam dieser Anruf. Ich stand im Wohnzimmer, die Luft roch nach frischer Wäsche und leicht angebrannter Baumwolle. Das Bügeleisen dampfte noch, als das Telefon klingelte. Ich war genervt – ich hatte gerade so einen Rhythmus gefunden, und nun das. Widerwillig legte ich das Eisen zur Seite und griff zum Hörer. Am anderen Ende war meine Mutter. „Du“, sagte sie ohne große Einleitung, „der Andy muss gar nicht arbeiten.“ Ich stutzte. „Natürlich muss der arbeiten. Der ist doch jetzt auf der Arbeit.“ „Nein“, sagte sie. „Ich bin mit dem Bus gefahren, an Ellis Haus vorbei – und da ist er gerade ausgestiegen. Einfach so.“ Ich hielt inne. Mein Herz klopfte plötzlich schneller, aber mein Verstand suchte noch nach Erklärungen. Vielleicht hat er früher Schluss. Vielleicht musste er was klären, was abholen, einen Kaffee trinken. Ich meine – es war Elli. Sie wohnte dort. Es musste ja nichts sein. Also sagte ich zu meiner Mutter, dass er sicher bald nach Hause käme. Doch er kam nicht. Der Tag verging, das Licht im Haus wurde langsam weicher, dunkler – Abend. Und erst

sehr spät hörte ich den Schlüssel in der Tür. Er trat herein, zog die Jacke aus, wirkte erschöpft. „War ein langer Tag auf der Baustelle“, murmelte er. Ich sagte nichts. Ich war zu müde zum Streiten. Zu müde für noch eine Enttäuschung. Ich ließ es stehen, wie so vieles in dieser Zeit. Ich wollte keinen Streit, keinen Druck, keine Konfrontation. Ich wollte einfach nur durchhalten. Die Tage zogen sich wie Kaugummi. Wochen vergingen. Und dann kam Edith vorbei. Sie arbeitete in einer Spielhalle – eine ehrliche Haut, die kein Blatt vor den Mund nahm. Und genau so sagte sie es auch:

„Ich hab den Andy gesehen. Abends. Bei uns in der Spielhalle.“ Ich lachte nervös.

„Das kann nicht sein. Der geht doch arbeiten.“ Doch ihre Stimme war ruhig. Sicher. Unmissverständlich. Und in mir begann etwas zu kippen. Dann kam das nächste Gehalt nicht. Kein Geld, kein Essen. Die Vorräte waren aufgebraucht, und ich – hochschwanger – stand da mit leeren Händen. Ich rief meine Schwester an, zögerlich, beschämt, aber ich hatte keine Wahl. Und sie kam. Ohne Fragen, ohne Vorwürfe. Zwei Koffer voll mit Lebensmitteln stellte sie in den Flur, als hätte sie gewusst, was mir fehlte, noch bevor ich es sagen konnte. Und kurz darauf trafen Pakete ein – Babykram, Kleidung, Betten, kleine Fläschchen. Und ein Brief. „Mach dir keine Sorgen“, schrieb sie. „Ich bin da.“ Als Andy dann abends hereinkam und sah, was da war, schrie er los. „Du kannst doch nicht einfach Sachen von deiner Schwester annehmen! Ich kann selbst für meine Familie sorgen!“

Etwas in mir brach auf. „Ja?“, sagte ich. „Und wie? Es kommt doch kein Geld. Du sagst, du gehst arbeiten – aber andere sehen dich in der Spielhalle, oder bei Elli.“ „Ich arbeite!“, fauchte er zurück. „Gut“ sagte ich leise. „Dann ruf ich jetzt deinen Chef an.“

Ich wählte die Nummer. Die Stimme am anderen Ende war freundlich, fast zu freundlich. Und seine Worte schnitten durch mein Herz: „Ich habe Andy seit Wochen nicht mehr gesehen. Er war ein paar Mal da, dann ist er einfach nicht mehr gekommen.“ Stille.

Ich legte auf. Mein Blick blieb an der Wand hängen, irgendwo zwischen Tapete und Zeit. In mir war nichts mehr übrig von der Hoffnung. Nur Leere. Und das Wissen: Elli war nicht nur ein Vorwand. Sie war die Nächste und da war er der kleine nagende Gedanke, warum ich blieb. Aber was sollte ich denn auch machen? Ich konnte mir nicht vorstellen alles alleine zu schaffen, die Kinder, der Haushalt und bald zwei Babys.

Ich fühlte, ich hätte keine Wahl als zu bleiben. Alles in mir war schwer – nicht nur mein Körper, der durch die Schwangerschaft zunehmend runder wurde. Ich war aufgequollen, meine Beine drückten in den Schuhen, die Finger waren geschwollen von Wassereinlagerungen, meine Haut spannte. Jeder Schritt fühlte sich an, als müsste ich mich durch Nebel bewegen. Dann, nach langer Zeit, meldete sich Katrin. Einfach so. Sie sagte, sie würde uns gerne besuchen. Ich zögerte. Doch in mir regte sich auch etwas – eine leise Freude, vielleicht auch Erleichterung. Ich erinnerte mich an alte Zeiten, an Vertrautheit, Lachen, Gespräche ohne Maske. Und so stimmte ich zu. Katrin war inzwischen Rechtsanwaltsgehilfin und hatte einen kleinen Sohn. Als sie kam, brachte sie diese gewisse Präsenz mit sich – sie war wie immer offen, lebendig, direkt. Erst redeten wir über früher, über die Schule, über Freunde, über das, was das Leben inzwischen mit uns gemacht hatte.

Dann sah sie mich an, nicht flüchtig, sondern richtig. Sie musterte mich, nahm alles in sich auf, was zwischen den Worten lag. „Was ist los mit dir?“ fragte sie schließlich leise.

Ich wich ihrem Blick aus, wie aus Reflex. „Ach, nichts. Alles ist in Ordnung.“ Doch meine Stimme klang hohl. Sie ließ nicht locker. Katrin hatte Andy immer für einen großartigen Menschen gehalten. Für jemanden, der liebevoll war, charmant, fürsorglich. Eine Zeit lang war sie sogar ein wenig eifersüchtig auf das, was sie dachte, dass ich hatte – auf die Familie, das scheinbar heile Bild. Und jetzt... jetzt saß sie da und sah mich an, als würde ihr zum ersten Mal klar, dass alles ganz anders war. Und plötzlich konnte ich nicht mehr schweigen. Die Worte drängten aus mir heraus, als hätte ich sie viel zu lange in mir getragen. Ich erzählte ihr von den letzten Jahren, davon, wie es wirklich war. Wie Andy mich belogen hatte, wie oft er fremdgegangen war. Ich erzählte auch von der Zeit, als er mich geschlagen hatte – und beeilte mich, gleich hinterherzuschieben, dass er das jetzt nicht mehr machte. Als müsste ich ihn irgendwie doch noch verteidigen. Katrin wurde still. Ihre Miene veränderte sich. Der Glanz in ihren Augen wich einer Mischung aus Mitgefühl und Bestürzung.

„Ich dachte immer, du hättest es so gut“, flüsterte sie schließlich. „Ich dachte, du hättest das große Los gezogen mit ihm. Ich hab nie gewusst, wie einsam du wirklich bist.“

Sie legte eine Hand auf meine, ganz vorsichtig, ganz warm. Und da war für einen Moment kein Urteil, kein Mitleid – nur echtes, aufrichtiges Verstehen. Und ich... ich fühlte mich gesehen.

Amber und Rose

Die Schwangerschaft schritt voran wie in Zeitlupe, aber mit bleierner Schwere. Andy und ich lebten nebeneinanderher wie zwei Schatten in einem Haus, das einmal ein Zuhause sein sollte. Worte gab es kaum noch zwischen uns – und wenn, dann fielen sie wie Kieselsteine, hart, ohne Wärme. Und dann rief Elli an. Ihre Stimme zitterte am anderen Ende der Leitung.

„Ich... ich wollte mich entschuldigen. Es war nicht richtig. Es tut mir leid.“

Ich presste die Lippen zusammen. Mein Herz pochte laut.

„Nicht richtig?“ Mein Ton war scharf. „Du wusstest, dass er verheiratet ist. Dass ich schwanger bin. Und du hast es trotzdem gemacht.“ „Er sagte... er sagte, ihr würdet euch trennen.“ Ich lachte bitter auf. „Natürlich hat er das gesagt. Hättest du mal gefragt, warum er dann noch jeden Abend bei mir schläft.“ „Ich hab einen Fehler gemacht...“

„Ja. Hast du.“ Stille. „Ich wollte nur..., dass du es weißt. Und dass es mir leid tut.“

Ich legte einfach auf. Ich konnte nicht mehr. Keine Erklärung der Welt hätte das gut gemacht. Was blieb, war ein Scherbenhaufen aus Lügen, aus Hoffnungen, aus Träumen, die keiner träumte, außer mir. Wenig später musste ich ins Krankenhaus. Die Wehen kamen zu früh. Eine Woche blieb ich dort – eine Mischung aus Angst und Erschöpfung und dem verzweifelten Wunsch, dass wenigstens meine Kinder heil zur Welt kommen würden.

Und dann, zu Pfingsten, war es soweit. Amber und Rose wurden geboren.

Amber kam auf die Neugeborenenstation. Klein, aber stabil. Rose jedoch – Rose war winzig. Schwach. Sie hatte keinen Saugreflex, konnte nicht selbst trinken. Ihre Haut war fast

durchsichtig, die Finger wie aus Pergament. Und dann war da dieses Problem mit dem Blut. Die Ärzte redeten in Fachbegriffen, während ich versuchte, ihre Gesichter zu lesen. Bluttransfusion. Möglich, vielleicht nötig. Aber dann – zum Glück – doch nicht.

Ich durfte nach einer Woche nach Hause. Aber meine Töchter blieben zurück. Es war ein leeres, stilles Heim, trotz der anderen Kinder. Nach zweieinhalb Wochen – endlich – durfte ich sie mitnehmen. Zwei winzige Wesen, voller Hoffnung, voller Angst. Doch das Zuhause, in das ich sie brachte, war kein Nest. Es war Chaos. Ich hatte gleich wieder volles Programm. Zwei Kleinkinder, zwei Neugeborene, ein Mann, der schlief, der sich wegdrehte, wenn ich weinte. Andy stand nachts nicht auf. Kein Wickeln, kein Fläschchen, kein Händchenhalten. Alles blieb an mir hängen – die Pflege, der Haushalt, das Kochen, das Trösten, das Funktionieren. Ich war erschöpft bis ins Mark. Ich lebte wie ferngesteuert, mein Körper funktionierte, aber meine Seele stolperte durch die Tage. Und dann – an einem Abend, als die Luft stickig war und ich wie betäubt durchs Wohnzimmer zur Küche tappte – wusste ich: Jetzt reicht's. Ich setzte mich an den Küchentisch, die Zwillinge endlich schlafend, der Tag wie ein Kriegsfeld hinter mir. Andy kam aus dem Schlafzimmer, rieb sich verschlafene Augen. „Wir müssen reden“, sagte ich. Meine Stimme klang ruhig. Zu ruhig.

Er verzog das Gesicht. „Schon wieder?“ „Ja. Schon wieder. Und diesmal hörst du zu.“

Ich sah ihn an. Direkt. Ohne Wanken. „Ich kann nicht mehr. Ich mach hier alles allein. Ich hab dich gebraucht, Andy. Jede Nacht, jeden Tag. Ich hab gehofft, du wirst Vater sein. Partner. Aber du warst... einfach nur weg.“ Er sagte nichts. Nur dieser Gesichtsausdruck – genervt, fast beleidigt. „Und Elli?“ Ich spürte, wie meine Stimme brüchig wurde. „Sag mir

nicht, dass da nichts war. Sie hat mich angerufen. Sie hat sich entschuldigt. Was hast du eigentlich gedacht? Dass ich das nicht rausfinde?“ „Das war nichts“, murmelte er.

„Es war genug, um mich zu zerstören“, sagte ich leise. Wieder Stille.

Sein Blick ging an mir vorbei, ins Leere. „Ich kann hier nicht mehr leben“, murmelte er dann.

Ich war einen Moment lang sprachlos. „Was meinst du damit?“

„Deutschland. Das ist nichts für mich. Ich will zurück. Nach England. Ich kann das hier nicht.“ „Und was...“, ich rang nach Fassung, „...was ändert das? Denkst du, dort wird alles besser?“ Er sah mich jetzt an. Zum ersten Mal richtig. „Ja. Dort wird alles anders. Ich bin ein anderer Mensch, wenn ich wieder zu Hause bin. Da wird alles gut. Du musst dir keine Sorgen machen.“ Seine Worte klangen wie ein Versprechen. Wie eine Tür, die sich öffnete in eine Welt, in der alles vielleicht wirklich gut sein könnte. Ich klammerte mich daran, obwohl ich es besser wusste. „Okay“, sagte ich leise. „Dann ist das eben so. Mir ist das egal. Ich lebe auch gerne in England. Wenn du meinst, dass sich dann wirklich etwas ändert...“

Ich wollte glauben, was er sagte. Ich wollte so sehr, dass es stimmt. Dass sich einfach alles – endlich – zum Guten wendet. Für mich. Für die Kinder. Für diese kleine zerbrechliche Familie, die ich mit letzter Kraft zusammenhielt. Aber tief in mir hatte ich längst gespürt, dass es nicht der Ort war, der uns zerstörte. Sondern das, was zwischen uns stand. Die Lügen. Die Gleichgültigkeit. Das Schweigen. Und das würde kein Umzug heilen.

Doch ich ließ es zu. Weil ich keine Kraft mehr hatte, gegen Windmühlen zu kämpfen. Und weil Hoffnung manchmal das Einzige ist, was einen aufrecht hält, wenn alles andere längst zusammengebrochen ist.

Leere Versprechen

Es war beschlossene Sache: Andy würde nach England reisen, dort ein Haus suchen, alles vorbereiten. Ich sollte mit den Kindern zurückbleiben, das Auto verkaufen, das Geld für die Überfahrt zurücklegen, die Wohnung kündigen, sobald er etwas gefunden hatte. „Es dauert nicht lange“, hatte er gesagt. Ich hatte genickt. Was hätte ich sonst tun sollen?

Andy verabschiedete sich flüchtig, küsste mich auf die Stirn, streichelte über Matthews Haar, ermahnte ihn lieb zu sein und auf alles aufzupassen, er wäre jetzt der Mann im Haus, verabschiedete sich von Louise und dann war er fort. Einfach fort. Ich blieb allein zurück. Mit vier kleinen Kindern, von denen zwei erst sechs Wochen alt waren. Die Zwillinge schliefen kaum, tranken oft, schrien viel. Louise, fast drei, war in ihrer Trotzphase – wollte viel, konnte wenig, forderte alles. Und Matthew, beinahe sechs, spürte mehr, als ich ihm zutrauen wollte. Manchmal sah er mich an, als wüsste er alles.

An diesem Tag hatte ich die Anzeige fürs Auto geschaltet. Ich hatte kaum geschlafen. Die Zwillinge lagen endlich nebeneinander auf dem Sofa, zugedeckt. Louise saß am Boden mit ihren Stoffpuppen, während Matthew aus Lego einen Bauernhof baute – nicht ohne lautstark zu erklären, wie die Tiere dort zu wohnen hätten. Dann wurde wieder gestritten. Um das rote Pferd. Um den grünen Stall. Da klingelte es. Ein potenzieller Käufer. Wegen des Wagens. Ich atmete tief durch, versuchte mich zu sammeln. Louise zupfte an meinem Rock, das Baby in meinem Arm grunzte unzufrieden. Ich öffnete die Tür. Ein Mann, vielleicht Mitte dreißig, freundlich, unscheinbar. Jeans, Windjacke, ein Lächeln, das nichts verriet. Wir begrüßten uns kurz. Ich erklärte ihm, dass ich wegen der Kinder nicht mitkommen könne – eines auf dem Arm, das andere in der Wippe, die beiden Großen um meine Beine. „Die Papiere

liegen im Auto. Der Schlüssel ist in der Wohnung. Ich hole ihn kurz, dann können Sie es sich ansehen.“ Er nickte. Wir gingen gemeinsam bis zur Haustür. Ich drückte ihm den Schlüssel in die Hand, zeigte ihm den Wagen durch das Fenster. „Es steht alles drin“, sagte ich.

„Ich schau’s mir an und komm gleich wieder rauf“, meinte er. Ich nickte.

Er verschwand Richtung Hof. Ich schloss die Tür. Beruhigte ein quengelndes Baby. Reichte Louise eine Banane. Matthew fragte, ob das Geld vom Autoverkauf sein neues Lego-Set finanzieren würde. Fünf Minuten vergingen. Zehn. Ich ging zum Fenster. Kein Wagen mehr.

Ich starrte hinaus, als könne ich ihn zurückblicken. Als wäre alles nur ein Missverständnis. Aber nein – er war weg. Mit dem Auto. Mit den Papieren. Mit dem Schlüssel. Weg.

Ein Schwindelgefühl stieg in mir auf. Ich hielt mich am Fenstergriff fest. Alles rauschte. Ich hatte das Auto einfach übergeben – so gutgläubig, so müde, so allein. Was sollte ich Andy sagen? Was sollte ich überhaupt tun? Ich konnte nichts tun. Ein paar Stunden später klingelte es erneut. Ich zuckte zusammen. Alles in mir war angespannt. Ich erwartete den Autodieb. Oder Andy. Oder eine neue Katastrophe. Ich öffnete vorsichtig. Ein Mann stand da – fremd, streng, mit Klemmbrett. „Stadtwerke Münster, Köhler mein Name“, sagte er knapp. „Ich bin hier, um den Strom abzuschalten.“ Ich starrte ihn an. Die Worte erreichten mich nicht sofort. „Was...?“ „Seit Einzug ist keine Zahlung eingegangen. Keine Antwort auf Mahnungen. Heute wird gesperrt.“ Ich schluckte. Suchte Halt an der Wand. „Das kann nicht sein. Mein Mann... Er hat gesagt, er kümmert sich um alles. Ich wusste das nicht... Ich habe vier kleine Kinder, zwei davon sind Säuglinge...“ Meine Stimme zitterte. Ich hörte mich selbst kaum noch. Er runzelte die Stirn, sah mich prüfend an. Sein Blick glitt ins

Wohnzimmer, wo Matthew am Boden saß und mit einem Stift kitzelte. Louise schlief zusammengerollt mit einer Puppe im Arm. Die Babys waren endlich ruhig. „Ich kann Ihnen eine Woche geben“, sagte er. „Dann muss gezahlt werden.“ Ich nickte heftig. „Danke... vielen Dank. Ich finde eine Lösung. Wirklich.“ Er ging. Ich schloss langsam die Tür. Dann rutschte ich an ihr hinunter, wie ein nasser Sack. Das Holz war kühl im Rücken. Meine Brust zu eng. Mein Kopf zu schwer. Das Auto war weg. Der Strom kurz davor. Ich hatte nichts außer meinen Kindern.

Als ob der Tag nicht schon genug zugemutet hätte, war endlich Ruhe eingekehrt. Die Zwillinge schliefen – einer rechts, einer links in ihren kleinen Bettchen, eingewickelt in Decken. Louise schnarchte leise, ihre Augen wie immer, wenn sie schlief, leicht geöffnet und ihre Puppe halb auf dem Gesicht. Und Matthew hatte sich unter sein Laken verkrochen, nur ein blondes Haarbüschel schaute noch hervor. Ich war leer. Kein Funken Kraft mehr übrig. Nur noch Stille. Dann klingelte das Telefon. Ich zuckte zusammen, als hätte jemand an mein Innerstes gerüttelt. Ein schriller, unerbittlicher Ton, der nicht nachließ. Ich starrte es an. Ignorieren, dachte ich. Einfach klingeln lassen. Aber das Geräusch schnitt durch die Stille wie ein Messer. Und die Zwillinge... ich konnte es nicht riskieren, dass sie aufwachten.

Widerwillig schleppte ich mich zum Apparat, hob ab. „Hallo?“ Mein Flüstern war kaum hörbar.

„Frau A., hier ist Herr Schiller“, sagte eine vertraute, nüchtern-feste Stimme am anderen Ende. Ich erstarrte. Unser Vermieter. Was jetzt noch? „Ich wollte nur noch mal nachfragen... Ich hatte vor zwei Wochen mit Ihrem Mann gesprochen. Wegen der ausstehenden Miete.“

„Wie bitte?“ Meine Stimme war plötzlich nicht mehr ganz so leise. „Zwei Monatsmieten sind offen. Ihr Mann sagte, er

hätte gerade eine neue Anstellung begonnen und würde die Rückstände ausgleichen. Bis heute habe ich keinen Zahlungseingang erhalten.“

Mir wurde eiskalt. Das Blut schien mir in den Füßen zu versickern. Ich griff nach der Wand, um nicht zu wanken. Alles in mir zog sich zusammen. „Herr Schiller, das... das kann nicht sein. Mein Mann sagte mir, er hätte alle Rechnungen bezahlt. Ich wusste nichts davon. Ehrlich nicht...“ „Frau A., ich verstehe Ihre Situation – vier kleine Kinder, das ist sicher nicht leicht. Aber ich brauche meine Miete. Bitte klären Sie das mit Ihrem Mann. Sollte bis Ende des Monats keine Zahlung erfolgen, sehe ich mich gezwungen, Ihnen zu kündigen.“

Ich konnte nichts erwidern. Nur nicken – obwohl er das nicht sehen konnte. Tränen stiegen mir in die Augen. Ich legte den Hörer auf, vorsichtig, ganz leise. Dann sackte ich auf den Boden und weinte. Lautlos zuerst. Dann bitter. Haltlos. Ich weinte, bis ich das Gefühl hatte, in mir sei kein Tropfen mehr übrig. Und als die Stille zurückkehrte, war da nur noch ein Gedanke: Ich muss mit jemandem reden. Irgendjemandem. Ich griff wieder zum Telefon und wählte die Nummer meiner Schwiegermutter in England. Ich wusste nicht einmal, ob ich durchkommen würde – wer wusste schon, ob Andy die Telefonrechnung bezahlt hatte.

Es klingelte. Dann nahm sie ab. „Hallo?“ Ihre Stimme war freundlich und unbedarft.

„Hallo“, flüsterte ich heiser. „Ist Andy da?“ „Oh, tut mir leid, meine Liebe – er ist mit seinem Bruder im Pub. Dartabend, du weißt ja...“ Ich starrte gegen die Wand. Pub? Er war im Pub, während ich hier fast den Verstand verlor? Während der Strom auf der Kippe stand, das Auto gestohlen war, die Miete offen? „Bitte sag ihm, er soll mich SOFORT zurückrufen. Es... es geht um das Auto.“ Ich schluckte den Rest runter. Strom. Miete. Kündigung. Ich sagte kein Wort. Ich

hatte Angst, er würde sonst gar nicht mehr zurückrufen. „Natürlich, mein Schatz. Ich richte es ihm aus.“ Ich legte auf. Starrte ins Dunkel. Das Summen des Telefons war verstummt, aber in meinem Kopf schrillte es weiter. Ich fühlte mich wie eine Puppe, in der jemand die Luft vergessen hatte. Leer, faltig, erschöpft. Und dann war wieder nur Stille.

Die Tage, in denen ich nichts von ihm gehört hatte, zogen sich wie zähflüssiger Honig. Während ich in der stickigen Luft unserer Wohnung die Kisten packte, die sich immer mehr türmten, wurden meine Gedanken immer schwerer, als würden sie sich im Dämmerlicht des Zimmers festsetzen. Die Kinder waren um mich, spielten und stritten, und ich versuchte, mich nicht in der Unordnung zu verlieren, die sich um mich herum aufbaute. Hatte er endlich ein Haus gefunden? War das alles wirklich real? Ich wollte nicht mehr hinterfragen, aber die Zweifel nagten an mir, bohrten sich in meine Gedanken wie ein unangenehmes Geräusch, das nicht aufhören wollte. Drei Tage später klingelte das Telefon und ich nahm es fast automatisch in die Hand, ohne große Hoffnung auf Erleichterung. Mit zitternder Stimme erklärte ich ihm die Sache mit dem Auto. Doch als ich seine Stimme hörte, rau und voller Wut, wusste ich sofort, dass es nicht besser werden würde. „Du dumme Kuh“, brüllte er, „nicht mal das kannst du hinbekommen. Kein Wunder, dass du nie was auf die Reihe kriegst.“ Diese Worte trafen mich wie ein Schlag, als hätte er mir den Boden unter den Füßen weggezogen. Es war, als ob die Luft aus dem Raum entwich, und ich war für einen Moment nur ein Haufen zitternder Nervosität, der versuchte, das Gleichgewicht zu bewahren. Ich presste das Telefon fester ans Ohr, als könnte es mich irgendwie stützen, und versuchte, meine Stimme zu sammeln: „Was soll das, Andy? Warum hast du mir all die Zeit lang die Lügen erzählt? Warum hast du mir die Rechnungen unterschlagen?“ Doch die Worte, die ich so

lange in mir getragen hatte, stießen auf eine Wand, als er antwortete: „Ich weiß davon nichts“, sagte er leiser, fast wie eine Entschuldigung, aber ich konnte es nicht glauben. „Ich... habe ein Haus gefunden. Es ist alles geregelt. Ihr könnt rüberkommen. Ich überweise dir das Geld für das Ticket.“ Es war ein schwacher Trost, aber es war etwas. Zwei Wochen später war das Geld da, aber auch die tiefe Erschöpfung, die ich in mir trug. In diesen zwei Wochen hatte ich mit dem Vermieter Kontakt aufgenommen, ihm mitgeteilt, dass wir ausziehen würden. Ich erklärte ihm, dass er sein Geld bekommen würde, auch wenn wir das jetzt nicht sofort begleichen konnten. Er war nicht begeistert, aber er stimmte zu.

Völlige Leere

Die Möbel und all unsere Kisten sollten von Andy und seinem Bruder in einem Lkw abgeholt werden, doch der Gedanke an die bevorstehende Reise quälte mich. Die Überfahrt mit den Kindern, besonders mit den Zwillingen, war ein Albtraum, den ich schon die ganze Zeit vor mir herschob. Ich wusste, dass es eine der schlimmsten Erfahrungen für uns alle werden würde. Louise, fast drei, weinte, als sie sah, dass wir aufs Schiff gingen. Ihre Ängste waren wie eine dunkle Wolke, die sich über uns legte. „Bitte, Louise, du musst jetzt einsteigen“, versuchte ich, ihre Hand zu nehmen, doch ihre Augen waren weit aufgerissen vor Angst. Die Menschen hinter uns begannen schon, ungeduldig zu murmeln. Ihre Blicke bohrten sich in den Rücken, und die Atmosphäre wurde immer drückender. Ich fühlte die Spannung in der Luft, als die Zeit unbittlich voranschritt, während ich versuchte, meine Tochter zu beruhigen. Doch ihre Panik schien stärker als meine Worte, als sie sich an mich klammerte, als könnte sie sich nur in mir sicher fühlen. Schließlich, mit einem tiefen Seufzer, hob ich Louise in meine Arme, als sie sich immer wieder weigerte, den Fuß auf das Schiff zu setzen. Die Blicke der anderen Menschen, die sich in Geduld verloren, waren wie Nägel, die sich in meine Haut bohrten. Doch in diesem Moment, als Louise sich endlich an mich schmiegte und ihre Tränen sich in meine Jacke saugten, wusste ich: Ich hatte keine andere Wahl, als weiterzumachen. „Komm, wir müssen weiter“, flüsterte ich, meine eigene Stimme klang fast wie ein Fremder. Als wir endlich in England ankamen, fühlte es sich an, als ob ich in eine völlig andere Welt eintauchte. Das neue Zuhause war groß und der erste Eindruck war überwältigend – es war ein renovierungsbedürftiges Chaos. Staub lag in der Luft, und der Geruch von altem Holz und feuchtem Mörtel stieg mir in die

Nase, als ich durch die Räume ging. Die Wände waren vergilbt, die Böden knarrten bei jedem Schritt, und die Decken schienen so niedrig, als ob sie einen erdrücken wollten. Ich konnte den Traum von einem neuen Leben noch nicht wirklich sehen, nur den harten, kalten Rest, der renoviert werden musste, damit dieses Haus zu einem Zuhause werden konnte. Doch ich versuchte, nicht zu viel darüber nachzudenken. Wir waren hier. Es war ein Neuanfang, oder so wollte ich es mir einreden. Zwei Tage später war Andy mit seinem Bruder aufgebrochen, um unsere Sachen aus Deutschland zu holen. Die Kinder und ich blieben zurück, inmitten der Leere des Hauses, die durch den Mangel an Möbeln noch deutlicher wirkte. Ich versuchte, mich zu beruhigen, stellte mir vor, wie wir es bald gemütlich haben würden. Doch als Andy zurückkam, war ich nicht vorbereitet auf das, was er mir erzählte. Er hatte unsere persönlichen Dinge nicht mitgebracht. Nicht meine Erinnerungen, keine der Sachen, die mir einst so viel bedeutet hatten – nicht einmal Matthews neues Kettcar, das er sich so sehr gewünscht hatte. Ich starrte Andy mit einer Mischung aus Verwirrung und Wut an, als er mir erklärte, dass alles, was er mitgenommen hatte, bereits im LKW verstaubt war.

„Alles war weg“, sagte er, als wäre es die einfachste Sache der Welt. „Der Vermieter hat die Wohnung geräumt.“ Ich konnte es nicht fassen. Diese Worte klangen so unglaublich, dass sie in meinem Kopf keinen Platz fanden. Der Vermieter hatte alles einfach weggeräumt? War das überhaupt möglich? Verzweifelt griff ich zum Telefon und rief meine Mutter an. Die Hoffnung, eine Bestätigung oder wenigstens eine Erklärung zu bekommen, war alles, was mich noch aufrecht hielt. „Mama, was ist passiert?“, fragte ich, meine Stimme zitterte. „Was hat Andy mit den Sachen gemacht?“ Die Antwort, die meine Mutter mir gab, ließ die Welt um mich herum stillstehen. „Sie haben einfach alles stehen lassen“,

sagte sie ruhig, als hätte sie es längst gewusst. „Andy hat dir erzählt, dass der Vermieter die Wohnung leergeräumt hat, aber das stimmt nicht. Die Wohnung ist noch voll, alles ist noch da. Damit du dir keine Sorgen machen musst, sehe ich was ich tun kann, um deine Sachen noch zu retten“ Ich sank auf den Boden, als die Wahrheit wie ein Schock durch mich hindurchfuhr. Andy hatte mich in all den Jahren immer wieder mit seinen Lügen konfrontiert, doch diesmal war es zu viel. Es war nicht nur das Kettcar, das er nicht mitgebracht hatte. Es waren all die kleinen, feinen Momente, all die Dinge, die mir etwas bedeutet hatten. Und er hatte sie einfach stehen lassen.

Die Wut in mir kochte über. Als er wieder einmal ging – diesmal zum Angeln mit seinem Bruder – war etwas in mir endgültig zerbrochen. Ich schleppte all seine persönlichen Dinge in den Garten, warf sie auf einen Haufen und zündete sie an. Flammen loderten auf, das Plastik schmolz zischend, und ich spürte das Knistern in meinen Ohren, das Brennen in meinen Augen – und für einen Moment, eine perverse Art von Befreiung.

Als Andy heimkam, starrte er auf das Feuer. Ich sah ihn an, voller Zorn, und fauchte: „Jetzt hast du auch nichts mehr. Such dir eine Arbeit, oder ich werfe deinen verdammten Computer aus dem Fenster.“ Ich war am Ende. Ich wollte nicht mehr kämpfen. Ich wollte nur zur Ruhe kommen. Doch mein Körper machte nicht mehr mit – eine Nierenbeckenentzündung zwang mich ins Bett. Ich konnte mich kaum bewegen, fror, hatte Fieber. Andy sah mich nur an, schnaubte verächtlich: „Du bist einfach nur faul. Krieg dein Leben auf die Reihe.“ Eines Abends, als ich mich gerade mühsam aufrappelte, war Matthew besonders aufmüpfig. Er war müde, gereizt, wollte nicht ins Bett. Als er Widerworte gab, schrie Andy ihn an: „Sieh zu, dass du die Treppe raufkommst und dir die Zähne putzt – sonst kannst du damit Klavier spielen!“ Ich

erstarrte. Matthew auch. Ich rannte zu ihm, tat es als Scherz ab, streichelte über seinen Rücken. Als die Kinder endlich schliefen, stellte ich Andy zur Rede. „Du kannst mich behandeln, wie du willst. Aber nicht die Kinder. Niemals.“ Er wurde laut, schrie, beleidigte mich. Plötzlich spürte ich seine Hände um meinen Hals – kalt, hart, zitternd vor Wut. Ich trat zu, spitz mit meinem Schuh zwischen seine Beine, riss mich los und stürmte nach draußen. Stundenlang lief ich durch die Dunkelheit. Die Nacht war feucht, neblig, der Wind biss in meine Haut. Und dort, irgendwo zwischen Fluch und Frost, traf ich meine Entscheidung: Ich würde gehen. Ich würde mit den Kindern zurück nach Deutschland. Doch ich hatte kein eigenes Geld. Also begann ich, Woche für Woche ein wenig Geld beim Einkaufen zur Seite zu legen. Immer ein bisschen. Bis ich genug hatte. Mein Plan war klar. Ich würde das durchziehen. Ich hatte endlich genug zusammengespart. Es hatte gedauert, doch nun war es so weit: Die Tickets für die Fähre hatte ich in der Tasche, und ich war entschlossen, endlich nach Deutschland zurückzukehren. Ich rief meine Mutter an, erklärte ihr, dass ich kein Geld mehr für die Zugfahrt hatte. Sie versprach, mit dem nächsten Zug zu kommen, der Zug würde jedoch erst am frühen Morgen ankommen. Also saßen wir da – ich mit den Kindern, erschöpft, frierend, an einem verlassenen Bahnhof in Ostende. Die Nacht war kühl, das Neonlicht flackerte schwach, und außer uns war kaum jemand dort.

Matthew und Louise lagen zusammengerollt auf den Sitzen, ihre kleinen Gesichter müde, ihre Körper eng an mich geschmiegt. Ich hielt sie fest und versuchte, ihnen das Gefühl von Sicherheit zu geben, das ich selbst längst verloren hatte, Amber und Rose schliefen im Kinderwagen. Dann kam er. Ein Mann – groß, hager, in eine zerschlissene Decke gewickelt wie in einen Poncho. Auf dem Kopf trug er etwas Mützenartiges, darunter hervor quollen verfilzte Haarsträhnen. Er hatte

einen alten, schweren Rucksack auf dem Rücken und in der rechten Hand einen langen Holzstab, an dem kleine Glocken oder Schellen befestigt waren. Bei jedem Schritt ließ er ihn auf den Boden krachen – dumpf, rhythmisch, eindringlich.

Er sprach. Immer wieder das Gleiche. Es klang wie ein Reim, vielleicht eine Beschwörung, aber ich verstand kein Wort. Seine Stimme war rau und brummte wie aus einer anderen Welt. Er ging langsam – Schritt, Stampfen, Satz. Schritt, Stampfen, wieder derselbe Satz. Ich konnte mich nicht rühren. Mein Körper war starr vor Anspannung, mein Herz schlug mir bis zum Hals. Ich spürte, wie Louise sich noch enger an mich klammerte. Matthew hob den Kopf und sah den Mann mit großen, erschrockenen Augen an. Er blieb nicht stehen. Er drehte auch nicht ab. Er ging immer wieder den gleichen Weg – auf und ab am Bahnsteig, immer in unserer Nähe, wie ein dunkler Schatten. Ich fragte mich, ob er verrückt war. Oder besessen. Oder – hatte er uns verflucht? Sein Blick war leer, aber fest auf uns gerichtet. Ich spürte, wie etwas Kaltes meine Wirbelsäule hinunterlief. Ich flüsterte den Kindern beruhigende Worte zu, doch in mir tobte die Angst. Ich werde diesen Mann nie vergessen. Nicht seine Stimme, nicht das metallische Klirren seines Stabs, nicht den unheimlichen Rhythmus seiner Schritte. Und auch nicht das Gefühl, dass er etwas über uns aussprach, was ich nicht verstand – aber was sich tief eingebrannt hat. Es war die längste Nacht meines Lebens – oder zumindest kam es mir so vor. Der kalte, harte Boden des Bahnhofs drang in meinen Rücken, während ich versuchte, mit den Kindern in dieser Kälte auszuharren. Louise schlief auf meinem Schoß, ihr kleines Gesicht tief in der Decke vergraben, Matthew an meiner Seite, fast so ruhig wie die Zwillinge, die im Kinderwagen lagen. Aber auch sie spürten die Unruhe, die mich nicht losließ. Ihre kleinen Hände zuckten hin und wieder, als ob sie sich in meinen Sorgen verhedderten.

Ich hörte jedes Geräusch und es jagte mir Angst ein. Der laute Knall einer Zugtür, das ständige Rattern der Gleise – es war, als ob das Leben um mich herum mich in meinen Ängsten einsperrte. Immer wieder hatte ich das Gefühl, dass Andy uns beobachten würde. Immer wieder drehte sich mein Kopf, als ob er in den Schatten lauerte, nur um dann mit einem Ruck die Angst zu verscheuchen. Aber sie war da. In meinem Nacken, in meiner Brust, in meinen Gedanken – immer die Frage: "Was, wenn er kommt?"

Und dann, endlich, am Morgen, der graue, trostlose Himmel über dem Bahnhof, der erste Hauch von Licht. Meine Mutter und Rolli standen dort, ihre Gesichter von der Dunkelheit der Nacht noch gezeichnet, aber sie waren da. Rolli, der Mann, der längst der Sohn geworden war, den meine Eltern immer wollten und nie hatten. Es war kein freudiges Wiedersehen, kein "Es ist schön, dich zu sehen". Nur das nüchterne, knappe Eintreffen in einer neuen Realität. Die Realität, dass ich keine Fragen stellte, weil ich zu müde war, um überhaupt etwas zu begreifen. Im Zug – endlich – der Moment, der wie ein kaum spürbares Aufatmen war. Die Türen schlossen sich hinter uns, der Zug setzte sich in Bewegung.

Ich atmete fast unmerklich aus. Aber die Erleichterung war nur flüchtig. Es war, als würde die Angst mich weiterhin begleiten, in jede Ecke meines Körpers kriechen, mich im leeren, hallenden Rauschen des Zuges umhüllen. Immer wieder dachte ich an die Fähren, die alle vier Stunden von England ablegten. Immer wieder dachte ich an Andy, der vielleicht direkt hinter uns herfuhr. Aber ich durfte nicht zurück. Nicht diesmal. Die Kinder, als wären sie das Einzige, was in dieser Welt noch bestand, schliefen bald. Louise in meinen Armen, Matthew zusammengerollt an meiner Seite. Die Zwillinge ruhig, in ihren Wagen, ein kleines Glück inmitten meiner eigenen Leere. Ich konnte nicht mehr fühlen, was ich vorher so

deutlich gespürt hatte – keinen Hass, keine Wut, keine Trauer. Nur diese unerklärliche Leere, die alles in mir ausfüllte. Keine Freude, kein Trost. Nur der unerschütterliche Wille, diesmal nicht nachzugeben, nicht zurückzukehren. Ich wusste, dass ich es nicht konnte. Ich durfte es nicht.

Am Bahnhof stand mein Vater, und als er mich sah, war seine Begrüßung so flach, dass ich mich für einen Moment fragte, ob er mich überhaupt erkannte. Kein herzliches Lächeln, kein "Es tut mir leid, was du durchgemacht hast." Nur ein Blick, der mehr von der Kälte der Jahre verriet, die er mit seiner Flasche verbracht hatte, als von dem, was ein Vater für seine Tochter empfindet. Als ich meine Mutter fragte, warum er sich so verhalten würde, antwortete sie nur: "Er will aufhören zu trinken." Und ich, in meinem inneren Chaos, nickte nur. Was konnte ich noch sagen? Mit nichts, als dem, was wir am Körper trugen, stand ich nun dort – ohne Ziel, ohne Hoffnung, aber auch ohne Angst.

Meine Mutter legte ihre Hand auf meinen Rücken. Die Geste war so schwer, so besorgt, dass ich mich fast verkrampfte. Sie flüsterte mir zu: „Mach dir keine Sorgen. Es wird alles gut werden.“ Ihre Worte waren warm, aber sie prallten an mir ab. Ich konnte es nicht glauben.

Ich schaffe es nicht allein

Zwei Tage später klingelte das Telefon. Ich saß gerade am Fenster und sah den Kindern zu, wie sie im Garten spielten, als ich seine Stimme hörte. Andy. Weich, schluchzend. Er sagte, alles tue ihm leid. Das er nach Arbeit suche, kaum schlafe und keine Kraft mehr habe. Seine Mutter kümmere sich um das Haus, er schaffe es nicht. Ich schloss die Augen. „Ich komme nicht zurück“, sagte ich leise. „Ich habe zu viel verloren. Ich kann das nicht mehr.“ Dann legte ich auf. Mein Körper zitterte, als hätte er verstanden, dass dieser Schritt endgültig war.

Eine Woche später rief er erneut an. Er klang erst ruhig, dann verzweifelt, schließlich wütend. Die Verwandlung geschah binnen Sekunden. „Du zerstörst unsere Familie“, fauchte er. „Du bist schuld, wenn die Kinder ohne Vater aufwachsen!“ Ich schwieg. Ich konnte nicht mehr diskutieren. Ich konnte kaum atmen. Er brüllte weiter: „Du hast mich provoziert, sonst wäre das alles nicht passiert!“ Ich legte den Hörer auf.

Die Tage nach dem Anruf vergingen in einer dumpfen Starre. Ich kümmerte mich um die Kinder und versuchte so zu tun, als hätte ich mein Zuhause gefunden. Und dann kamen wieder diese anderen Stimmen. Die Erinnerungen. Seine Tränen am Telefon. Seine Stimme, gebrochen, so wie ich ihn nie erlebt hatte. Hatte ich ihn nicht geliebt, irgendwann, irgendwie?

Ich wusste nicht mehr, was wahr war. Ich wusste nur, dass ich müde war. Müde vom Kämpfen. Müde von all dem Druck, zu entscheiden was richtig war, stark zu sein.

Meine Mutter schien zunehmend genervt, mein Vater schwieg. Rolli war stets präsent mit Ratschlägen, mit Blicken. Ich spürte, dass ich hier nicht bleiben konnte. Obwohl ich

wusste, wie sehr Andy mich verletzt hatte, glaubte ich seinen Worten. Vielleicht hatte er Recht, ich würde den Kindern den Vater nehmen. Ich würde es allein nicht schaffen. Und so sagte ich es meiner Mutter und sie sagte nur: „du musst wissen, was du tust.“ Ich rief Andy an und teilte ihm mit das ich zurückkommen würde. Ich weinte, weil ich wusste das ich mich selbst verloren hatte. Aber vielleicht würde ich mich irgendwann wiederfinden. Irgendwo dazwischen. Zwischen Kompromiss und Hoffnung. Zwischen Angst und Liebe.

Die Überfahrt war still. Kein Wind, kein Wellenrauschen, man hörte nur das monotone Brummen des Schiffes unter unseren Füßen. Die Kinder schliefen aneinander gelehnt auf der Bank neben mir, erschöpft vom frühen Aufstehen, der Aufregung, dem unbekannten Weg. Ich hielt ihre kleinen Hände, als könnte ich sie damit vor allem schützen, was kommen würde. Als wir Dover erreichten, fühlte sich alles seltsam entrückt an. Ich war wieder da.

Andy stand am Hafen. Die Schultern hingen ihm tief, die Augen gerötet, vielleicht vom Wind, vielleicht vom Weinen. Er sagte wenig, nahm mir das Gepäck ab, reichte mir wortlos die Hand. Ich zögerte, nahm sie nicht. Die Fahrt zurück zum Haus war lang. Wir redeten kaum. Er sagte, er habe aufgeräumt, sich Mühe gegeben. Ich nickte nur. Mein Blick war starr auf die Straße gerichtet, auf die weißen Streifen, die wie Herzschläge im Asphalt pulsierten.

Dann das Haus. Wie ein stummer Zeuge stand es da. Die Fenster wie blinde Augen, die Tür einen Spalt offen, als hätte es gewusst, dass ich zurückkehren würde. Die Zimmer waren kaum verändert. In einer Ecke stand der alte Computer, der mir wie ein Mahnmal vorkam. Ich erinnerte mich an das Ultimatum, das ich ihm damals gestellt hatte. Und daran, wie ernst ich es meinte. Er sagte, er wolle, dass alles besser wird. Ich hörte zu. Ich wollte glauben. Aber mein Herz war stumm. In

dieser ersten Nacht lag ich wach, starrte an die Decke und spürte die alte Beklemmung zurückkriechen wie eine dunkle Flut. Und doch, ich war zurück. Aus freien Stücken. Die Zeit verging, und Andy hatte eine Arbeit am Hafen gefunden. Er verkaufte Fahrkarten für die Fährüberfahrten nach Frankreich. Ich suchte für uns ein neues Zuhause, eines, das größer war und näher an seinem Arbeitsplatz lag. Wir zogen in ein altes Motel, umgebaut zu einem Wohnhaus, mit einem kleinen, verwilderten Hinterhof. Zwischen den rissigen Steinplatten wucherten wilde Kräuter, und eine rostige Wäschspinne stand schief in der Ecke. Das Haus war alt, mit fleckigen Tapeten und knarrenden Dielen, aber es lag nur zehn Minuten vom Meer entfernt. Morgens, wenn der Wind vom Meer kam, roch die Luft nach Salz und Freiheit. Ich liebte diese stillen Momente, in denen ich das Kreischen der Möwen hörte und das leise Tosen der Wellen, als wollten sie mir zuflüstern: Du bist noch da.

Seit Andy arbeitete, sah ich ihn nur noch spätabends. Er kam müde nach Hause, oft wortkarg, manchmal gereizt. Sonntags ging er zur British Legion. Es war ein Treffpunkt für ehemalige Soldaten, mit schweren Holztischen, alten Kriegsfahnen und einer Bar, an der Geschichten aus der Vergangenheit erzählt wurden. Obwohl Frauen dort selten waren, durfte ich mitkommen. Vielleicht, weil ich mich zurückhielt, weil ich beobachtete und schwieg. Ich erinnere mich an den Geruch von poliertem Holz, an das Klirren der Biergläser und die seltsame Mischung aus Stolz und Traurigkeit, die in der Luft hing. Aber es war nie mein Ort.

Ich wurde mutiger

Als Amber und Rose gerade zwei Jahre alt wurden, spürte ich, dass ich mehr brauchte als nur Haushalt und Kinder. Ich fing an, Trockenblumengestecke zu machen, mit Eukalyptus, Lavendel, Strohblumen und Schleierkraut. Die Farben waren sanft und gedämpft, wie Erinnerungen, die nicht ganz verblasst sind. Ich verkaufte sie auf kleinen Märkten oder an Nachbarn. Es war nur ein Anfang, aber es war meiner. Dann entschied ich mich, eine Ausbildung zu machen. Ich meldete mich am College an und machte meinen Abschluss als Masseurin. Die Hände, die sonst nur Windeln gewechselt, Brote geschmiert und Kinder getröstet hatten, lernten jetzt Muskeln zu ertasten, Verspannungen zu lösen, Berührung gezielt einzusetzen. Mein Plan war, mich in Reflexzonenmassage und Aromatherapie weiterzubilden. Andy war wenig begeistert. Er meinte, ich solle mich lieber um das Haus kümmern. Aber ich konnte nicht mehr nur funktionieren. Ich hatte inzwischen eine Freundin gefunden, eine Mutter aus Matthews Schule. Sie hieß Daria, war offen, klug und bestärkte mich immer wieder. „Du musst auch mal was für dich tun“, sagte sie oft. Zuerst war ich unsicher. Doch nach und nach merkte ich, wie ich aufblühte. Ich bekam eine Ahnung davon, wer ich noch war, jenseits von Ehefrau und Mutter. Ich war stolz auf das, was ich mir aufgebaut hatte, auf etwas, das nicht von Andy abhing. Daria wurde eine gute Freundin. Bei ihr durfte ich lachen, ehrlich sein und träumen.

Es war früher Morgen. Noch hing Dunkelheit schwer über dem Haus, als ich barfuß durch die kalte Küche lief und den Wasserkocher anschaltete. Der vertraute Duft von starkem Schwarztee stieg auf, vermischte sich mit dem leichten Röstaroma des Toastbrots, das langsam im Toaster goldbraun wurde. Die Kinder schliefen noch, eingerollt in ihre Decken,

und das Haus war still bis auf das gelegentliche Knacken der Holzbohlen unter meinen Füßen. Ich liebte diese wenigen Minuten der Stille, bevor der Tag uns alle verschluckte.

Andy kam die knarrende Treppe herunter. Ich hörte ihn schon an der Art, wie seine Schritte auftraten, energisch, fast gehetzt. Als er in der Küche erschien, trug er bereits seinen dunklen Anzug, das Hemd frisch gebügelt, die Krawatte noch lose um den Hals geschlungen. Seine Haare waren nass gekämmt, ein feiner Duft nach Rasierwasser lag in der Luft, vermischt mit der Bitterkeit seines morgendlichen Stresses. „Hast du mein Portemonnaie gesehen?“ fragte er, ohne Begrüßung, die Stimme schneidend. Ich wandte mich halb zu ihm um, das Buttermesser noch in der Hand. „Nein. Ich habe es nicht gesehen“, sagte ich, so ruhig wie möglich. Doch plötzlich kippte die Stimmung. Als hätte jemand einen Schalter in ihm umgelegt, stieg seine Stimme an, überschlug sich fast. „Du hast es genommen. Sag’s mir einfach! Du hast es versteckt, um mich fertigzumachen, oder?“ Ich blinzelte, fassungslos über die plötzliche Heftigkeit. „Was redest du da? Spinnst du jetzt komplett?“ Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug, aber es war kein Zittern aus Angst. Es war dieses alte, dumpfe Ziehen in der Brust, dieses ungute Gefühl, das immer dann auftauchte, wenn etwas nicht stimmte. Und heute war dieser Moment besonders laut. Ich lehnte mich gegen die Anrichte, sah ihn lange an. „Vielleicht solltest du einfach auf deine Sachen besser achten, dann weißt du auch, wo sie sind“, sagte ich leise, fast gleichgültig, und wandte ihm dann den Rücken zu. Er blieb noch einen Moment stehen, die Finger fahrig an der Krawatte. Dann fauchte er: „Wir reden später. Und dann wirst du schon sehen, was das für Konsequenzen hat.“ Die Haustür fiel hart ins Schloss. Das Geräusch hallte durch den Flur wie ein Knall. Ich stand noch immer an der Anrichte, das Messer in der Hand, die Toasts mittlerweile kalt geworden. Mein Blick

verschwamm. Ich erinnerte mich plötzlich an ein Gespräch vor ein paar Wochen. Er hatte mir von einer Arbeitskollegin erzählt. „Ich glaub, ihr würdet euch gut verstehen. So wie du mit Zoe damals.“ Ich hatte nur abgewunken und gesagt: „Zoes Platz nimmt niemand ein.“

Warum wollte er mir diese Frau unbedingt näherbringen? Warum hatte ich diesem Satz damals keine Beachtung geschenkt? Ich brachte die Kinder zur Schule, wie jeden Morgen. Auf dem Rückweg wehte ein kalter Wind vom Meer herüber, biss mir ins Gesicht. Die Gedanken rasten in meinem Kopf, aber ich zwang mich zur Ruhe. Zu Hause angekommen, legte ich die Zwillinge zum Schlafen. Ihre kleinen Gesichter waren friedlich, ihre Wimpern zuckten leicht im Traum. Im Wohnzimmer war es still. Nur das Ticken der Uhr an der Wand war zu hören, in gleichmäßigen Abständen. Ich setzte mich auf die Sofakante, blickte ins Leere. Dann stand ich auf, ging durch das Haus, suchte in Schubladen, unter Kissen, sogar im Wäschekorb. Nicht, weil ich glaubte, das Portemonnaie zu finden. Sondern weil ich wissen wollte, was dahintersteckte. Mein Bauchgefühl schrie, dass das hier nicht nur um ein Stück Leder mit ein paar Münzen ging. Es ging um etwas anderes. Etwas, das ich noch nicht fassen konnte. Aber ich war bereit, genauer hinzusehen.

Ich fand es nicht. Ich durchsuchte alle offensichtlichen Stellen, den Küchentisch, die Ablage im Flur, sogar das Badezimmer, doch das Portemonnaie blieb verschwunden. Mit jedem Raum, den ich absuchte, wuchs meine Unruhe, aber auch mein Misstrauen. Andy hatte so wütend reagiert, als hätte ich ihm etwas Böses gewollt. Aber ich wusste genau: Ich hatte nichts angerührt. Ratlos ließ ich mich in den grünen Ohrensessel im Wohnzimmer fallen. Er war weich, fast zu weich, und die Federn unter dem dicken Polster gaben sofort nach. Ich fuhr mit der Hand über den samtigen Stoff, der schon an

manchen Stellen vom Gebrauch leicht abgerieben war. Es war Andys Lieblingsplatz. Hier saß er oft spät abends mit seinem Tee, wenn alle schon schliefen. Mein Blick glitt über die Lehne, dann zur Ritze zwischen Sitzfläche und Armlehne – und da war es. Ein schmaler, glänzender Rand zwischen dem Stoff, gerade genug, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich beugte mich vor, schob die Finger vorsichtig in die Spalte und zog das Portemonnaie hervor. Schwarzes Leder, leicht abgewetzt, vertraut in meiner Hand. Ich drehte es langsam, betrachtete die Nähte, den Verschluss, und wollte schon zum Telefon greifen, um Andy anzurufen und ihm mitzuteilen, dass es die ganze Zeit hier gewesen war. Doch dann zögerte ich. Etwas in mir hielt mich zurück. Ich wusste nicht, was mich plötzlich dazu trieb, aber ich öffnete das Portemonnaie. Normalerweise hätte ich das nie getan, nicht aus Prinzip, sondern aus Angst. Aber jetzt war etwas anders. Ich wollte verstehen. Ich wollte wissen, was hinter seinem Ausbruch steckte. Wieso so eine Wut wegen eines verlorenen Portemonnaies? Ich blätterte durch die Fächer. Alte Quittungen, Visitenkarten, ein zerknicktes Foto. Und dann sah ich ihn – einen kleinen, rosafarbenen Zettel, sorgsam zusammengefaltet, so dass er gerade eben hineinpasste. Mein Herz schlug schneller. Ich hielt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, das Papier war weich und trug die Spuren vieler Berührungen. Langsam faltete ich ihn auseinander. Die Schrift war rund und feminin, mit kleinen Herzchen über dem i. Ein Parfümduft hing noch schwach an dem Papier, blumig und süß, als hätte jemand ihn erst kürzlich eingesteckt. Ich las. Zeile für Zeile. Und was ich dort las, ließ den Boden unter mir verschwinden. Es war alles da – der Grund für seinen Zorn, seine plötzliche Kälte, seine geheimnisvollen Andeutungen. Ich verstand. In einem einzigen Moment fiel alles an seinen Platz. Und ich wusste: Nichts war, wie es schien. Ich faltete das kleine rosafarbene Zettelchen

auseinander, der Duft von Leder und ein Hauch fremden Parfüms stiegen mir in die Nase. Die Handschrift war weich geschwungen, fast verspielt. Und dann las ich die Worte:

*„Mein Liebling,
ich warte sehnsüchtig auf dich,
deine Berührungen und deine Stimme.
Mein Herz blutet, wenn du nicht bei mir bist.
Ich liebe dich.
Dein Fückschen Sharon.“*

Für einen Moment hielt die Welt den Atem an. Ich starrte auf die Zeilen, als könnten sie sich noch verändern, als sei es ein Missverständnis, ein dummer Scherz. Aber da war nichts zu deuten. Jedes Wort war ein Stich, sauber geführt, mitten in mein Herz.

Der Brief war zärtlich, leidenschaftlich und er war nicht für mich bestimmt.

„Fückschen.“ Ich sprach das Wort laut, kaum hörbar, und es schmeckte bitter auf meiner Zunge. Da war jemand, der auf ihn wartete. Jemand, der ihn vermisste. Jemand, der ihn liebte, auf eine Weise, wie ich es mir so sehr gewünscht hatte. Ich saß noch immer in seinem Sessel, dem grünen Ohrensessel, in dem er abends saß, die Zeitung auf den Knien, die Beine ausgestreckt. Mein Körper fühlte sich schwer an, als läge ein Stein auf meiner Brust. Ich konnte kaum atmen. Draußen bellte ein Hund. Das Ticken der Uhr an der Wand wurde lauter, eindringlicher. Und oben schliefen die Zwillinge, friedlich, ohne zu ahnen, dass ihre Welt in diesem Moment leise Risse bekam. Ich hielt den Brief noch eine Weile in der Hand, mein Blick verschwamm. Dann faltete ich ihn vorsichtig wieder zusammen und legte ihn zurück in das Portemonnaie. Es fühlte sich an, als würde ich ein Geheimnis verschließen, das mir den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Ich saß noch einen Moment regungslos da, das Portemonnaie lag schwer in

meinem Schoß. Ich hatte genug. Genug gelitten, genug gehofft, genug versucht zu verstehen, was längst keinen Sinn mehr machte. In mir war etwas gewachsen in den letzten Monaten – eine leise, aber feste Überzeugung: Ich brauchte Andy nicht, um ganz zu sein.

Scheidung

Ich stand auf, legte das Portemonnaie auf den Tisch, nahm das Telefon und wählte seine Nummer. Mein Herz pochte, aber nicht vor Angst. Ich war ruhig. Ich wusste, was ich sagen wollte. Er ging nach dem zweiten Klingeln ran. „Hallo?“ Seine Stimme klang angestrengt, vielleicht auch genervt. „Ich habe dein Portemonnaie gefunden“, sagte ich ruhig.

„Ach ja? Wo war es denn?“ fragte er schnell, beinahe erleichtert. „Im Ohrensessel. Zwischen der Armlehne und dem Kissen.“ Ein Moment Stille. Dann: „Siehst du? Ich hab doch gesagt, dass ...“ Ich unterbrach ihn. „Andy. Hör mir zu. Du brauchst heute Abend nicht mehr nach Hause zu kommen.“ „Was?“ Er klang plötzlich hellwach. „Wie meinst du das?“

„Ich meine, dass du nach der Arbeit deine Sachen abholen kannst. Du bist hier nicht mehr willkommen.“ Am anderen Ende war es still. Nur sein schweres Atmen war zu hören. Dann versuchte er es mit seinem üblichen Ton: „Jetzt übertreib mal nicht. Du bist nur sauer, weil ich ...“ „Ich weiß von Sharon“, sagte ich. Ruhig. Klar. „Ich habe den Zettel gelesen. Ich weiß alles.“ Er schwieg. Keine Ausrede, kein Witz, kein Versuch, es runterzuspielen. Nur Schweigen. „Ich will keine Erklärung. Du hast deine Wahl getroffen und ich treffe jetzt meine.“ Ich legte auf. Meine Hand zitterte nicht. Ich fühlte mich, als hätte ich gerade eine Tür geschlossen, die viel zu lange offen gestanden hatte. Und in der Stille danach war da kein Schmerz. Nur Klarheit. Und ein Hauch von Frieden.

Ich nahm noch einmal den Hörer in die Hand und rief seine Mutter an. Mein Herz pochte bis in den Hals, aber ich wusste, was ich zu sagen hatte. Diesmal ließ ich mich nicht mehr beirren. Es klingelte nur einmal, dann hörte ich ihre Stimme. „Ja, hallo?“ Ich schloss kurz die Augen und sprach mit fester, leiser Stimme: „Ich bin's, Lillian. Ich wollte es dir

selbst sagen, bevor Andy es verdreht. Ich habe ihn rausgeworfen.“ Eine Pause entstand, wie ein Riss in der Leitung. Dann ihre Stimme, plötzlich alarmiert: „Was? Warum denn das? Was ist passiert?“

„Er hat mich betrogen und wie du weißt, war es nicht das erste Mal“, sagte ich, meine Stimme zitterte kurz, aber ich fing mich sofort wieder. „Ich habe einen Brief gefunden. Von einer anderen Frau. Und ich werde nicht länger so tun, als wäre ich blind. Ich bin nicht mehr bereit, ihn mit seinen Lügen davonkommen zu lassen.“

Stille. Ich konnte hören, wie sie schwer schluckte. Dann kam ihre Frage, beinahe flehend:

„Aber... Lillian, was ist denn mit den Kindern?“ Ich atmete durch, ließ jeden Zweifel mit dem Ausatmen los. „Die Kinder bleiben bei mir. Er kann sie sehen, natürlich. Zu festen Zeiten, geregelt. Aber sie wohnen hier. Bei mir.“ Sie sagte nichts mehr. Und das war auch gut so. Ich legte langsam auf und ließ das Telefon in meine Hand sinken wie einen letzten, stillen Zeugen dieser Entscheidung. Am selben Tag noch rief ich einen Anwalt an. Ich war fast überrascht, wie klar meine Stimme am Telefon klang. Kein Zittern mehr, keine Unsicherheit. Ich hatte gelesen, dass sich das Gesetz kürzlich geändert hatte, es war kein Trennungsjahr mehr nötig. Und ich war bereit. Bereit, mein Leben neu zu ordnen, ohne ihn. Endlich.

An diesem Abend kam Andy nicht zurück. Die Stunden zogen sich zäh dahin, während draußen der Wind an den Fenstern zerrte. Ich stand in der Küche, eine dampfende Tasse Tee in der Hand, und starrte in die dunkle Fensterglasscheibe, die mein eigenes Spiegelbild nur schemenhaft zurückwarf. Kein Motorengeräusch, keine Schritte auf dem Kies. Nichts.

Er ist sicher bei seinem Füchsen, dachte ich, und das Wort fühlte sich bitter an auf meiner Zunge, obwohl ich es nicht laut aussprach. Vielleicht liegt er jetzt bei ihr, streicht ihr

übers Haar und flüstert ihr dieselben Lügen, die er mir einst ins Ohr gesetzt hat.

Die Kinder saßen am Küchentisch, ihre Gesichter weich im Schein der Deckenlampe. Matthew drehte seinen Löffel im Kakao, die Zwillinge waren ruhiger als sonst. Schließlich fragte Amber leise: „Mama, wann kommt Papa wieder?“

Ich zwang mich zu einem Lächeln, doch meine Stimme war ruhig und kontrolliert.

„Papa ist bei seiner Mama. Er hilft ihr ein bisschen und wird eine Weile bei ihr wohnen, aber er wird euch bald besuchen kommen.“ Sie nickten. Keine weiteren Fragen. Noch nicht. Ich wusste, dieser Moment würde kommen - früher oder später - und ich musste vorbereitet sein. Wie sagt man Kindern, dass der Mensch, den sie lieben, unser Zuhause zerstört hat? Noch war es nicht so weit. Später, als das Haus still wurde und der Tag sich in die Nacht legte, packte ich Andys Sachen zusammen. Jeder Griff in den Schrank fühlte sich wie ein Schnitt an, jede Socke, jedes Hemd, jede Krawatte. Ich stopfte alles in schwarze Müllsäcke, sein ganzes Doppelleben in vier traurige Beutel verpackt und stellte sie mit einem leisen Klicken der Tür vor die Schwelle. Kein Zögern, kein Zurückblicken.

Kurze Zeit später kam mein Schwager. Er trat unsicher näher, die Hände tief in den Jackentaschen vergraben. „Willst du das wirklich durchziehen, Lillian?“ fragte er. „Denk doch mal nach... Wie willst du das alles alleine schaffen?“ Ich sah ihn an, mit einer Klarheit, die mich selbst überraschte. „Wie ich das schaffe? Ich habe die Kinder bisher alleine großgezogen, mich durch schlaflose Nächte gekämpft, in einem fremden Land Fuß gefasst, gelernt, wie man auf eigenen Beinen steht. Ich habe gelernt, dass mein Leben nicht von jemand anderem abhängt. Ich habe überlebt“ wollte ich hinausschreien, aber ich blieb stumm und sagte nur: „ich habe es mir gut überlegt.“ Er

schwie. Nahm die Säcke, warf sie in den Kofferraum und fuhr davon. Ich ging zurück ins Haus. Die Luft war kühler, als hätte sich etwas verändert, als hätte ich ein Fenster geöffnet, ohne es zu merken. Und vielleicht hatte ich das auch. Nicht mit der Hand. Sondern mit dem Herzen. Ich dachte an mein College. An meine Ausbildung, die bald abgeschlossen war. An die Karten, die ich mir gezeichnet hatte, voller Pläne und Träume. Eine Praxis. In Cambridge. Mein eigener Raum. Mein Neuanfang.

Und zum ersten Mal seit langer Zeit spürte ich keine Angst. Nur Entschlossenheit.

Die Kinder sind weg

Wir fanden einen Rhythmus. Andy holte die Kinder alle zwei Wochen ab, meistens am Freitagnachmittag. Sie übernachteten dann bei seiner Mutter, in dem alten, kleinen Haus mit dem Garten, in dem der Wind durch die rostige Wäschspinne pff. Er unternahm kleine Ausflüge mit ihnen, ging mit ihnen ins Kino oder zum Spielplatz, manchmal auch nur spazieren, als wollte er sich in der Rolle des Wochenendvaters neu erfinden.

Ich dagegen spürte, wie leer das Haus wurde, sobald die Tür ins Schloss fiel und die Stimmen der Kinder verhallten. Die ersten Wochenenden waren endlos. Die Stille drückte sich wie feuchte Watte in meine Ohren, und selbst der Fernseher konnte sie kaum vertreiben. Ich saß da, auf der Couch, mit einer Tasse Tee in der Hand, blickte aus dem Fenster in den grauen Nachmittag und fragte mich, wer ich eigentlich war, wenn niemand etwas von mir brauchte.

Doch ich beschloss, dass es Zeit war, etwas für mich zu tun. Ich ließ meine Haare schneiden, einen fransigen, frischen Schnitt, der mich im Spiegel kurz innehalten ließ. Ich kaufte mir ein paar neue Sachen, nichts Großes, eine gutsitzende Jeans, ein dunkelgrünes Oberteil, das meine Augen strahlen ließ. Es war kein großer Wandel, aber es war mein Schritt. Weil Matthew und Louise zur Schule gingen, begegnete ich anderen Müttern. Eine davon war Sarah, laut, ein bisschen verrückt, mit wilder brauner Mähne und ständigem Grinsen. Sie studierte Lehramt und hatte eine ganz eigene, bunte Art auf die Welt zu schauen. Wir verstanden uns auf Anhieb. Sarah zog mich mit sich in ihr Leben, als hätte sie genau gespürt, dass ich jemanden wie sie brauchte. Sie stellte mir Freunde vor, schleppte mich zu kleinen Lesungen, Flohmärkten, sogar

in eine Bar mit Live-Musik. Anfangs zögerte ich, fühlte mich fremd in dieser neuen Welt, aber Sarah ließ nicht locker.

„Lilian“, sagte sie einmal mit einem Glas Weißwein in der Hand, „du bist so viel mehr als das, was du über dich denkst. Du kannst das alles und noch mehr. Du musst dich nur trauen.“ Und ich begann, ihr zu glauben. Immer mehr. Schritt für Schritt.

Die Zeit verging und die Kinder gewöhnten sich langsam an die Situation. Ich lernte George kennen, er war ein Freund von Sarah und wir verstanden uns auf Anhieb. Er war beruflich sehr eingespannt, aber kam mittlerweile regelmäßig vorbei und wir tranken Tee oder auch mal einen Rotwein zusammen. Ich vertraute ihm sehr und es entwickelte sich eine wunderbare Freundschaft, die bis heute noch hält. Damals konnte ich noch nicht ahnen, wie sehr ich unsere Freundschaft brauchen würde.

Ich hatte meinen Abschluss am College bestanden und plante jetzt, meine Träume in die Tat umzusetzen. Zu dem Zeitpunkt traf ich Julian, einen Vater eines Klassenkameraden von Matthew. Wir gingen oft aus und unternahmen viele Dinge. Die Kinder lernten ihn nach einer Zeit kennen und ich war glücklich, alles schien leichter und er unterstützte meine Pläne eine Praxis zu eröffnen und mich weiterzubilden. Gesundheitlich ging es mir nicht sehr gut, der ganze Stress hatte seine Spuren hinterlassen. Ich hatte viel abgenommen und fühlte mich immer schlapp und müde. Ich beschloss, endlich einen Arzt aufzusuchen. Mein Körper hatte schon zu lange Alarm geschlagen. Der Hausarzt stellte Herzrhythmusstörungen fest und sprach von einer Entzündung im Körper, vermutlich durch zu viel Stress. Ich bekam Antibiotika, und er sagte, man müsse das beobachten. Aber vor allem verordnete er mir eines: mehr Ruhe. Ich nickte stumm, obwohl ich genau

wusste, wie unmöglich das war – mit vier Kindern, dem Haushalt und all den Plänen, die ich inzwischen geschmiedet hatte.

Andy stand an der Tür, wie jeden zweiten Samstag. Die Kinder rannten ihm entgegen, voller Vorfreude auf das Wochenende bei ihrer Oma. Ich blieb einen Moment in der Küche stehen, wischte mir die Hände an einem Tuch ab und trat dann in den Flur.

Er sah mich an. Ein prüfender Blick, dann verzog sich sein Gesicht zu einem kühlen, abfälligen Ausdruck. „Ich hab gehört, du hast jetzt jemanden“, sagte er plötzlich, während er die Jacke von Rose richtete. Seine Stimme klang ruhig, aber sie trug diesen schneidenden Unterton, den ich so gut kannte. „Du solltest dich lieber mal um die Kinder kümmern, statt dich mit Männern zu treffen. Das steht dir gar nicht zu.“ Ich spürte, wie es in mir arbeitete. Langsam, ruhig, begegnete ich seinem Blick.

„Ich kümmere mich um die Kinder. Jeden Tag. Allein. Und ja – ich habe jemanden kennengelernt. Ich bin nicht deine Gefangene, Andy.“ Er hob die Augenbrauen, seine Stimme wurde leiser, gefährlicher. „Du wirst schon sehen, was du davon hast.“

Die Kinder standen schon an der Tür, merkten nichts – zum Glück. Ich sagte nichts mehr, nur ein leises „Fahrt vorsichtig“ zu den Kindern. Und als sich die Tür hinter ihnen schloss, atmete ich tief durch. Dann ging ich zurück in die Küche und schenkte mir eine Tasse Tee ein. Mein Herz schlug schneller als sonst. Nicht vor Angst. Es war die Wucht der Erkenntnis: Ich war an einem Punkt, an dem mich seine Worte nicht mehr kleinkriegen konnten.

Ich blieb noch einen Moment mit der dampfenden Tasse in der Hand stehen, starrte aus dem Fenster in den kleinen Garten, wo das letzte Licht des Nachmittags durch die kahlen Äste fiel. Seine Worte hallten in mir nach. „Das steht dir nicht

zu.“ Wie oft hatte ich das gehört, in Variationen, mal wütend, mal leise, aber immer mit derselben Botschaft: Du gehörst mir.

Nicht mehr. Ich nahm mein Telefon und wählte Sarahs Nummer. Es dauerte nicht lange, bis sie ranging. „Hey, Lilian“, sagte sie, „alles okay?“ Ich zögerte kurz, dann sprach ich leise: „Er war gerade da. Hat die Kinder abgeholt. Und natürlich musste er noch loswerden, dass ich kein Recht habe, jemanden an meiner Seite zu haben.“ Sarah seufzte am anderen Ende. „Was für ein Unsinn. Du bist frei, Lilian. Und du machst das verdammt gut. Du verdienst jemanden, der dich sieht, wirklich sieht und dich unterstützt.“ Ich lächelte schwach, fühlte, wie sich etwas in mir lockerte. „Weißt du was? Früher hätte ich gezweifelt. Mich gefragt, ob er recht hat. Aber diesmal nicht. Ich weiß, dass ich es kann. Ich hab’s ja schon so weit geschafft.“ „Genau das“, sagte Sarah. „Und jetzt trink deinen Tee, mach dir was Schönes zu essen und gönn dir einen ruhigen Abend. Du brauchst niemanden, der dich kleinmacht.“

„Danke“, sagte ich. Und meinte es so. Ich legte auf, stellte die Tasse ab und griff zu meinem Notizbuch. Ich hatte Pläne, Träume, Entwürfe. Eine Praxis in Cambridge, ein neues Leben. Es würde nicht leicht sein, aber das war es nie. Und trotzdem war ich noch da. Mehr als das.

Ich war bereit für alles, was noch kam.

Ein paar Wochen später war es wieder soweit. Andy stand vor der Tür, pünktlich wie immer, mit diesem kontrollierten, leicht überheblichen Lächeln. Louise sprang ihm in die Arme, Matthew blieb etwas zurückhaltender. Ich strich ihm über den Rücken, während ich ihm die Cap aufsetzte. „Ich wollte dir nur sagen“, begann Andy, während er die Jacke von der Garderobe nahm, „dass ich die Kinder heute mit zu Sharon nehme. Sie hat selbst zwei, das ist doch gut, wenn sie sich

kennenlernen. Aber übernachten tun sie natürlich wieder bei meiner Mutter.“ Ich nickte langsam. Es fühlte sich falsch an, aber ich rang mir ein ruhiges „Okay“ ab. Es war sein Recht. Und trotzdem krampfte sich mein Magen zusammen.

Sharon. Füchsen. Jetzt also Familienausflug. Ich beugte mich zu Louise hinunter, küsste sie auf die Stirn und sagte: „Hab einen schönen Tag, Schatz.“ „Du auch, Mama“, flüsterte sie, dann folgte sie ihrem Vater. Als die Tür hinter ihnen ins Schloss fiel, blieb ich einen Moment stehen, um der plötzlichen Stille zu lauschen. Es war diese besondere Art von Einsamkeit – die herausfordernde, die sich nicht mit Stille allein erklären ließ. Sie kroch in jede Ecke des Raumes, saß mir im Nacken, in der Brust, in den Händen. Ich ging in die Küche, machte mir einen Tee, stellte ihn halb getrunken ab. Nichts schmeckte. Ich nahm das Telefon in die Hand und wählte Sarahs Nummer. „Sag bitte, dass du nichts vorhast“, sagte ich, kaum dass sie dran war. „Ich hab immer Zeit für dich“, erwiderte sie ohne Zögern. „Komm, wir machen einen Stadtbummel. Ich brauch eh neue Schuhe. Und du brauchst...“ „...Ablenkung“, vollendete ich. „Ganz genau.“ Dreißig Minuten später standen wir in der Fußgängerzone, zwischen lauten Cafés und trubeligen Schaufenstern. Sarah plapperte über irgendeinen Dozenten, der sie wahnsinnig machte, während ich versuchte, mich auf das Jetzt zu konzentrieren.

Am Abend, als die Dunkelheit sich wie ein samtiger Vorhang über die Stadt legte und die Straßenlaternen flackernd erwachten, griff ich zum Hörer. Ich wählte Georges Nummer. Schon seine Stimme ließ etwas in mir zur Ruhe kommen, denn sie war warm, verlässlich, wie ein Ort, an dem man sich ausruhen konnte. „Wie wär’s mit Essen gehen?“ fragte ich.

„Nur, wenn du versprichst, den Nachtsch nicht allein aufzuessen“, scherzte er, und ich musste lächeln. Eine Stunde später saßen wir uns gegenüber, das Kerzenlicht warf tanzende

Schatten auf den Tisch zwischen uns. Wir redeten über alles und auch über nichts. Es war leicht mit ihm, ohne Erwartungen, ohne diesen Druck, der sonst so oft in der Luft lag. Ich erzählte ihm von den Kindern, vom Tag mit Sarah, von meinem Vorhaben, beruflich endlich loszulegen. George hörte zu. Richtig zu. Und manchmal sah er mich auf eine Weise an, die mir das Gefühl gab, nicht zerbrochen zu sein, sondern einfach im Wandel.

Als ich später nach Hause kam, war es still, aber nicht mehr beklemmend. Ich ließ den Tag an mir vorbeiziehen, während ich mich ins Bett legte. Und als ich das Licht ausmachte, dachte ich an Richard. Der nächste Tag verging langsam. Das Haus war still ohne die Kinder, zu still. Keine streitenden Stimmen, kein Poltern von kleinen Füßen auf der Treppe, kein Rufen aus dem Wohnzimmer. Nur Stille. Ich versuchte, ihr nicht zu viel Raum zu geben. Statt mich in Gedanken zu verlieren, schnappte ich mir die Bettwäsche und bezog die Kinderbetten frisch, faltete die Decken sorgfältig, strich über die bunten Kissenbezüge und legte jedem ein kleines Stofftier zu-recht. Ich wollte, dass sie sich freuten, wenn sie zurückkamen. Dass sie wussten dies war ihr Zuhause, ihr sicherer Ort.

Ich wischte Staub, räumte das Spielzeug in die bunten Boxen und sortierte sogar die Schulmappen. Und doch mit jedem Handgriff wurde das Schweigen im Haus greifbarer. Es fraß sich an mir hoch, schlich sich durch die Ritzen meiner Konzentration. Ich brauchte etwas, das dagegenhielt. Ich ging ins Wohnzimmer, stellte das Radio an und suchte einen Sender, der Musik aus den Charts der 80er und 90er spielte. Erst klangen die dramatischen Akkorde von Meat Loaf durch den Raum. "I'd do anything for love..."

Ich summte mit, doch meine Gedanken schweiften ab. Diese Zeilen, so pathetisch, so tragisch, sie erinnerten mich an das Drama, das hinter mir lag. Und an die Hoffnung, die ich

mir einmal von dieser Liebe gemacht hatte. Dann, wie aus dem Nichts, kam der nächste Song. Die ersten Töne von Gloria Gaynor - I Will Survive füllten den Raum - und mein Herz. Ich erstarrte. Dann schloss ich langsam die Augen. "At first I was afraid, I was petrified..."

Ja, das war ich gewesen. Verängstigt. Verwirrt. Allein. Aber jetzt war ich hier. Immer noch stehend. Immer noch ich. Ich drehte den Lautstärkeregler höher, fühlte den Rhythmus, spürte die Worte, als wären sie für mich geschrieben. "Oh no, not I - I will survive!"

Ich ließ das Staubtuch fallen und drehte mich mitten im Wohnzimmer im Kreis. Lachend. Tränen liefen mir über das Gesicht, aber sie waren warm und leicht. Ich war nicht mehr dieselbe. Ich war Lilian. Ich war stärker. Ich war lebendig. Ich stellte den Tee für später bereit, faltete die Jacken an der Garderobe ordentlich zusammen und blickte kurz aus dem Fenster. Morgen würden die Kinder zurück sein. Sie würden lachen, mir erzählen, was sie gemacht hatten und vielleicht, nur vielleicht, würde ich ein kleines bisschen von dieser Stärke auch an sie weitergeben können. Als das Haus still wurde und die Dunkelheit langsam die Fenster hinaufkroch, nahm ich den Hörer in die Hand und wählte Richards Nummer. Das Freizeichen klang irgendwie vertraut, fast beruhigend. Nach ein paar Sekunden meldete er sich, seine Stimme warm wie immer.

„Hallo Lilian“, sagte er, und ich hörte an seiner Stimme, dass er lächelte. „Hallo Richard. Ich dachte, ich rufe dich an, falls du gerade einen Moment hast.“

„Immer für dich“, antwortete er. Ich spürte, wie sich ein kleines Lächeln auf mein Gesicht stahl. Er war das Wochenende bei seinen Eltern in Maidstone. Sie hatten ihn zum Essen eingeladen, und er wollte ein paar Tage mit ihnen verbringen. Es war eine ruhige Unterhaltung, ehrlich und herzlich. Keine

Erwartungen, kein Druck, nur zwei Menschen, die sich zuhörten. „Ich freue mich schon, wenn ich wieder zurück bin“, sagte er zum Abschied. „Vielleicht können wir nächste Woche was unternehmen.“ „Gern“ antwortete ich. „Ruf mich an, wenn du zurück bist.“ Nachdem ich aufgelegt hatte, blieb ich noch eine Weile sitzen, den Hörer in der Hand, den Blick ins Leere gerichtet. Die Kinder waren noch bei Andys Mutter. In mir war diese eigenartige Mischung aus Einsamkeit und Zuversicht – als würde ich endlich lernen, in meiner eigenen Gesellschaft Frieden zu finden.

Der nächste Morgen brach an. Die Sonne stand hell am Himmel, und ich fühlte diese leichte Vorfreude in mir, die ich an solchen Tagen immer hatte. Die Kinder sollten am frühen Nachmittag wiederkommen, gegen drei, hatte Andy gesagt. Ich machte ein paar belegte Brote, stellte Saft bereit und bereitete mich innerlich auf das aufgeregte Durcheinander ihrer Stimmen vor, auf das Erzählen, Lachen, vielleicht auch Streiten, das volle Leben eben.

Gegen 15:00 Uhr stand ich am Fenster. Ich beobachtete die Autos, wie sie kamen und vorbeifuhren. Immer wieder horchte ich, wenn sich irgendwo draußen eine Tür schloss. Aber niemand stieg aus. Kein vertrautes Kinderlachen, keine Schritte auf dem Gehweg. Um 16:00 Uhr begann ich nervös aufzuräumen, obwohl alles schon ordentlich war. Um 17:30 Uhr setzte ich mich mit einer Tasse Tee an den Küchentisch, aber der Tee wurde kalt. Und um 19:00 Uhr hielt ich es nicht mehr aus. Ich griff zum Telefon und wählte die Nummer von Andys Mutter. Das Freizeichen klang wie Hohn in meinen Ohren. Nach ein paar Sekunden:

„Hallo, hier ist Daisy.“ „Hallo, hier ist Lillian...“ Ich schluckte. „Ich wollte fragen, wo die Kinder sind. Andy wollte sie doch längst zurückbringen.“ Einen Moment war es still am anderen Ende. Dann sagte sie zögernd: „Äh... also... er ist

mit ihnen noch unterwegs, dachte ich. Er meinte, er bringt sie direkt zu dir.“ „Direkt zu mir?“ Meine Stimme klang schärfer, als ich wollte. „Sie sollten vor Stunden hier sein. Ich warte seit drei Uhr und niemand ist gekommen. Du weißt nicht, wo sie sind?“ „Nein, ich... ich dachte wirklich, er bringt sie dir vorbei.“ Sie klang verunsichert. „Er ist heute früher mit ihnen losgefahren. Ich habe sie gegen Mittag noch gesehen.“ Mein Magen zog sich zusammen. „Hat er gesagt, wohin er will?“

„Nur, dass sie vielleicht bei Sharon vorbeischauen. Aber das sei nur kurz.“ Ich atmete tief durch. „Daisy, das ist nicht in Ordnung. Es ist sieben Uhr abends. Ich mache mir Sorgen. Und es ist nicht das erste Mal, dass er tut, was er will, ohne sich abzusprechen.“ „Lillian... ich verstehe dich, wirklich. Ich ruf ihn gleich an, ja?“ „Nein.“ Ich sprach ruhig, aber bestimmt. „Ich rufe ihn selbst an. Aber danke.“ Ich legte auf und fühlte, wie in mir die Anspannung wuchs. Die vertraute Mischung aus Angst und Wut kroch wieder in meinen Körper. Ich hatte keine Kontrolle und das war das Schlimmste. Ich zitterte, als ich das Telefon erneut in die Hand nahm und die Nummer wählte, die ich nie hätte anrufen wollen: Sharons Festnetz. Es klingelte lange. Dann hob jemand ab. „Ja?“ Es war Andy. Seine Stimme war kalt und gleichgültig. „Andy, wo bist du mit den Kindern? Du solltest sie längst zurückgebracht haben.“ Ein kurzes Schweigen. Dann sagte er knapp: „Ich bring sie nicht zurück.“ Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, was er da gerade gesagt hatte. „Wie bitte? Was soll das heißen?“ „Das heißt genau das, was ich gesagt habe. Sie bleiben bei mir. Und du kannst nichts dagegen tun.“ Mein Herz raste. „Du kannst doch nicht einfach... Andy, wir haben keine Vereinbarung, nichts ist geklärt! Du kannst sie nicht einfach behalten!“

„Das Sorgerecht ist nicht geregelt“, fuhr er ruhig fort, fast höhnisch. „Also habe ich genauso viel Recht wie du. Vielleicht

sogar mehr. Du solltest lieber nicht auf die Idee kommen, sie zu holen.“ Ich spürte, wie meine Kehle sich zuschnürte. „Andy... Wo sind sie? Sie sind nicht bei Sharon, oder?“ Ein kurzes, kaltes Lachen. „Wo sie sind, geht dich nichts an. Und du wirst es auch nicht erfahren.“ „Du hast nicht das Recht!“ Meine Stimme überschlug sich. „Ach ja? Dann ruf doch die Polizei. Viel Spaß dabei.“ Dann legte er auf. Für einen Moment war da nur Stille in meinem Kopf. Dann drehte sich alles. Ich konnte kaum atmen, hielt das Telefon noch immer in der Hand, als wäre es ein Fremdkörper. Ich glaubte, ich würde den Verstand verlieren. Meine Finger wählten wie von selbst Richards Nummer. Er ging sofort ran.

„Lilian? Was ist los?“ „Er hat sie einfach behalten... Andy hat die Kinder nicht zurückgebracht...“ Meine Stimme brach. „Er sagt, ich kann nichts tun... Ich weiß nicht, wo sie sind...“ „Was?“ Richards Tonfall wurde hart. „Du rufst jetzt sofort die Polizei an. Verstehst du? Ich komme gleich zu dir.“ „Die Polizei... ja...“ Ich legte auf und tat, was er sagte. Doch bei der Polizei stieß ich auf eine Wand aus Paragrafen und kühler Routine. „Tut mir leid, Ma'am“, sagte der Beamte am Apparat. „Da keine unmittelbare Gefahr für die Kinder besteht und das Sorgerecht nicht geregelt ist, liegt keine Kindesentführung im rechtlichen Sinne vor. Zuständig wären in dem Fall Social Services, aber die erreichen Sie erst wieder morgen früh.“ „Aber... ich weiß nicht, wo sie sind! Er will es mir nicht sagen! Ich bin ihre Mutter!“

„Ich verstehe Sie. Aber rechtlich gesehen... haben wir leider keine Handhabe.“

Ich legte auf. Meine Hände zitterten, mein ganzer Körper bebte. Der Tag war zu einer einzigen dunklen Spirale geworden, in der ich mich selbst zu verlieren drohte. Doch irgendwo in mir glomm ein Funke. Ich war nicht bereit aufzugeben.

Etwa eine Stunde später klingelte es an der Tür. Richard stand da, ernst und mit einem Blick, der alles sagte. Keine Fragen, kein Zögern. Er trat ein, schloss die Tür hinter sich und zog mich sofort in seine Arme. Ich brach in Tränen aus, presste mein Gesicht an seine Schulter. „Sie... sie haben einfach gesagt, sie können nichts tun...“ schluchzte ich. „Weil keine akute Gefahr besteht... weil wir nicht geschieden sind... Ich soll bis Montag warten, Richard! Ich weiß nicht mal, wo meine Kinder sind!“ „Ich weiß, ich weiß...“ murmelte er leise und streichelte über meinen Rücken. „Wir lassen das nicht so stehen, hörst du mich? Du bist nicht allein.“ Ich nickte, aber in mir war nichts als Angst und Hilflosigkeit.

Ich schlief in dieser Nacht nicht. Kein bisschen. Ich lag wach, starrte an die Decke, immer wieder dieselbe Frage im Kopf: Wo seid ihr? Ich hörte jede Bewegung im Haus, jedes Geräusch draußen. Jede Sekunde, in der ich nicht wusste, wo meine Kinder waren, fühlte sich an wie ein weiterer Riss in meinem Innersten. Kaum war es Montagmorgen, griff ich erneut zum Telefon. Dieses Mal rief ich direkt bei Social Services an. Meine Stimme zitterte, als ich mich vorstellte und schilderte, was passiert war. „Bitte... er hat die Kinder einfach behalten... er sagt, ich darf sie nicht holen und ich weiß nicht einmal, wo sie sind...“

Ich hielt den Hörer in der Hand, als würde er brennen. Mein Herz raste. Als endlich jemand am anderen Ende abhob, rang ich nach Fassung. „Social Services, guten Morgen, wie kann ich Ihnen helfen?“ „Guten Morgen... mein Name ist Lillian Alexandra. Ich... ich weiß nicht, ob ich hier richtig bin, aber mein Ex-Partner hat unsere Kinder übers Wochenende mitgenommen und... er hat sie nicht zurückgebracht. Er weigert sich, sie nach Hause zu bringen. Er sagt, ich könnte sowieso nichts tun, weil das Sorgerecht nicht geklärt ist.“

„Verstehe... sind die Kinder aktuell in Gefahr?“ „Ich weiß es nicht! Er hat mir nicht gesagt, wo sie sind. Er meinte, sie wären nicht bei ihm und nicht bei Sharon, seiner neuen Freundin. Er hat einfach aufgelegt. Ich weiß nicht mal, wo sie sind. Ich kann sie nicht erreichen!“

„Haben Sie das alleinige Sorgerecht?“ „Nein... noch nicht. Die Scheidung ist noch nicht durch, das ist alles im Gange. Aber die Kinder wohnen bei mir. Sie gehen hier zur Schule, sie haben ihr Zuhause hier.“ „Haben Sie bereits mit der Polizei gesprochen?“

„Ja. Sie haben mich an Sie verwiesen. Sie sagen, solange keine akute Gefahr besteht, könnten sie nichts tun...“ Ein kurzes Schweigen am anderen Ende.

„Ich verstehe, dass das eine sehr belastende Situation ist. Geben Sie mir bitte die Namen und das Alter der Kinder sowie alle Informationen, die Sie über den Vater und seinen derzeitigen Aufenthaltsort haben.“ Ich zählte alles auf, meine Stimme zitterte, aber ich hielt durch. „Danke, Mrs A. Wir werden den Fall dokumentieren und prüfen, was unternommen werden kann. Sie sollten sich zusätzlich mit einem Anwalt in Verbindung setzen, um sofort einen Antrag auf vorläufiges Aufenthaltsbestimmungsrecht zu stellen. Ich kann Ihnen gerne Kontakte weiterleiten.“ „Ja, bitte... bitte tun Sie das. Ich will nur meine Kinder zurück. Ich... ich weiß nicht mehr weiter.“ „Bleiben Sie bitte erreichbar. Und wenn Sie irgendetwas Neues erfahren, sofort bei uns melden.“ „Danke... danke Ihnen.“ Ich legte auf. Für einen Moment blieb ich einfach nur sitzen, das Telefon in der Hand, mein Blick leer. Aber ich wusste, das war erst der Anfang. Die nächsten drei Tage fühlten sich an wie eine Ewigkeit. Während ich auf Neuigkeiten wartete, stürzte ich mich in die Renovierung der Kinderzimmer. Das Zimmer von Matthew und Louise hatte ich längst liebevoll gestaltet, aber jetzt nahm ich mir vor, ihnen eine

kleine Überraschung zu bereiten. Ich strich die Wände in hellen Farben, kaufte neue Vorhänge und dekorierte alles mit ihren Lieblingsfiguren. Jeder Pinselstrich half mir, die Sorge ein wenig zu verdrängen, die in mir nagte. Endlich, am dritten Tag, klingelte das Telefon. Es war der Anwalt. Er teilte mir mit, dass eine vorläufige Entscheidung gefallen war: Andy durfte die Kinder ab sofort alle zwei Wochen zu sich nehmen – aber nur, wenn sie bei seiner Mutter blieben. Das Wohl der Kinder stand an erster Stelle, und er sollte keinen uneingeschränkten Zugang bekommen. Ich atmete tief durch, eine Mischung aus Erleichterung und Traurigkeit machte sich in mir breit. Die Kinder würden bald wieder bei mir sein. Doch diese neue Regelung war ein klarer Schnitt. Ich hatte für uns gekämpft, für unsere Sicherheit und für unsere Zukunft.

Anders als geplant

Ich traf die Entscheidung, unsere Sachen zu packen und alles zu regeln, damit unserem Umzug nach Cambridge nichts im Weg stand. Drei Wochen nach dem Ereignis, bei dem die Kinder weg waren, war gerade Mittagszeit. Ich stapelte einige gepackte Kisten im Flur, als es plötzlich an der Haustür klingelte. Ich wunderte mich, wer das sein könnte, und öffnete die Tür. Vor mir standen ein Mann und eine Frau mit einem Clipboard in der Hand. Sie fragten mich, ob ich Lillian Alexandra sei und ob mein Mann Andrew sei. „Ja, das sind wir“, antwortete ich vorsichtig. „Aber wir leben getrennt und sind in Scheidung.“ Die Frau nickte verständnisvoll und sagte: „Wir sind von Social Services. Wir möchten mit Ihnen über Ihre Situation sprechen und wie es den Kindern geht.“ Der Mann fügte hinzu: „Haben Sie kurz Zeit für uns?“ Ich zögerte kurz, nickte dann aber. „Kommen Sie rein, bitte.“

Sie traten ein, und ich führte sie ins Wohnzimmer. Dort setzten sie sich auf die Sofakante, der Mann schlug seinen Ordner auf. Dann begannen sie, mir Fragen zu stellen – sachlich, aber mit einem seltsamen Unterton. „Mrs A.“ begann die Frau, „es hat eine Beschwerde gegeben. Ihr Mann hat sich an uns gewandt. Er äußerte ernste Bedenken hinsichtlich des Wohls Ihrer Kinder.“ Ich war wie vom Donner gerührt. „Was bitte?“ fragte ich ungläubig.

„Er sprach von auffälligen Hämatomen“, fuhr der Mann fort. „Insektenstichen, Läusen, blauen Flecken, Unterernährung ... es bestehe der Verdacht auf Kindeswohlgefährdung.“

Für einen Moment herrschte Stille. Dann fing ich an zu lachen, laut, ungläubig, fassungslos. Die beiden sahen sich irritiert an. Die Frau hob die Augenbrauen. „Mrs A. ... ich glaube, Sie verstehen nicht, wie ernst das ist.“ Ich schüttelte den Kopf. „Doch, ich verstehe es sehr gut. Aber

entschuldigen Sie bitte, zwei Kinder?“ Die Frau blätterte kurz im Formular. „Äh ... ja, Matthew und Louise.“ „Aha.“ Ich atmete tief durch. „Dann sollten wir mal etwas klarstellen: Wir haben nicht zwei Kinder. Wir haben vier. Und wenn Sie die Kinder sehen möchten, sehr gerne. Aber dann bitte alle vier. Ich lasse nicht zu, dass zwei ausgeschlossen werden, nur weil es Ihrem Vater gerade so passt.“ Die Frau schaute mich mit großen Augen an. „Das ... das tut mir leid. Das wusste ich nicht. Er hat nur zwei Kinder angegeben.“

Ich sah sie eindringlich an. „Dann sehen Sie sich die Kinder an. Alle vier. Sie werden nichts finden, außer lebendige, wilde, geliebte Kinder, die sich auch mal beim Toben blaue Flecken holen. So wie alle Kinder.“ Bevor die beiden überhaupt die Gelegenheit hatten, weiterzusprechen, richtete ich mich auf und sagte ruhig, aber bestimmt: „Einen Moment bitte.“ Ich ging zur Treppe und rief nach oben: „Matthew, Louise, kommt ihr bitte mal runter – und bringt Amber und Rose mit, ja?“ Oben hörte ich ein fröhliches „Ja, Mama!“ und dann das Trampeln kleiner Füße auf den Stufen. Keine Minute später kamen sie zu viert ins Wohnzimmer gestürmt. Matthew vorneweg, neugierig wie immer, Louise dicht hinter ihm, beide hatten die Zwillinge an der Hand. Ihre blonden Haare leuchteten im Sonnenlicht, das durch die Fenster fiel, und ihre Gesichter strahlten diese Unschuld aus, die nur Kinder haben. Sie blieben dicht bei mir stehen, warfen scheue Blicke auf die Fremden und schauten mich fragend an. „Mama, wer ist das?“ fragte Louise leise und hielt sich an meinem Kleid fest. „Das sind Leute vom Amt“, antwortete ich sanft. „Sie wollten euch mal sehen.“

Die Kinder schauten die beiden Besuchenden nun mit ehrlichem, neugierigem Interesse an. Ihre Arme und Beine waren nackt, denn es war Sommer, sie trugen leichte Kleidung: Shorts, Trägerhemden, Sandalen. Man sah sofort, wie gesund

sie waren. Ihre Haut war sonnengeküsst, ein paar Mückenstiche hier und da, ein blauer Fleck des letzten Fahrradsturzes, nichts Ungewöhnliches. Die Zwillinge drängten sich kichernd zwischen ihre älteren Geschwister und tuschelten etwas. Es war ein vollkommen normales, lebendiges Kinderbild. Die beiden Mitarbeitenden des Social Services standen sprachlos da. Die Frau schloss langsam ihren Ordner, während der Mann noch einen Moment auf die Kinder blickte, als müsse er sich vergewissern, dass er sich nicht getäuscht hatte. Schließlich sagte er:

„Das ist ... also ... laut der Beschreibung hätten wir mit einem ganz anderen Bild gerechnet.“

Sein Blick wanderte zu mir. „Für uns ist das Thema hiermit abgeschlossen.“ Die Frau nickte, sah noch einmal zu den Kindern. Dann fügte sie hinzu, mit einem Anflug von Schärfe in der Stimme: „Mr A. darf sich auf eine nicht ganz so erfreuliche Rückmeldung unsererseits gefasst machen.“ Ich atmete tief durch. Meine Hände zitterten ein wenig vor Erleichterung, vor Wut, vielleicht auch einfach vor Überforderung. Ich streichelte Matthew sanft über den Kopf, während Louise sich wieder an mich schmiegte. Die beiden Sozialarbeiter machten sich auf den Weg zur Tür. Als sie an den gepackten Kisten im Flur vorbeikamen, blieb die Frau noch einmal stehen und sah mich an. „Wollen Sie umziehen?“ fragte sie, nicht unfreundlich.

Ich zögerte kurz, wusste nicht genau, wie ehrlich ich sein sollte. Dann nickte ich.

„Ja. Nach Cambridge.“ Sie betrachtete mich einen Moment lang, dann lächelte sie leicht, beinahe mitfühlend. „An Ihrer Stelle würde ich das auch tun.“ Und nach einem kurzen Zögern fügte sie leise hinzu: „Ich wünsche Ihnen und Ihren Kindern alles Gute. Wirklich.“

Die Tür fiel leise ins Schloss. Ich blieb einen Moment einfach stehen, um Luft zu holen. Die Kinder drängten sich um

mich, redeten durcheinander, wollten wissen, ob alles in Ordnung sei. Ich lächelte sie an, zog sie alle in eine Umarmung und sagte nur: „Ja, meine Lieben. Jetzt ist alles gut.“ Ich dachte, mehr könnte nun wirklich nicht mehr schief laufen. Alles war doch endlich geregelt. Voller Erleichterung erzählte ich Richard von dem Besuch der Sozialarbeiter, von ihrem schnellen Abgang, von der Hoffnung, dass das nun das Ende der Dramen sei.

Der Umzug nach Cambridge zog sich dennoch in die Länge, und ich merkte, wie ich innerlich immer wieder ins Wanken geriet. Irgendetwas in mir wollte nicht so recht glauben, dass mein Vorhaben wirklich gelingen würde. Ich lebte in ständiger Angst, dass Andy sich wieder etwas Neues einfallen lassen würde, um meinem Glück im Weg zu stehen. Aber erstmal blieb alles ruhig. Der Herbst verging, der Winter kündigte sich mit beißender Kälte und dichten Schneeflocken an. Und dann kam meine Mutter zu Besuch. Nach langer Zeit. Zwei ganze Wochen blieb sie, die Kinder freuten sich riesig. Wir hatten schöne Momente und ich erlaubte mir für einen kurzen Augenblick zu glauben, dass sich nun wirklich alles ein wenig ordnen würde.

Es war der 13. Dezember 1995, als ein offizieller Brief eintraf, ein Dokument des Gerichts. Die Scheidung war vollzogen. Ich saß mit dem Umschlag in der Hand da, starrte auf die Zeilen, und ein Kloß bildete sich in meinem Hals. Viele feierten diesen Tag, ich hatte es oft gehört, ein Neuanfang, ein Befreiungsschlag. Doch ich konnte nicht feiern. Stattdessen fühlte ich mich leer. Als hätte ich auf ganzer Linie versagt. Alles, wofür ich so lange gekämpft hatte, war vorbei. Es gab keinen gemeinsamen Weg mehr, kein Wenn und Aber.

Die Flucht

Weihnachten kam und ging. Ruhig, fast mechanisch. Mein Geburtstag stand bevor, aber auch der fühlte sich bedeutungslos an. Ich war müde. Innerlich und körperlich. Der Stress der letzten Monate forderte seinen Tribut. Die ständigen Unterleibsschmerzen, die Übelkeit, das flaue Gefühl in der Magengegend, ich konnte es nicht mehr ignorieren. Vielleicht vertrug ich die ganzen Medikamente nicht, die ich wegen einer erneuten Entzündung verschrieben bekommen hatte. Ich beschloss, zum Arzt zu gehen. Einfach zur Sicherheit.

In der Praxis schilderte ich meine Beschwerden, der Arzt hörte aufmerksam zu, untersuchte mich dann gründlich. Schließlich sah er mich an und fragte: „Kann es sein, dass Sie schwanger sind?“ Ich sah ihn erstaunt an. „Ich nehme doch die Pille“, entgegnete ich leise. Er nickte nur. „Trotzdem“, sagte er, „manchmal reicht schon eine kleine Unregelmäßigkeit.“ Der anschließende Schwangerschaftstest bestätigte seine Vermutung. Ich saß still da, der Raum drehte sich ein wenig, und ich versuchte zu begreifen, was da gerade geschah. Schwanger. Noch einmal. Jetzt? Ich hatte doch Pläne, einen neuen Anfang, das Kapitel Cambridge, wie sollte ich das alles schaffen? Der Arzt sprach ruhig weiter. „Sie haben ja schon vier Kinder. Es wäre verständlich, wenn Sie ...“

Er zögerte. „Wenn Sie über einen Abbruch nachdenken würden.“ Ich hob den Kopf, sah ihn an, entsetzt. „Auf keinen Fall“, sagte ich. „Das schaffe ich auch noch. Richard ist da. Er würde mich nicht im Stich lassen.“ Er nickte, schwieg. Ich verließ die Praxis mit einem inneren Beben. Mein Leben war doch gerade erst wieder gut geworden. Ich hatte doch geglaubt, nun endlich zu wissen, wohin ich gehöre. Doch was wusste ich schon vom Leben?

Ich nahm nicht den direkten Weg nach Hause. Ich ging langsam, ließ die kalte Winterluft mein Gesicht streifen und beobachtete, wie mein Atem kleine weiße Wölkchen bildete. Mein Kopf war voller Gedanken. Noch ein Baby. Noch ein Kind. Was würde das bedeuten?

Was, wenn Richard jetzt ging? Wir hatten nie wirklich über mehr Kinder gesprochen. Nicht ernsthaft. Für mich war unser Leben gerade so in Ordnung. Überschaubar. Verlässlich. Vier Kinder waren genug, oder? Und doch, da war dieses leise, fast zärtliche Ziehen in mir, als ich an das kleine Wesen dachte. Ein neugeborenes Baby. Weiche Haut, winzige Finger, dieser Duft den nur Neugeborene hatten. Ich hatte mir doch immer eine große Familie gewünscht. Vielleicht ließ sich das ja mit unseren Plänen verbinden. Ich musste mit Richard reden. Bald.

Als ich zuhause ankam, spürte ich, wie die Wärme der Heizung mir den Frost aus den Gliedern zog. Die vertrauten Geräusche empfingen mich: das leise Summen der Videokassette im Player, Louises Stimme, die begeistert mitsang: „... ich wär' so gern Teil dieser Welt!“

Sie konnte „Arielle“ schon fast auswendig und sprach die Dialoge mit, als wäre sie selbst eine kleine Meerjungfrau. Amber und Rose waren im Nebenzimmer, sie spielten mit ihren Puppen. Irgendwo draußen hörte ich Matthew lachen, er war mit seinem Freund im Garten.

Ich griff zum Telefon und wählte Richards Nummer. Als er sich meldete, zögerte ich einen Moment. „Hast du heute Zeit vorbeizukommen?“ fragte ich dann. „Ich ... ich müsste mit dir sprechen.“ „Klar“ sagte er. „Ich bin in etwa einer Stunde da.“

Ich räumte noch etwas auf, zupfte die Kissen auf dem Sofa zurecht, stellte den Wasserkocher an, ein Reflex mehr als alles andere. Mein Herz klopfte unregelmäßig, als ich hörte, wie

seine Schritte die Treppe hochkamen. Ich öffnete die Tür. „Hey.“ „Hi“, sagte er, küsste mich flüchtig auf die Stirn und ging direkt an mir vorbei ins Wohnzimmer. „Ich muss erst noch unbedingt den neuen Teil von Star Trek schauen!“, rief er über die Schulter. „Danach reden wir, okay?“ Ich blieb einen Moment in der Tür stehen. „Richard, ehrlich... mein Anliegen ist wirklich wichtiger als eine Folge Star Trek.“ Er grinste. „Nichts ist wichtiger als Star Trek.“ Ich atmete einmal tief durch. Dann trat ich hinter ihn, schob mich zwischen ihn und den Fernseher und sah ihm direkt in die Augen. „Ich bin schwanger.“ Es war, als hätte ich die Zeit angehalten. Für einen Moment herrschte völlige Stille. Keine Geräusche von draußen, kein Kichern aus dem Kinderzimmer, kein Surren des VHS-Rekorders. Nur sein Blick, der sich in meinen verhakete. Dann, plötzlich, brach er in ein Lachen aus. Ein echtes, herzliches, überraschtes Lachen. „Na das ist doch wunderbar!“ sagte er. „Kein Problem. Dann heiraten wir halt.“ Er hob die Schultern, als sei das die einfachste Lösung der Welt, und setzte sich auf die Couch. Ich starrte ihn an. „Was?“ fragte ich und setzte mich langsam zu ihm. „Richard, ich bin gerade erst geschieden. Ich will jetzt nicht heiraten. Nicht deswegen. Nicht so.“ Er zuckte mit den Schultern.

„Dann heiraten wir halt später. Ist doch egal. Hauptsache, du bist okay.“ Dann lehnte er sich zurück, schnappte sich die Fernbedienung und schaltete den Fernseher an. Ich saß neben ihm, wie betäubt. Seine Reaktion war so einfach. Ganz anders, als ich sie mir ausgemalt hatte. Kein großes Drama, keine Sorgen, keine Diskussionen über Verantwortung oder Zeit oder Geld. Stattdessen ein Lachen. Ein „Dann heiraten wir halt“. Einfach so. Mein Herz raste. Mein Verstand war noch mitten im Aufruhr. Ich dachte an die Praxis, die ich eröffnen wollte. An all die Pläne, die in mir gereift waren. An Windeln, schlaflose Nächte, die neue Schwangerschaft und an das Chaos, das

kommen würde. Und doch, war da auch ein kleiner Trost. Richard ging nicht. Er zuckte nicht einmal zurück. Vielleicht hatte ich mir zu viele Sorgen gemacht.

Ich legte eine Hand auf meinen Bauch, ganz sacht, fast ehrfürchtig. Noch spürte man nichts, aber in mir wuchs ein neues Leben. Und das war, trotz allem, ein kleines Wunder.

Meine Unsicherheit war wie ein Nebel, der sich langsam in jede Ecke meines Herzens schlich. Richard sah alles in sanften Farben, voller Zuversicht, voller Vertrauen in eine Zukunft, die für mich noch, wie ein wackeliges Kartenhaus wirkte. Ich hatte genug erlebt, um zu wissen, wie schnell alles einstürzen konnte. Und in mir arbeitete ein Gefühl, das ich gut kannte. Angst. Keine lähmende, sondern die, die einen innerlich zerrt und wachhält. Diese Stimme, die flüstert: Was, wenn du es nicht schaffst?

Vier Kinder. Ein Baby unterwegs. Die Verantwortung, für uns alle zu sorgen. In meinem Kopf kreisten die Gedanken wie ein Karussell auf dem Jahrmarkt meiner Sorgen, grell beleuchtet, schrill, unaufhaltsam. Ich wusste, ich musste mit Richard sprechen. Nicht hoffen, nicht schweigen, nicht einfach weitermachen, als wäre alles leicht.

Am Abend, als die Kinder endlich schliefen und das Haus sich in diese besondere, verletzliche Stille hüllte, saßen wir in der Küche. Das Licht war warm, aber mein Herz zog sich bei jedem Atemzug ein wenig enger zusammen. Ich hielt die Teetasse fest umschlossen, als könne die Wärme meine innere Unruhe lindern. „Richard“, begann ich vorsichtig. „Ich weiß, du meinst es gut. Aber das hier... das ist nicht einfach. Es braucht mehr als Zuversicht. Es braucht Planung. Verantwortung. Ich kann nicht einfach mit vier Kindern, bald fünf, umziehen, ohne zu wissen, wie wir das schaffen sollen.“ Er legte seine Hand auf meine, ruhig, fest, ohne zu zögern. Seine Augen suchten meine. „Dann planen wir“, sagte er mit einer

Sanftheit, die mich fast aus der Fassung brachte. „Und egal, wohin du gehst, ich gehe mit. Ich lasse dich nicht allein. Ich bin da. Für dich. Für euch alle.“

Ich wollte es glauben. Ich wollte es so sehr. Aber tief in mir regte sich ein leiser Zweifel, wie ein feines Knacken im Holz eines Hauses, das nach außen stabil wirkt. Nicht an seiner Liebe, nein. Sondern daran, ob Liebe allein reicht, wenn das Leben wieder alles ins Wanken bringt.

Dann, nur wenige Tage später, kam Andy wieder. Wie jeden zweiten Samstag. Seine Schritte klangen schwer auf dem Kies vor der Haustür, fast herausfordernd. Ich öffnete die Tür. Die Kinder waren schon aufgereggt und stürmten an ihm vorbei hinaus. Er blieb auf der Schwelle stehen, musterte mich mit einem Blick, der mehr sagte als jedes Wort. „Hast du zugekommen?“, fragte er dann. „Kann sein“, erwiderte ich ruhig, obwohl mein Herz zu pochen begann. „Ich bin schwanger.“ Er starrte mich an. Sein Gesicht blieb reglos, aber in seinen Augen flackerte etwas auf. Vielleicht Überraschung, vielleicht Ärger.

„Wie willst du das denn schaffen?“, fragte er dann mit einem Ton, der mir kalt über den Rücken lief. „Noch ein Kind? Du bist doch jetzt schon überfordert. Aber ich könnte dir helfen. Ich hab nachgedacht. Ich könnte zurückkommen. Ich hab gemerkt, dass ich dich noch immer liebe, und ich fand dich schon immer sehr hübsch, wenn du schwanger warst.“

Für einen Moment wusste ich nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. „Andy, ich brauche deine Hilfe nicht. Und deine Liebe auch nicht. Richard und ich ziehen zusammen. Wir haben Pläne. Und du kannst die Kinder weiterhin regelmäßig sehen, das ändert sich nicht.“ Er trat einen Schritt zurück. Seine Augen wurden schmal, sein Blick hart. „Auf keinen Fall ziehst du mit meinen Kindern fort“, sagte er scharf. „Das lasse ich nicht zu.“

Ich werde dich aufhalten.“ Dann drehte er sich um, ging ein paar Schritte und rief mit fröhlicher, fast singender Stimme nach den Kindern, als hätte unser Gespräch nie stattgefunden. Ich stand wie erstarrt in der Tür und spürte, wie sich die Angst wieder an meine Seite stellte. Sie hatte nie ganz aufgehört, da zu sein.

Meine Angst war berechtigt denn, es war ein Morgen wie viele andere und doch sollte er alles verändern. Ein bleigrauer Himmel spannte sich über den Häusern, als würde er ahnen, was kommen würde. Drinnen roch es noch nach warmem Toast und PG Tips. Louises Kinderbecher stand halbvoll auf dem Tisch, ein Klecks Marmelade klebte an der Kante, un bemerkt. Rose und Amber spielten leise auf dem Teppich, ihre Stimmen vermischten sich mit dem Glucksen der Spülmaschine, die noch lief. Irgendwo summte ein Staubsauger bei den Nachbarn. Es war ein normaler Tag. Bis es klingelte. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Die Türklingel schnitt durch die Stille wie ein Messer.

Ich wischte mir unbewusst die Hände an der Hose ab, als müsste ich mich auf etwas vorbereiten, doch ich wusste noch nicht worauf. Als ich öffnete, stand er da.

Ein Fremder in dunklem Mantel, ernst, wortlos, mit einem großen, schweren Umschlag in der Hand. Sein Blick war nüchtern, geschäftsmäßig, aber mir war, als hätte er mich schon gesehen, als wüsste er längst, was dieser Moment für mich bedeuten würde.

„Mrs. A.“ Ich nickte. Meine Stimme war weg.

„Ich habe eine gerichtliche Zustellung für Sie. Bitte unterschreiben Sie hier.“

Ich nahm den Stift. Meine Hand zitterte. Ich wollte fragen: „Was ist das?“ aber ich wusste, dass ich die Antwort nicht hören wollte. Er reichte mir den Umschlag. Ich konnte seinen Blick nicht erwidern. Der Mann verschwand, und ich stand da,

im Türrahmen und in meinen Händen hielt ich etwas, das sich schwerer anfühlte als alles, was ich je getragen hatte.

Ich schloss die Tür. Ganz langsam. Meine Knie waren weich, meine Schritte schwer wie im Treibsand, als würde ich träumen. Ich setzte mich auf die unterste Treppenstufe.

Der Umschlag lag auf meinem Schoß wie ein Stein. Die Buchstaben auf der Vorderseite waren fett, schwarz, kalt:

COUNTY COURT THANET

Persönlich und vertraulich

Sofortige Beachtung erforderlich

Mir wurde schwindlig. Ich riss den Umschlag auf. Papier raschelte. Seiten glitten heraus, glatt und kühl wie Metall. Der Geruch nach Druckerschwärze stieg mir in die Nase und in diesem Moment wusste ich: Das hier war kein Albtraum. Das war die Realität.

Ich las und las wieder. Und verstand es trotzdem nicht. Oder vielleicht wollte ich es nicht verstehen.

GERICHTLICHE VERFÜGUNG

Sie dürfen den Wohnsitz Ihrer Kinder nicht verändern.

Sie dürfen das County Thanet nicht verlassen.

Sie dürfen mit Ihren Kindern nicht nach Cambridge ziehen.

Ihr Ex-Mann Andrew A. hat das alleinige Sorgerecht beantragt.

Bis zur gerichtlichen Entscheidung ist jeglicher Umzug untersagt.

Ein Verstoß kann rechtliche Konsequenzen nach sich ziehen ...

Meine Hände begannen zu kribbeln. Meine Brust zog sich zusammen.

Ich spürte, wie meine Augen brannten, aber kein einziger Laut kam über meine Lippen.

Nicht „Nein“. Nicht „Das kann nicht sein.“ Nichts.

Ich hörte Louises Stimme aus dem Wohnzimmer:
„Mamaaaa, wo bist du?“

Ihre kleine, klare Kinderstimme durchschnitt die Luft wie ein Lichtstrahl.

Ich drehte mich nicht um. Ich konnte nicht. Ich starrte auf das Papier, das mein Leben mit einem Schlag zerschnitten hatte wie Glas.

Zukunft: weg.

Neuanfang: eingefroren.

Meine Hoffnung auf ein Zuhause mit Richard und den Kindern, ein Baby auf dem Arm, ein frischer Anfang, verloren im Getöse eines einzigen juristischen Aktes. Ich hörte, wie Rose lachte. Wie sie einen Turm aus Bauklötzen umwarf. Ich hörte mich selbst nicht mehr atmen.

Und dann kam die Welle. Die, die mich von innen überrollte.

Ich begann zu zittern, als wäre in meinem Körper plötzlich kein Platz mehr für all die Angst, die Enttäuschung, die Wut, das Entsetzen. Ich wollte schreien. Aber ich schwieg.

Denn ich wusste: Wenn ich jetzt schreie, breche ich. Ganz. Ich legte den Brief neben mich auf die Treppe, atmete flach. Ich streichelte über meinen Bauch. Noch war er kaum zu sehen, aber ich spürte ihn. Das neue Leben in mir. So leise. So verletzlich.

Und ich fragte mich: Wie soll ich dieses Kind beschützen, wenn ich mich selbst kaum noch halten kann? Je länger ich den Brief betrachtete, desto heißer wurde es in mir.

Nicht vor Angst und nicht vor Verzweiflung. Sondern vor Wut. Reiner, brennender Wut.

Wut auf das, was gewesen war. Wut auf das, was er sich immer wieder erlaubte.

Wut auf das System, das ihn überhaupt die Stirn runzeln ließ, während ich jeden verdammten Tag kämpfte, um uns

über Wasser zu halten. Ich war es leid. Leid, gedemütigt zu werden.

Leid, in Angst zu leben. Leid, mich von jemandem einschüchtern zu lassen, der mich Jahre meines Lebens gekostet hatte. Misshandlungen, Lügen, Kontrolle, wie viele Nächte hatte ich geweint? Wie oft mein Gesicht gespiegelt und mich nicht erkannt? Und jetzt dieser Brief.

Dieser eiskalte Befehl, der alles zunichtemachte, was ich gerade erst wieder zu träumen gewagt hatte. Ich sah meine Kinder an. Amber mit ihrem schiefen Zöpfchen.

Louise, wie sie mit ihrer Puppe sprach und versuchte Matthew von ihrem Spiel zu begeistern.

Rose, die mit ernstem Blick ein Kunstwerk aus Wachsmalstiften erstellte. Meine Kinder. Mein Herz. Mein Zuhause. Ich hatte mir geschworen: Niemand wird sie mir je wegnehmen.

Als Richard abends heimkam, war es still im Haus. Die Kinder schliefen schon. Er trat ein, sah meinen Gesichtsausdruck und wurde bleich. „Was ist passiert?“ fragte er leise.

Ich hielt ihm die gerichtliche Verfügung entgegen. „Das ist passiert.“ Er las. Und sagte nichts. Legte es dann langsam auf den Tisch. Ich stand auf. „Wir gehen.“ „Wie meinst du das?“

„Ich meine: Wir gehen. Nicht in ein paar Wochen. Nicht irgendwann. Jetzt. Heute Nacht.“

Er starrte mich an. „Liebling, ich kann nicht einfach so verschwinden. Ich muss meine Arbeit kündigen. Ich brauche einen neuen Job.“ Ich schüttelte den Kopf.

„Dann geh nicht mit. Ich ziehe nicht nach Cambridge. Ich zieh zurück nach Deutschland.“

Da war Stille. Nicht die unangenehme, sondern die, in der eine Wahrheit ausgesprochen wurde, die längst in der Luft lag. „Solange ich hierbleibe“, sagte ich, „zerstört er alles. Immer wieder. Und irgendwann werde ich daran kaputtgehen. Ich hab keine Kraft mehr, Richard. Nicht dafür.“ Er nickte

langsam und nahm meine Hand. „Ich versteh dich. Ich komm nach. Du gehst mit den Kindern vor. Und du weißt, dass du dich strafbar machst, wenn du einfach gehst?“ Ich hielt seinem Blick stand. „Dann bin ich eben eine Straftäterin. Aber ich bin auch Mutter. Und meine Kinder gehören zu mir. Punkt.“ Ich holte tief Luft. Dann griff ich zum Telefon und rief George an. Er nahm sofort ab. „Kannst du herkommen?“

„Was ist los?“ „Ich muss weg. Heute Nacht.“

Er kam sofort. Als er die Geschichte hörte, legte er mir die Hand auf die Schulter.

„Ich helf dir.“ Keine weiteren Fragen. Nur dieses eine: „Was brauchst du?“

Wir buchten ein Fährticket nach Calais. Ich packte nur das Nötigste, ein paar Sachen für die Kinder, Windeln, Trinkflaschen, ein wenig Bargeld, das ich beiseitegelegt hatte.

Und die Pässe. Mehr nicht. Kein Platz für Erinnerungen. Kein Platz für Zweifel.

Die Kinder schliefen noch tief. Ich beugte mich über sie, strich jedem über die Stirn, flüsterte:

„Wir fahren nach Deutschland, meine Süßen. Es wird wie ein Urlaub. Nur schöner.“

Sie murmelten im Schlaf, rollten sich ein wie kleine Kätzchen. Ich biss mir auf die Lippe, damit ich nicht weinte. Dann stieg ich ins Auto. Die Nacht war schwarz und feucht, der Regen tanzte auf der Windschutzscheibe. Die Scheinwerfer schnitten einen Tunnel aus Licht durch die Dunkelheit.

George fuhr, ruhig, schweigend. Richard stand am Fenster, sah uns nach. Kein Drama. Kein Kuss. Nur dieser Blick. Ich hasste England in diesem Moment und gleichzeitig tat es weh, es zu verlassen. Aber ich fühlte: Ich hatte keine Wahl.

Nicht mehr. Die Kinder schliefen weiter. Und ich? Ich war wach. Klar. Schneidend wach.

Mit dem Brief in meiner Tasche, meinem Herz im Hals und einer Entschlossenheit, die durch nichts mehr zu brechen war. Ich war Mutter und meine Kinder würde mir niemand nehmen.

Wir fuhren die ganze Nacht.

Die Autobahn war leer, nur hin und wieder flogen Lichter an uns vorbei, als wollten sie uns erinnern, dass die Welt weiterlief, während in mir alles stillstand. Die Kinder schliefen erschöpft auf der Rückbank, eingehüllt in Decken, ihre Gesichter friedlich.

Ich hatte England verlassen überstürzt, ohne Abschied, mit nichts als einem Koffer, ein paar Pässen und dem unbeugsamen Willen, meine Kinder zu schützen.

Als wir in Deutschland ankamen, fuhren wir direkt zu Rolli.

Er wartete schon auf uns. Ich werde nie vergessen, wie er mich einfach in den Arm nahm, keine Fragen, keine Vorwürfe. Er hatte alles vorbereitet. Seine Nachbarin war bereit, uns aufzunehmen. Eine Frau in meinem Alter mit ruhigen Augen und schwanger, so wie auch ich. Sie wohnte mit ihrem Freund in einer großzügigen Acht-Zimmer-Wohnung mit Garten, ein Paradies für die Kinder. Kaum angekommen, tobten sie barfuß durchs Gras, als würde all die Anspannung der letzten Wochen von ihnen abfallen. Ihre Lachen war wie ein kleiner Sonnenstrahl auf meinem zerrissenen Herz. George blieb noch eine Nacht, um sich auszuruhen. Am nächsten Morgen nahm er mich zur Seite und sagte nur: „Wenn du irgendwas brauchst, ich bin da.“ Dann stieg er ins Auto und fuhr zurück. Ich blieb lange auf der Treppe sitzen, den Blick auf die Einfahrt gerichtet, obwohl sein Wagen längst verschwunden war. Am gleichen Tag fuhr ich mit den Kindern zu meinen Eltern. Meine Mutter war sprachlos, als sie uns sah, aber sie sagte nichts. Sie ließ uns hinein, stellte Tee auf den Tisch, und ich wusste in diesem Moment war ich willkommen. Noch am

selben Tag rief ich beim Jugendamt an. Ich sprach ruhig, klar, fast sachlich, obwohl ich innerlich zitterte. Ich schilderte die Situation, sagte, dass ich nicht bekanntgeben würde, wo wir uns aufhielten, weil ich meine Kinder schützen musste. Ich wollte nur wissen, welche Rechte ich noch hatte. Die Dame am Telefon hörte aufmerksam zu. Ihre Stimme war sachlich, aber nicht kalt: „Sie haben das Richtige getan, indem Sie sich melden. Wir halten Rücksprache und melden uns.“ Dann wählte ich die Nummer meines Anwalts in England. Ich hörte seine Stimme, und plötzlich war da ein Kloß in meinem Hals. Ich zwang mich zur Ruhe. Er hörte sich alles an und sagte dann nur: „Wir müssen schnellstmöglich einen Anhörungstermin vor dem Familiengericht festlegen. Es geht jetzt um alles.“ Ein paar Tage später kam der Anruf. Und der Brief. Ein offizielles Schreiben mit harter Sprache, schwarzer Tinte und einem Datum, das sich in mein Herz brannte: Mitte September. Der Termin stand fest. Ich ließ die Kinder bei meiner Mutter zurück.

Ich küsste Matthew, Rose, Louise und Amber nacheinander auf die Stirn, drückte sie lange an mich. Mein Herz war schwer, doch mein Gesicht lächelte, für sie, für ihren Frieden. Ich sagte leise, dass Mama nur ein paar Tage verreisen müsse, und dass ich bald wieder da wäre.

Louise klammerte sich an mich, ihr kleiner Körper zitterte leicht. Sie war schon immer besonders sensibel gewesen, aber diesmal lag eine tiefe Sorge in ihren Augen.

„Was ist, wenn du nicht wiederkommst, Mama?“ flüsterte sie. „Was, wenn dir etwas passiert?“ Ihr Blick bohrte sich in mich, so ernst, so voller Angst. Ich schluckte hart. Ich konnte ihr die Wahrheit nicht sagen, ich durfte sie nicht mit meiner Last beschweren. Aber ich sah, dass Worte allein sie nicht beruhigen würden. Also löste ich die silberne Halskette von meinem Hals, die mit dem kleinen Herzanhänger, den ich seit

Jahren trug und legte sie ihr behutsam in die Hand. „Hier, mein Schatz. Pass gut auf dieses Herz auf, bis ich wieder da bin. Es gehört zu mir, genau wie ich zu dir gehöre.“ Sie schloss die Hand darum, als hätte ich ihr mein eigenes Herz gegeben. „Und wenn ich zurück bin, gibst du es mir wieder, ja?“

Sie nickte leise, Tränen in den Augen, und flüsterte: „Versprochen.“ Ich konnte meinen eigenen Schmerz kaum noch zurückhalten. Die Vorstellung, sie so voller Angst zurückzulassen, schnürte mir die Kehle zu. Aber ich musste gehen. Für sie. Für uns alle.

Ich hielt sie noch einmal ganz fest, atmete ihr Haar ein, diesen vertrauten Geruch nach Kindheit, Geborgenheit und Zuhause und dann zwang ich mich, mich zu lösen.

Ich blickte zurück, als ich zur Tür hinausging. Vier kleine Gesichter am Fenster, neugierig, traurig, hoffnungsvoll, sie winkten zum Abschied und Matthews mit seinem kleinen, ernsten Gesicht blies mir noch einen Kuss zu. Sie glaubten, ich sei nur auf einer Reise.

Und ich betete, dass es genau das sein würde eine Reise mit Heimkehr. Als ich in England ankam, wartete Richard an der Fähre. Er sah mich an, sagte kein Wort, nahm einfach meinen kleinen Koffer. Seine Umarmung war still, aber fest. Ich war dankbar, ihn zu sehen. Dank meines ehemaligen Vermieters konnte ich während meines Aufenthalts wieder ins alte Haus zurück. Alles stand noch da, die Möbel, die Gardinen, sogar die Tassen in der Küche.

Aber es war ein fremdes Zuhause geworden. Die Räume wirkten leer, obwohl sie voll waren, wie mein Herz. Ich ging durch die Zimmer, streifte mit der Hand über die Rücken der Stühle, über das Holz des Bettes. Und dann setzte ich mich auf die Matratze, legte meine Stirn in die Hände und weinte das erste Mal, seit langer Zeit. Am Tag der Anhörung ging es

mir körperlich und seelisch schlecht. Mein Magen war ein einziger Knoten, mein Kopf pochte, und mein Herz raste wie wild. Ich hatte kaum geschlafen in der Nacht davor. Der Gedanke, dass ein Richter heute über das Schicksal meiner Kinder entscheiden würde, über unser Leben, schnürte mir die Kehle zu. Dann kam die Nachricht: Die Entscheidung über das Sorgerecht würde noch am selben Tag getroffen werden. Kein Aufschub. Kein Durchatmen. Nur dieser eine Tag, dieses eine Urteil.

Andy kam zu spät. Natürlich. Und doch schien er sich keinerlei Gedanken darüber zu machen.

Als er schließlich den Saal betrat, fiel mir sofort etwas auf: Er trug jetzt einen Ohrring.

Mein Blick blieb daran hängen, nicht, weil es mich störte, sondern weil mir in diesem Moment eine Erinnerung wie ein Blitz durch den Kopf schoss. Matthew hatte sich vor einiger Zeit einen Ohrring gewünscht. Andy war außer sich gewesen.

„Kommt überhaupt nicht infrage“, hatte er gebrüllt. „So fängt das doch an. Das ist ein Zeichen von... Homosexualität!“ Ich hatte ihn nur fassungslos angeschaut und gesagt: „Und selbst wenn es so wäre? Dann wäre er eben homosexuell. Es würde nichts daran ändern, dass er mein Sohn ist. Ich würde ihn lieben, immer.“ Und jetzt stand dieser Mann hier mit Ohrring.

Es war, als würde ich einen fremden Menschen ansehen. Oder vielleicht endlich erkennen, wer er wirklich war: widersprüchlich, sprunghaft, unzuverlässig. Dann begann die Anhörung.

Der Richter stellte Fragen, ganz sachlich, ganz nüchtern: Hochzeitstag? Andy nannte ein falsches Datum. Geburtsdaten der Kinder? Er stotterte, vertauschte sie oder wusste sie gar nicht. Geburtsorte? Auch hier lagen seine Angaben daneben. Ich saß da, fassungslos. Nicht aus Hämie, sondern aus

Schmerz. Wie konnte jemand, der um das Sorgerecht kämpfte, so wenig über seine eigenen Kinder wissen? Mein Herz schmerzte bei jedem Fehler, den er machte, nicht weil es mir half, sondern weil es so deutlich zeigte, wie wenig Teil er von ihrem Leben gewesen war. Am Ende des langen Tages, nach all dem Zittern und Hoffen und innerlichen Schreien, wurde das Urteil gesprochen: Ich erhielt das Sorgerecht.

Andy wurde das Recht eingeräumt, die Kinder in den Ferien zu sehen.

Heute hatte ich gewonnen. Nicht gegen Andy, sondern für meine Kinder.

Und für mich. Ich war erschöpft, leer – aber ich hatte es geschafft.

Ich war wie betäubt, als ich das Gerichtsgebäude verließ. Der Himmel über England war bleigrau, ein leichter Nieselregen setzte ein, aber ich spürte kaum etwas. Der Asphalt unter meinen Füßen war nur der Weg zurück. Zurück zu dem, was ich schützen wollte. Zu dem, was ich beinahe verloren hätte. Richard fuhr mich zur Fähre, wir redeten kaum.

Ich lehnte mit dem Kopf an der Scheibe, schaute hinaus in die vorbeiziehende Landschaft und dachte an die Kinder. Wie mochte es ihnen ergangen sein während meiner Abwesenheit. Hatte Louise gut geschlafen und hatte Matthew seine Fragen gestellt, die viel zu tief waren für sein Alter? Hatte Amber geweint und Rose still gelitten wie so oft?

Als ich endlich wieder in Deutschland war, hatte ich das Gefühl, als könnte ich endlich wieder frei atmen. Meine Mutter erwartete mich schon. Die Kinder stürmten aus dem Haus, als sie mich kommen sahen. Ihre Füße trommelten über den Gehweg, ihre Stimmen überlagerten sich, schrill, voller Leben. „Mama! Mamaaaa!“ Ich ging in die Knie, breitete meine Arme aus und sie fielen mir entgegen. Louise vergrub ihr Gesicht an meinem Hals, Rose hielt sich an meiner Jacke fest und Amber

umklammerte mein Bein. Matthew, mein sensibler Junge, hielt sich zurück und stand da. Er schaute mich nur lange an und dann lächelte er, ganz tief, ganz still. Dann nahm ich Louise sanft bei der Hand und sah ihr in die Augen. „Ich habe dir doch gesagt, ich komm zurück.“ Sie zögerte kurz und dann öffnete sie ihre kleine Hand. Die silberne Kette mit dem kleinen Anhänger darin, sicher und unversehrt. Sie hatte sie bewacht. Ihre ganze kindliche Kraft hatte sie darauf verwendet, dann lehnte sie sich an mich und sagte: „Ich hab dich so vermisst, Mama!“ „Ich dich auch mein Schatz. Aber weißt du was? Jetzt bin ich wieder da und ich bleibe jetzt auch.“

Die Kinder schliefen längst. Im Wohnzimmer war es still, nur das alte Ticken der Uhr unterbrach die Stille. Ich saß auf dem alten Sofa meiner Eltern, meine Hand umklammerte eine Tasse Kamillentee, die schon längst kalt geworden war. Mein Körper war müde, aber mein Kopf raste. Was würde jetzt kommen? Würde ich es schaffen, in Deutschland ganz neu anzufangen. Ein tiefer Seufzer entfuhr mir. „Ich schaff das“, flüsterte ich in die Stille. „Ich muss es schaffen!“ Ich hatte es bis hierhergeschafft und nun musste ich an einen neuen Anfang glauben.

Der Kampf mit den Behörden und wie ich an die Öffentlichkeit ging

Als Erstes machten wir uns auf Wohnungssuche. Parallel dazu liefen die Gänge zu den Ämtern – lange Wartezeiten, schiefe Blicke, Formulare, die sich wie Hürden anfühlten. Wir brauchten Hilfe. Solange ich nicht arbeiten konnte, waren wir darauf angewiesen. Ich versuchte, das auszuhalten, ohne mich dafür zu schämen.

Mit vier Kindern an der Hand und schwanger, wurde jeder Tag zu einem Kraftakt. Die meisten Vermieter legten gleich auf, wenn ich sagte, dass ich alleinerziehend bin. Ich gewöhnte mich an diese Art der Absage, sie kam nicht direkt, aber sie war eindeutig.

Die Schwangerschaft hatte mich körperlich an meine Grenzen gebracht. Ich war oft müde, erschöpft, aber ich wusste, dass ich weitermachen musste. Nach zwei langen Monaten bekamen wir endlich die Zusage für eine Wohnung in Coerde, im Nerzweg, einer Siedlung, in der fast alle von Sozialhilfe lebten.

Die Wohnung war in einem schlimmen Zustand. Der Boden war voller Nägel, die Tapeten hingen lose von den Wänden, aus den Fenstern zog es. Aber mir war das egal. Ich dachte nur: endlich. Ein Ort, an dem wir ankommen konnten. Irgendwo, wo ich morgens wieder die Brotdosen packen und die Kinder losschicken konnte, ohne jedes Mal neu überlegen zu müssen, wohin überhaupt. Der Nerzweg war kein guter Ort. Das wurde mir schnell klar. Gleich in der Nähe, verliefen die Bahngleise. Fast täglich hörte man, dass jemand dort gefunden wurde. Tot. Ich sah nie jemanden, aber ich spürte, dass diese Gleise etwas Dunkles mit sich trugen. Im Erdgeschoss unseres Hauses wohnte ein Mann, der seinen eigenen Schnaps brannte. Oft roch es im Flur beißend danach. Gegenüber lebte

ein Drogenabhängiger, der manchmal schrie, manchmal stumm in die Luft starrte. Ich versuchte, den Kindern das zu erklären, ohne ihnen Angst zu machen. Aber drinnen, da wollte ich etwas anderes schaffen. Ich riss die alten Tapeten runter, schrubbte die Fensterrahmen, richtete die Kinderzimmer ein, so gut es ging. Es war keine heile Welt, aber es war mein Versuch, wieder eine zu bauen.

Ich meldete Matthew in der nahegelegenen Grundschule an, ein schmuckloser Bau mit grauem Hof. Die Mädchen brachte ich in den Kindergarten, zwei Straßen weiter. Sie hielten sich an den Händen, als wir das erste Mal hingingen, in ihren bunten Jacken, mit großen Augen. Es war nicht leicht, aber ich spürte in mir etwas, das trotz allem blieb: ein leiser, unbeirrbarer Wille, für sie stark zu sein. Als alles endlich eingerichtet war, beschloss ich, meine Schwester zu besuchen. Sie wohnte zu der Zeit in Oerlinghausen. Ich war hochschwanger, müde, leer, und irgendwie fühlte ich, dass ich nicht mehr allein mit allem sein wollte. Kurz bevor ich fuhr, ging ich noch zum Arzt. Es ging mir nicht gut, ich hatte ein ungutes Gefühl, das ich nicht abschütteln konnte. Nach der Untersuchung saß er mir gegenüber, sah mich eine Weile schweigend an, bevor er sagte: „Das Baby ist krank. Schwer krank. Es wird kleinwüchsig zur Welt kommen und mit einer geistigen Behinderung.“

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Ich saß einfach da, hörte seine Worte, aber sie rutschten irgendwie an mir vorbei, wie Regen an einer Fensterscheibe. Ich verstand sie, aber ich nahm sie nicht an. Noch nicht. Also fuhr ich zu meiner Schwester. Ich wollte nachdenken, wollte eine Lösung finden. Aber es gab keine. Nicht für das, was da auf mich zukam. Und schon gar nicht für das, was in mir vorging. Ich war überfordert, voller Angst und gleichzeitig wie eingefroren.

Am 23. November kam das Baby zur Welt. Ein kleines Mädchen mit blondem Haar, still und fein, als würde sie sich

schonen für eine Welt, die nicht leicht sein würde. Ich hielt sie im Arm, sah sie an und wusste nicht, was ich denken sollte. Ich wollte erst die Untersuchungen abwarten und von da entscheiden, wie es weitergehen sollte.

Nach der Geburt wurde mein kleines Mädchen gründlich untersucht. Ich lag noch im Krankenhausbett, das Licht war blass und fiel in Streifen durchs Fenster. Draußen war es grau, irgendwo schlug eine Tür zu, leise Stimmen im Flur. Der Geruch von Desinfektionsmittel hing schwer in der Luft, vermischt mit dem warmen Duft von frischer Bettwäsche und Babycreme. Ich war müde, aber innerlich wach, fast wie erstarrt. Ich wartete auf das, was man mir sagen würde. Und tief in mir bereitete ich mich auf das Schlimmste vor.

Als die Ärztin hereinkam, war ihr Gesicht ruhig. Sie stellte sich neben mein Bett, schaute auf den Bogen in ihrer Hand und dann zu mir. „Es ist alles in Ordnung“, sagte sie ruhig.

„Ihr Baby ist gesund. Keine Auffälligkeiten. Wirklich gar nichts.“ Ich konnte erst nichts sagen. Ich fühlte, wie meine Schultern ganz langsam sanken, wie meine Brust wieder Luft holte, ganz von selbst. Ich sah sie an und flüsterte nur: „Wirklich?“

„Ja“, sagte sie und lächelte. „Sie hätte ein Zwilling sein sollen. Man sieht es an der Plazenta, in ihrem Fall waren es zwei. Aber sie kam allein. Man sagt, solche Kinder sind besonders feinfühlig.“ Dann legte sie mir das Baby in den Arm.

Sie war so klein. Und sie duftete nach Leben. Nach warmer Haut, nach etwas Unberührtem. Ich spürte ihren Atem an meinem Hals, hörte dieses leise Schmatzen, das Neugeborene machen, wenn sie sich orientieren. Ihre Finger krallten sich in meinen Daumen, als wollten sie sagen: Ich bin da. Du auch? Ich konnte nichts sagen. Ich hatte nannte sie Mira, mit Tränen in den Augen und dieses überwältigende Gefühl von Erleichterung. Ich streichelte ihren Kopf, spürte das feine Haar, fast

wie Seide. Und ich flüsterte: „Du bist da. Und du bist gesund. Mehr brauch ich nicht.“

Ein paar Tage später fuhren wir nach Hause. Der Flur im Nerzweg roch wie immer, nach kaltem Rauch und war völlig verdreckt. Draußen schrie ein Kind, irgendwo bollerte Musik, und über uns klapperte jemand mit Topfdeckeln. Aber wir waren wieder da.

Und wir versuchten, ein normales Leben zu führen. Die Wohnung war feucht. Die Wände nass, die Tapeten rollten sich wie altes Papier von den Wänden. Aus den Lüftungsschächten kroch das Ungeziefer – erst vereinzelt, dann ständig. Sie kamen nachts, sie kamen tagsüber, und ich hatte das Gefühl, wir waren nicht mehr allein in dieser Wohnung. Nicht auf die gute Art. Ich wandte mich ans Gesundheitsamt. Am Telefon sagte ich, wie es bei uns aussah, wie es roch, wie es war, mit Kindern unter diesen Bedingungen zu leben. Die Frau am anderen Ende meinte nur trocken: „Wollen Sie eine Putzfrau oder was?“ Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Ich tat keins von beidem. Ich rief beim Jugendamt an. Ich erklärte die Lage, erzählte von den feuchten Wänden, dem Ungeziefer, den Bahngleisen direkt hinterm Haus, den Nachbarn, die tranken, schrien, randalierten. Ich sagte: So kann kein Kind gesund aufwachsen. Das Jugendamt wies jede Verantwortung von sich und verwies mich ans Sozialamt. Das Sozialamt wiederum sagte nur: „Es ist uns egal. Es gibt keine andere Möglichkeit. Damit müssen Sie leben.“ Und dann wurde Mira krank. Eine schwere Lungenentzündung. Sie kam ins Krankenhaus, und ich saß an ihrem Bett, hielt ihre Hand und dachte: Jetzt reicht's. Die Kinder konnten draußen nicht spielen, sie konnten nirgends hin, ohne dass ich Angst um sie hatte. Ich wusste: So geht das nicht weiter. Ich muss das ändern.

Damit stellte ich mich gegen das Sozialamt, gegen alle Behörden, gegen dieses ganze System. Ich ging an die Öffentlichkeit. Ich wandte mich an Radio Antenne Münster. In einer Redestunde sprach ich offen über unsere Situation und ein Sachbearbeiter vom Sozialamt sagte tatsächlich wörtlich zu mir: „Das ist eben ein Abstellgleis für Ausländer und Alleinerziehende. Damit müssen Sie leben. Irgendwann kommen auch mal wieder bessere Zeiten auf Sie zu.“ Ich schluckte. Aber ich wusste: Nicht mit mir.

Als ich meiner Schwester davon erzählte, rief sie mich ein paar Tage später zurück. Ihre Stimme am Telefon war fest. „Ich hab eine Wohnung für euch. Im Weserbergland. Wenn du willst, wir kriegen das hin.“ Und ich wusste: Das ist der Ausweg.

Endlich kam Mira wieder gesund aus dem Krankenhaus zurück. Sie konnte sich erholen. Und ich? Ich sammelte meine Kraft. Denn ab da ging der Kampf erst richtig los.

Wir schauten uns die Wohnung im Weserbergland an, und schon auf dem Weg dorthin spürte ich, wie sich etwas in mir löste. Die Straßen wurden schmaler, die Häuser seltener, dafür gab es Bäume und Wiesen, die sich wie Teppiche über die Hügel legten. Es war still. Keine Sirenen, kein Geschrei, kein Rumpeln von Zügen über Gleise. Nur das leise Summen des Motors, das Rascheln der Blätter im Wind und hier und da ein Vogelruf. Ich sah Felder, auf denen das hohe Gras im Licht wogte. Ein Maisfeld, das fast golden glänzte. Und dazwischen kleine Dörfer mit alten Fachwerkhäusern, Höfen, mit Gärten, in denen Kinder spielten. Ich dachte: So sieht Freiheit aus. So riecht sie auch, nach Heu, nach feuchter Erde, nach Apfelbaum.

Als wir ankamen, stand das Haus da wie ein Versprechen. Kein Palast, aber ein Zuhause. Ruhig, schlicht, ein bisschen verwittert, aber offen. Die Wohnung lag im oberen Stockwerk.

Wir gingen die Treppe hinauf, die Kinder tapsend vor mir her, und als ich das Fenster öffnete, blieb ich stehen. Ich war umringt von Grün und Wald so weit das Auge reichte. Direkt gegenüber ein breiter Wiesenhang, und darunter ein Feld, das im Abendlicht glühte. Ich konnte den Wind rauschen hören, und ganz hinten, am Waldrand, stand ein einzelner Apfelbaum wie aus einem Kinderbuch. Ich wusste sofort: Das ist es. Das ist der Ort, an dem wir zur Ruhe kommen könnten. Hier könnten die Kinder draußen spielen, ohne dass ich ständig Angst haben musste. Hier gab es keine Gleise, keine Polizisten vorm Haus, keine Ratten in der Lüftung. Nur Himmel, Weite und die Chance auf ein neues Kapitel.

Die Vermieterin war freundlich. Viele Kinder? Kein Problem. Das war hier nie ein Problem gewesen. Kein Stirnrunzeln, kein Misstrauen nur ein „Natürlich finden wir eine Lösung“.

Es gab viel zu tun. Ich führte endlose Telefonate mit dem Sozialamt in Münster. Immer wieder. Immer dieselbe Antwort: Ein Auszug wird nicht genehmigt. Keine Ausnahme. Keine Bewegung. Kein Mitgefühl. Aber ich hatte gelernt, dass Türen manchmal dort aufgehen, wo man vorher nur eine Wand gesehen hat. Also suchte ich selbst weiter, bis ich herausfand, an welche Stelle ich mich wenden musste. Dort, in der Gemeinde im Weserbergland, wo die Wohnung lag. Ich rief an, erklärte meine Situation, so nüchtern wie nötig und so ehrlich wie möglich. Der zuständige Sachbearbeiter hieß Herr W. Schon beim ersten Gespräch war da etwas, das ich lange nicht mehr gespürt hatte: Respekt. Kein Misstrauen, kein unterschwelliger Ton. Nur sachliche Fragen, ein ruhiger Umgang, ein offenes Ohr.

Er sagte mir: „Wenn die Miete mit den örtlichen Richtwerten übereinstimmt, inklusive Nebenkosten, dann spricht aus unserer Sicht nichts dagegen. Und mit Kindern in Ihrer Lage... das ist schon in Ordnung so.“ Ich legte auf und

weinte. Zum ersten Mal seit Langem nicht aus Erschöpfung, sondern vor Erleichterung. Es war alles im Rahmen. Alles passte. Und ich hatte das Gefühl, wirklich willkommen zu sein. Es war, als hätte man mir endlich erlaubt, ein neues Kapitel aufzuschlagen. Doch während ich begann, den Umzug zu organisieren, kam plötzlich ein Brief aus England. Miras Vater hatte geschrieben. Kein „Wie geht’s euch?“, kein „Ich denke an sie“. Nur ein nüchternes: Er habe sich entschieden, zu seiner Ex-Frau zurückzukehren. Und ich solle Mira bitte sagen, ich wüsste nicht, wer ihr Vater sei.

Es war nicht einmal mehr ein Schock. Vielleicht war ich schon zu müde für Enttäuschung. Vielleicht war mein Herz einfach längst mit Wichtigerem gefüllt. Ich las den Brief, legte ihn zur Seite und wusste sofort: Das kommt für mich nicht infrage.

Mira hatte jedes Recht, zu wissen, wer ihr Vater war. Sie hatte ein Recht auf ihre Wahrheit. Auch wenn der Mann, der ihr das Leben geschenkt hatte, nichts mit ihr zu tun haben wollte, sie sollte eines Tages erfahren, dass sie gewollt war. Dass ich sie gewollt hatte. Und dass ich es war, die für sie da war. Jeden einzelnen Tag. Es tat weh. Nicht mehr wegen ihm. Sondern weil ich einmal mehr danebengegriffen hatte. Wieder ein Mann, der ging, wenn’s ernst wurde. Wieder jemand, der nur sein eigenes Leben sah, nicht das Kind, das er hinterließ.

Aber ich ließ mich davon nicht aufhalten. Nicht diesmal. Denn was wirklich zählte, stand längst fest: Ich wollte meinen Kindern ein Zuhause schaffen. Eines, das frei war von Angst, von faulen Wänden und kalten Blicken. Eines, wo sie draußen spielen durften, ohne dass ich sie jede Minute im Auge behalten musste.

Nach vielen Wochenenden, die wir ab diesem Zeitpunkt in der neuen Wohnung verbrachten, mit Streichen, Schleppen, Putzen und immer wieder Improvisieren, war endlich ein

Ende in Sicht. Wir hatten Wände abgeschrubbt, Böden gelegt, Vorhänge aufgehängt, Fenster geputzt, bis sie das Licht wieder durchließen. Die Luft roch nach Farbe und Spülmittel, nach frischem Holz und nach Aufbruch. Die Kinder halfen mit kleinen Händen, wo sie konnten, trugen Tücher, hielten Werkzeug, kletterten über Kartons. Es war ein Durcheinander aus Staub, Stimmen, müden Füßen und Kaffee auf dem Fensterbrett, aber es war unser Chaos. Und zum ersten Mal fühlte es sich nach Vorfreude an. Als der Umzug dann tatsächlich vor der Tür stand, atmete ich tief durch. Ich stand in der alten Wohnung, inmitten von halb gepackten Kisten, blickte auf das, was wir hinter uns ließen, und wusste: Das Kapitel ist zu.

Freunde kamen, halfen beim Tragen, bauten die Möbel auf, schoben Schränke, richteten Lampen aus, trugen Kartons bis in den dritten Stock. Es wurde gelacht, geflucht, geschwitzt und ich war dankbar. Einfach nur dankbar. Als alles fertig war, umarmten sie mich zum Abschied, stiegen in ihre Autos, winkten noch einmal und dann war es still.

Ich stand im Flur. Um mich herum stapelten sich Kartons, halb ausgepackt. Die Kinder liefen auf Socken über das Laminat, erkundeten jeden Winkel, fanden kleine Krümel Abenteuer. Ich lächelte ihnen zu, versuchte, dieses neue Zuhause in mein Herz zu lassen.

Aber da war auch etwas anderes. Eine innere Schwere, die sich nicht abschütteln ließ.

Trotz der Last, die von mir abgefallen war, wir hatten das Ghetto hinter uns gelassen, spürte ich eine Veränderung in mir. Es war keine Panik, kein Schock. Eher so etwas wie ein langsames, kaltes Ziehen im Brustkorb. Ich war jetzt hier. Mit all den Kindern. Ohne Rückhalt, ohne Partner. Mutter. Vater. Alles. Wieder komplett von vorn anfangen. Wieder stark sein müssen. Wieder niemanden haben, der sagt: „Ich bleib bei dir, du musst das nicht allein schaffen.“ Ich hörte das Ticken der

Heizung, das leise Quietschen der Tür im Kinderzimmer. Ich roch das Holz der neuen Möbel, den Seifenduft des Umzugsputzes, die Wärme des Herdes, wo Wasser für Tee köchelte. Ich hörte die Stimmen meiner Kinder, das eine lachte, das andere sang sich selbst in den Schlaf. Und ich wusste: Ich darf ihnen diese Angst nicht zeigen. Ich muss da sein, in jeder Sekunde, in jeder Bewegung. Ich muss das Licht sein, der Anker, der ruhige Atem im Dunkeln. Auch wenn es in mir selbst gerade windstill und neblig war. Ich setzte mich auf die Couch, zog eine Decke über meine Beine und schloss für einen Moment die Augen. Nicht um auszuruhen, sondern um zu sammeln, was noch in mir war. Ich war müde, ja. Aber ich war nicht kaputt. Und das war der Unterschied.

Denn müde Menschen können trotzdem kämpfen. Und ich hatte keinen Plan B. Nur diese Wohnung. Diese Kinder. Und die Hoffnung, dass wir es schaffen würden.

Ist alles Ausweglos?

Als Erstes standen die Gänge zu den Ämtern an. Ich wusste kaum, wo ich anfangen sollte. Was mir zustand, was ich beantragen musste, welche Formulare wohin gehörten, ich hatte keinen Überblick. Ich fühlte mich wie in einem Labyrinth aus Paragraphen, aber ich arbeitete mich durch. Schritt für Schritt.

Ich meldete die Zwillinge im Kindergarten an, der gleich im Ort lag. Louise war inzwischen fast schulreif, der große Schritt zur Einschulung stand bevor. Matthew kam in die dritte Klasse. Nur Mira... Mira schlief viel. Am Tag. Nachts war sie wach. Oft stundenlang. Und ich mit ihr. Ich war müde. Nicht einfach erschöpft, sondern müde bis in die Knochen, in die Gedanken, in die Stimme. Ich kämpfte mich durch den Tag, hielt mich wach mit Kaffee, Tee und Gewohnheit, und versuchte, den Kindern trotzdem das Gefühl zu geben, dass alles in Ordnung war. In dieser Zeit lernte ich Conny kennen. Ihr Sohn war in Matthews Klasse, ihre Tochter im gleichen Kindergarten wie meine. Sie war warmherzig, offen, ein Mensch, der nicht fragte, woher du kommst, sondern wohin du willst. Wir freundeten uns an.

Als ich dann irgendwann den Entschluss fasste, meinen Führerschein zu machen, war sie sofort da. „Ich pass auf die Kinder auf“, sagte sie. Einfach so. Ohne großes Tamtam.

Mein Vater hatte mir angeboten, mir das Geld dafür zu leihen. In Raten zurückzahlen, wenn's mir besser geht. Ich sagte Ja. Denn ich wusste: Ohne Führerschein, ohne Auto, war ich in diesem Dorf wie gefesselt. Durch Conny lernte ich auch Erwin kennen.

Ein lauter, humorvoller und hilfsbereiter Mann. Kein Schwätzer. Einfach jemand, der zupackte, wenn man ihn bat. Er fuhr mit mir einkaufen. Das klang simpel, aber es war zu

dem Zeitpunkt eine echte Herausforderung für mich, denn innerlich war einiges kaputt gegangen in mir und mein Selbstbewusstsein war nicht mehr vorhanden. Ich hatte das Gefühl, das alle Recht hatten, ich wäre dumm und kann nichts. Alles, was ich mir über die Jahre angehört hatte, war wieder da. Ich glaubte, die Leute starrten mich an. Immer.

Manchmal so schlimm, dass ich es nicht ertrug, ein Geschäft zu betreten. Ich stand vor dem Eingang, mit Einkaufszettel und Kleingeld in der Jackentasche und drehte wieder um.

Ich fühlte mich ständig wie unter Beobachtung. Als wäre ich zu viel. Zu arm. Zu laut. Zu müde. Zu alleinerziehend. Ich dachte oft: Die sehen doch alles. Die wissen, dass ich nicht gut genug bin. Die tuscheln, wenn ich vorbeigehe. Vielleicht bildete ich es mir ein. Vielleicht auch nicht. Aber das Gefühl war da. Und es war hartnäckig. Und trotzdem ging es weiter. Weil es musste. Weil ich eine Mutter war. Und ein Vater. Und weil ich mir geschworen hatte, dass meine Kinder es besser haben sollten. Oft war es Erwin, der für mich einkaufen ging.

Er fragte nicht groß. Er sah einfach, dass es mir schwerfiel – dieses Hingehen, das Gesehenwerden, das Aushalten dieser Blicke, die ich spürte, auch wenn sie vielleicht gar nicht da waren. Wenn er mit den Tüten zurückkam, fiel für einen Moment alles von mir ab. Ich konnte durchatmen, mich um die Kinder kümmern, kochen, waschen, putzen, alles andere als leicht, aber vertraut. Doch irgendwann sagte er leise, fast väterlich:

„Du musst dich überwinden. Du musst das allein machen. Du schaffst das.“ Und in seinen Worten war keine Härte, nur ein Glaube. An mich. Er verbrachte viel Zeit mit uns. Nicht wie jemand, der helfen wollte, sondern wie jemand, der dazugehören wollte.

Wir machten Ausflüge in die Umgebung. Kleine Dinge, zum See, in den Wald, zum Spielplatz im Nachbardorf. Er brachte den Kindern das Schwimmen bei, ganz geduldig, Schritt für Schritt. Weil er wusste, dass ich mit Wasser nicht umgehen konnte. Dass allein der Gedanke von kaltem Wasser mich lähmte. Und so stand ich am Rand. Sah zu. Schluckte die Angst runter. Und dank ihm konnten sie irgendwann schwimmen wie kleine Fische.

Er brachte sie auch zur Schule oder zu Freunden. Immer, wenn ich mitfahren musste, weil ich ja keinen Führerschein hatte, kein Auto. Ich saß daneben auf dem Beifahrersitz, still dankbar und auch ein wenig beschämt. Aber so langsam hatte ich das Gefühl: Es wird. Nicht sofort. Nicht alles auf einmal. Aber etwas hatte sich verschoben. Ich konnte wieder aufrechter stehen. Wieder ein bisschen träumen. Und dann kam Post. Ein Umschlag des Sozialamtes. Schwer, bevor ich ihn überhaupt öffnete. Ein Termin. Wieder ein Termin. Wieder diese kalten Formulierungen. Wieder das Gefühl: Jetzt wollen sie etwas. Jetzt wird's ernst.

Ich hielt den Brief in der Hand und spürte, wie mein Magen sich zusammenzog. Ich hatte doch gerade erst angefangen zu leben. Ein paar Tage später, zum Termin erschien ich beim Sozialamt. Es dauerte nicht lange bis ich hereingerufen wurde. Der Sachbearbeiter, Herr W. war sachlich, fast emotionslos. Kein Händedruck, kein richtiger Blickkontakt. Nur ein knappes „Guten Tag“, dann deutete er auf den Stuhl. Ich setzte mich. Mira hielt sich an meinem Arm fest, als hätte sie gespürt, dass das kein Ort war, an dem es etwas Gutes zu holen gab. Er blätterte in meiner Akte, sein Blick ging über Zahlen, Namen, Geburtsdaten, Mieterhöhungen. Dann kam es, wie nebenbei hingeworfen: „Ihre Wohnung entspricht nicht den Richtlinien. Es liegt eine Überschreitung der zulässigen Wohnfläche vor.“

Ich runzelte die Stirn. „Wie bitte? Die Wohnung wurde doch vorab geprüft und genehmigt.“

Er sah mich kaum an. „Ja, aber bei der Berechnung wurde ein Fehler gemacht. Ihre Zwillinge zählen wohnungsrechtlich nicht als zwei Kinder, sondern als eines.“ Ich musste kurz schlucken. „Verzeihung, aber... das sind zwei Kinder. Ich ziehe zwei Menschen groß. Zwei, die gleichzeitig schreien, essen, wachsen, leben. Wie können sie als eins gezählt werden?“

Er zuckte mit den Schultern, als hätte ich nach der Uhrzeit gefragt. Dann wurde er deutlich: „Außerdem haben Sie den Wohnort ohne unsere Zustimmung gewechselt. Das ist ein Regelverstoß. Es wird geprüft, ob Leistungen rückwirkend gestrichen werden.“

Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Ich sah Mira an, ihren kleinen Arm, der sich um meinen Hals gelegt hatte, und fragte ganz ruhig, fast zu ruhig: „Wie, bitte, soll ich dann finanziell überleben? Ich kann nicht arbeiten, ich habe fünf Kinder, alle noch klein. Ich habe niemanden, der sie betreuen kann. Wie genau stellen Sie sich das vor?“ Herr W. hob den Kopf, sah mich diesmal direkt an. Und was er sagte, werde ich nie vergessen:

„Es gibt ja auch Jobs, die Sie nachts verrichten können, von zuhause aus. Wenn die Kinder schlafen.“ Ich sah ihn an. Sekundenlang. Worte formten sich in meinem Kopf, scharfe, klare Worte. Aber ich sprach sie nicht aus. Weil ich wusste, dass sie nicht ankommen würden. Nicht bei ihm. In seinem Blick lag keine Verachtung aber auch kein Mitgefühl. Es war dieser administrative Nebel, in dem Menschen zu Fällen werden. Ich stand auf, Mira an mich gedrückt. „Sie werden schriftlich benachrichtigt“, sagte er noch, während ich zur Tür ging. Ich verabschiedete mich nicht. Draußen roch es nach Regen und ich atmete tief ein.

Ich fühlte mich in eine Ecke gedrängt. Wie eine Ratte, der man langsam die Gänge zuschiebt.

Ich hatte keine Ahnung von Gesetzen. Keine Ahnung, was mir zustand oder wohin ich mich wenden konnte. Ich war einfach nur eine Mutter mit einem Berg Verantwortung, einem zerknitterten Sozialbescheid und der Frage, wie ich meine Kinder ernähren sollte, wenn niemand helfen wollte. Ich erinnerte mich an meine Ausbildung in England. Ich hatte sie vor nicht langer Zeit abgeschlossen und erinnerte mich an meine Träume, eine eigene Praxis zu eröffnen. Als Masseurin, mit ganzem Herzen, mit Leidenschaft, mit dem Wunsch, Menschen zu helfen, ihre Schmerzen zu lindern. Vielleicht, dachte ich, konnte ich ja wenigstens das noch irgendwie retten und fasste neuen Mut. Ich beschloss, einen Termin beim Arbeitsamt zu machen. Ein paar Tage später saß ich auf einem abgewetzten, grauen Stuhl im Flur. Das Licht flackerte leicht, und der Geruch nach Kaffee und Aktenpapier hing in der Luft.

Ich war nervös. Müde. Aber entschlossen. Dann wurde mein Name aufgerufen.

Ich trat in ein Büro mit zwei Schreibtischen, darauf je ein Computer, bunte Notizzettel, Telefone, eine kleine Uhr mit einem goldenen Rahmen. Auf der Fensterbank standen zwei Grünpflanzen, halb vertrocknet. Weiße Wände, Bilder von Sonnenuntergängen in Plastikrahmen. Die Sachbearbeiterin war vielleicht Mitte vierzig. Ein offenes Gesicht, kühle Stimme. Sie reichte mir die Hand. „Guten Tag, bitte nehmen Sie Platz.“ Ich setzte mich, legte meine Tasche auf den Schoß und begann: „Also... ich bin alleinerziehend mit fünf Kindern. Ich habe gerade Ärger mit dem Sozialamt, weil mir gesagt wurde, dass ich keinen Anspruch mehr auf Unterstützung habe. Und ich möchte eigentlich arbeiten. Ich habe in England eine Ausbildung zur Masseurin gemacht, mit Zertifikat, alles offiziell. Ich dachte, vielleicht... gibt es hier Möglichkeiten,

damit zu arbeiten oder etwas aufzubauen?“ Sie sah mich an, lange. Nichts in ihrem Gesicht verriet, was sie dachte. Dann sagte sie: „Das tut mir leid zu hören, wirklich. Aber leider wird Ihre Ausbildung aus England in Deutschland nicht anerkannt.“

Mir rutschte das Herz ein Stück tiefer. Ich fragte: „Gibt es eine Möglichkeit, sie anerkennen zu lassen? Oder umzuwandeln?“ Sie schüttelte den Kopf. „Sie müssten die Ausbildung hier komplett wiederholen. Auf eigene Kosten.“ Ich schluckte. Sah aus dem Fenster. Fragte leise: „Wie soll ich das machen? Ich habe nicht mal genug Geld, um die Woche zu überstehen. Wie soll ich da eine Ausbildung bezahlen?“ Sie sah mich an, zog die Schultern leicht hoch. Und dann sagte sie, ganz ruhig, ganz sachlich: „Tja... dann müssen Sie sich eben an die Straße stellen und Blumen verkaufen.“ Ich hörte die Worte, aber ich verstand sie nicht sofort.

Ich dachte, ich hätte mich verhöhrt. Aber sie wiederholte nichts. Sie machte einfach weiter mit dem Formular vor sich, als hätte sie mir gerade gesagt, ich solle den Müll rausbringen.

Ich sah sie an. Und ich sah, dass sie es ernst meinte. Ich stand auf. Ohne etwas zu sagen.

Nicht weil ich nichts zu sagen hatte. Sondern weil meine Stimme gerade irgendwo ganz tief in mir verschwunden war. Ich verließ das Büro. Ging langsam durch den Flur, vorbei an anderen Müttern, Männern mit Aktentaschen, einem Kind, das weinte. Draußen wehte der Wind. Ich stellte mich unter einen Baum. Spürte, wie meine Hände zitterten.

Ich hatte gedacht, ich tue was Richtiges. Ich hatte gehofft, dass jemand sagt: „Ja. Das ist gut. Da bauen wir drauf auf.“ Aber stattdessen war ich wieder einmal nur eine Akte.

Eine Frau mit zu vielen Kindern und zu wenig Geld. Und jetzt auch noch: mit zu vielen Träumen.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Bescheid abzuwarten. Ich war an einem Punkt angekommen, an dem ich nicht mehr wusste, in welche Richtung ich denken sollte. Alles war ungewiss. Ich erzählte Conny und Erwin von dem Gespräch mit dem Sozialamt, auch von dem Satz, der mir den Boden unter den Füßen weggezogen hatte: „Dann machen Sie eben nachts etwas, wenn die Kinder schlafen.“ Conny schüttelte nur den Kopf, fassungslos. Erwin sagte leise: „Das ist menschenverachtend.“ Einer der beiden schlug vor, dass ich es mal beim Roten Kreuz oder beim Diakonischen Werk versuchen könnte. Vielleicht gäbe es dort Menschen, die mir bei rechtlichen Fragen weiterhelfen konnten. Menschen, die zuhören konnten, nicht nur abnicken und abwimmeln. In dieser Zeit ertappte ich mich immer öfter dabei, wie ich im Stillen über mein bisheriges Leben nachdachte. Alles, was ich erlebt hatte, kam in Wellen hoch. Erinnerungen, die ich längst weggeschoben hatte, und Fragen, die nie ganz verschwunden waren. Besonders oft dachte ich an meine leibliche Mutter.

Wie kann man seinen Schmerz an Kindern auslassen? Wie kann man das schwächste Herz schlagen, nur weil das eigene brennt? Ich versuchte, sie zu verstehen - wirklich. Ich dachte an sie als junge Frau, vielleicht selbst voller Angst, vielleicht überfordert oder einsam. Aber so sehr ich mich auch bemühte, ich fand keinen Grund, der mich hätte versöhnen können. Nur das stille Versprechen in mir, dass ich niemals so sein würde. Niemals.

Und dann kam wieder dieser andere Gedanke, dieser leise, unaufhörliche Wunsch: Ob ich wohl jemals meine Geschwister kennenlernen würde? Ich hatte sie nie vergessen. Nicht einen Tag. Der Gedanke ließ mich nicht mehr los. Eines Abends, als die Kinder endlich schliefen, setzte ich mich an den kleinen Küchentisch, zog ein Blatt Papier aus der Schublade, atmete tief durch und schrieb. Ich schrieb an das

Jugendamt. Nicht mit Vorwürfen, nicht mit Bitterkeit. Sondern mit Hoffnung. Ich schrieb von meinem Wunsch, meine Wurzeln zu verstehen. Von meiner Sehnsucht nach Wahrheit. Von der leisen Hoffnung, vielleicht ein Stück Familie zu finden, dass ich nie gekannt hatte.

Ich schloss den Brief, als hätte ich mein Herz mit hineingelegt, und warf ihn am nächsten Tag selbst in den Briefkasten. Der Moment, als der Umschlag in der dunklen Öffnung verschwand, fühlte sich wie ein Sprung ins Ungewisse an. Aber ich wusste: Ich musste es tun. Für mich. Für das Mädchen in mir, das nie aufgehört hatte zu fragen.

Trotz allem, was mich innerlich beschäftigte, planten Conny und ich einen kleinen Urlaub. Eine kurze Flucht aus dem Alltag. Gemeinsam mit ihren Kindern, Rolli, einem alten Freund der Familie und meinem ganzen Trupp fuhren wir nach Schloss Dankern.

Schloss Dankern war wie ein Ort aus einer anderen Zeit. Die alten Mauern des Wasserschlosses strahlten golden in der Sonne, und drumherum erstreckte sich eine riesige Anlage voller Möglichkeiten. Spielplätze, Klettertürme, Seen und Rutschen, Wiesen soweit das Auge reichte. Der Wind roch nach Holz, Staub und Sommer.

Die Kinder tobten, lachten, rannten. Wir fuhren Tretboot über den kleinen See, das Wasser glitzerte in der Sonne, als würde es mit uns spielen wollen.

Dann kam der Geburtstag der Zwillinge. Die Torte – liebevoll vorbereitet – war in der Hitze völlig zerlaufen. Ein süßer, klebriger Klumpen, der alles andere war als appetitlich.

Wir schauten uns an und dann brach einer der Zwillinge in Lachen aus. Und so wurde aus dem traurigen Kuchen eine legendäre Tortenschlacht. Wir warfen mit Sahne, schrien vor Lachen, waren über und über bekleckert, aber unsere Herzen waren leicht. Zum ersten Mal seit Langem. Abends, wenn die

Kinder erschöpft eingeschlafen waren, saßen wir zusammen, spielten Karten, tranken Tee oder ein kleines Gläschen, und erzählten.

Nicht über Sorgen. Nicht über Behörden. Sondern über Träume, kleine Freuden, Geschichten von früher. Ich weiß noch, wie ich am dritten Abend aus dem Fenster sah, auf die stillen Bäume, und dachte: So fühlt sich Frieden an. Kurz. Zerbrechlich. Aber echt.

Viel zu schnell war die Zeit vergangen, und ehe ich mich versah, waren wir wieder zurück in unserer kleinen Wohnung. Der Alltag hatte uns mit einer solchen Wucht zurückgeschleudert, dass mir der Boden unter den Füßen wegzubrechen drohte. Es war, als hätte sich in wenigen Tagen alles verschoben, als sei die kurze Auszeit bei Conny und Erwin bloß ein ferner, tröstlicher Traum gewesen – einer, aus dem ich unsanft geweckt worden war.

Der Brief vom Sozialamt kam wenige Tage später. Ich erkannte den Absender schon von weitem an dem neutralen, grauen Umschlag. Mein Herz klopfte wie wild, als ich ihn öffnete. Mit stockendem Atem überflog ich die Zeilen, es war die schlichte, bürokratische Sprache, die einen so unerbittlich in die Realität zurückholt: „Alle laufenden Leistungen werden bis auf Weiteres eingestellt. Bitte suchen Sie sich eine angemessene Wohnung und stellen Sie einen neuen Antrag.“ Das war's dann wohl, dachte ich. Einfach so. Kein weiterer Satz, keine Erklärung, kein Wort über unsere Lage. Ich stand mit fünf kleinen Kindern da, das jüngste, Mira, noch ein Baby auf meinem Arm und wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Ich fühlte mich wie jemand, der über Bord gegangen war und jetzt mit letzter Kraft den Kopf über Wasser hielt. Das Kindergeld reichte gerade so, um die Miete zu decken, die ich weiterhin zahlen musste, denn wenn wir die Wohnung auch noch verlieren würden, wären wir endgültig am Rand des Abgrunds. An

Strom oder Lebensmittel war kaum zu denken. Ich sparte, wo es nur ging. Ich ließ das Licht aus, wo ich es irgendwie ertragen konnte, kochte sparsam, backte oft Brot bis spät in die Nacht, wenn die Kinder schliefen und ich in der Küche saß, mit leeren Händen und einem übertollen Herzen. Manchmal aß ich selbst tagelang fast nichts, damit für die Kinder genug übrigblieb. Conny und Erwin taten, was sie konnten. Sie kamen mit Tüten voller Lebensmittel vorbei, Gemüse, Konserven, ein paar Süßigkeiten für die Kinder. Es war nicht viel, aber es war voller Liebe. Ich weiß nicht, wie ich diese Tage ohne sie überstanden hätte. Eines Nachmittags, während ich mit Mira auf dem Arm am Fenster stand und hinausschaute, nahm ich all meinen Mut zusammen und griff zum Telefon. Ich wählte die Nummer des Diakonischen Werks. Mein Herz klopfte, meine Stimme war belegt, als eine freundliche Frauenstimme sich meldete. Ich brachte nur stockend ein paar Sätze hervor, mein Hals war wie zugeschnürt. Ich schämte mich so sehr, aber die Frau am anderen Ende hörte geduldig zu. Sie sagte, ich solle nicht auflegen, und verband mich weiter.

Wenig später hatte ich einen Termin, in einer Woche. Erwin bot sofort an, mich hinzufahren, und ich war unendlich dankbar. Am Tag des Termins stand ich früh auf, zog den Kindern frische Sachen an, wusch mir gründlich das Gesicht und versuchte, so gefasst wie möglich zu wirken. Es war warm, aber ich trug trotzdem eine saubere, langärmelige Bluse, ich wollte ordentlich aussehen. Ich wollte ernst genommen werden. Wir fuhren durch die Stadt, Mira schlief in meinen Armen, und ich spürte, wie sich mein ganzer Körper vor Aufregung anspannte. Die Frau, die mich empfing, war etwa Anfang fünfzig, mit freundlichem, offenem Gesicht und grau-blonden, zum Dutt gebundenen Haaren. Ihr Büro war schlicht, aber sauber, und es roch nach Kaffee. Sie bot mir eine Tasse an und bat mich, Platz zu nehmen. Ich setzte mich,

Mira noch immer auf dem Arm, und begann zu erzählen. Erst zögernd, dann immer flüssiger. Ich erzählte alles, vom Sozialamt, von den fünf Kindern, von den Tagen ohne Essen, vom Brotbacken, vom Gefühl, aufzugeben und doch irgendwie weiterzumachen. Sie hörte ruhig zu, nickte hin und wieder und machte sich Notizen. Kein Mitleid, keine Ungeduld, nur ein ruhiges, achtsames Zuhören. „Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte sie schließlich. „Wir finden eine Lösung. Sie bekommen Hilfe.“ Ein paar Tage später stand eine junge Mitarbeiterin des Diakonischen Werks bei uns vor der Tür. Sie war freundlich, vielleicht Anfang dreißig, trug eine schlichte Sommerbluse und einen großen Leinenbeutel voller Unterlagen. Ich hatte Mira auf dem Arm und öffnete zögerlich die Tür. Die Kinder standen um mich herum wie kleine Spatzen, neugierig, aber auch vorsichtig. Sie stellte sich jedem einzelnen vor, nannte ihren Vornamen, lachte warm und hockte sich zu den Zwillingen auf Augenhöhe. Es war das erste Mal seit Langem, dass ich spürte: Da nimmt mich jemand ernst. Da sieht jemand nicht nur das Chaos, nicht nur die Anträge, da sieht jemand uns.

Wir gingen zusammen all meine Unterlagen durch. Sie ließ sich Quittungen zeigen, überprüfte die Mietverträge, die Stromabrechnungen, sprach über mögliche Hilfeleistungen und fragte nach meinem Alltag. Sie machte sich ein genaues Bild. Und ich spürte, wie ein kleines, zartes Pflänzchen Hoffnung in mir aufkeimte. Vielleicht, ganz vielleicht, würde sich jetzt endlich etwas ändern.

Sie kam regelmäßig, einmal die Woche. Manchmal setzten wir uns an den Tisch und gingen die Papiere durch – Seite für Seite. Dann wieder sagte sie: „Komm, heute gehen wir einfach mal ein Stück spazieren.“ Und das taten wir dann. Wortlos nebeneinanderher, manchmal redeten wir auch. Aber an meiner finanziellen Lage änderte das alles nichts.

Langsam kroch der Winter durchs Fenster, das Jahr neigte sich dem Ende zu. Und Weihnachten rückte näher. Ich hatte kein Geld für Geschenke. Nicht mal für kleine. Ich lag oft nachts wach, dachte an die Kinder. „Mama, wann holen wir den Weihnachtsbaum?“ fragte Louise, ihre Finger umklammerten meine, als könnte sie darin die Antwort finden. Ich lächelte. „Bald, mein Schatz. Ganz bald.“ Aber mein Herz fühlte sich an wie ein schwerer Sack voll Steine. Ich wollte doch nicht, dass meine Kinder leer ausgehen. Nicht an Weihnachten. Ein paar Tage später, ganz vor dem Fest, klingelte es an der Tür. Ich öffnete und da stand Erwin. Er grinste breit, hinter ihm ein riesiger Tannenbaum, fast größer als er selbst.

„Ich dachte, ihr könntet den brauchen“, sagte er nur, stellte den Baum vorsichtig im Flur ab und drückte mir einen kleinen Ast in die Hand. Die Kinder kreischten vor Freude, liefen um ihn herum, wollten helfen, ihn aufstellen. Und ich, ich musste mich wegrehen, weil mir die Tränen kamen. Aber was war ein Baum ohne Geschenke? Ich sprach meine Sorgen bei der Frau vom Diakonischen Werk aus. Leise, fast flüsternd, wie ein Geständnis.

„Ich weiß nicht, wie ich das machen soll... Ich hab einfach nichts. Ich will doch nur, dass sie nicht verzichten müssen...“ Sie schaute mich an und legte ihre Hand auf meinen Arm und sagte: „Sie schreiben mir jetzt auf, was die Kinder sich wünschen. Einfach alles. Machen Sie sich keine Gedanken. Wir schaffen das.“ Ich konnte kaum glauben, was sie da sagte. Doch ich schrieb. Für jedes Kind einen kleinen Zettel. Wünsche, so bescheiden wie sie nur sein konnten: ein Puzzle, ein Ball, ein Buch, ein kleiner Teddy. Und dann, am Heiligen Abend, lag der Duft von Tannennadeln in der Luft. Und darunter, unter diesem prachtvollen Baum, stapelten sich die Geschenke. Fast bis zur Hälfte hinauf. Ich wusste nicht, wie das möglich war. Aber es war. Und diese Augen, die Augen

meiner Kinder, sie leuchteten heller als alle Kerzen zusammen. „Mama! Für mich?! Das ist für mich?!“ rief Mira und hielt ein kleines Päckchen hoch. Ich nickte. „Ja, mein Schatz. Das ist dein Weihnachtsgeschenk.“

Ich werde diesen Moment nie vergessen. Niemals. Und doch, mitten in all der Wärme, schämte ich mich. Tief. Weil ich es nicht selbst geschafft hatte. Weil ich versagt hatte.

Manchmal, wenn die Kinder schliefen und ich allein im Wohnzimmer saß, kamen dunkle Gedanken. Ich hasste die Väter, die sich so leicht aus dem Staub gemacht hatten. Die nicht einmal anriefen. Nicht schrieben. Nicht fragten. Ich hasste ihre Bequemlichkeit. Ihre Feigheit. Und manchmal hasste ich mich. „Vielleicht haben sie alle recht“, dachte ich. „Vielleicht bin ich wirklich zu dumm für diese Welt. Vielleicht ist das alles meine Schuld.“ Und dann wieder dachte ich: Es ist einfach nur verdammt unfair. Aber diese Nacht, mit dem großen Baum und dem Funkeln in den Kinderaugen, hat mir gezeigt, dass es auch Wunder gibt. Kleine. Leise. Große. Und dass manchmal jemand an der Tür steht, genau im richtigen Moment. Mit einem Baum. Mit einem Hoffnungsschimmer.

Wir passen nicht

Es war 1999. Die Kinder wurden größer, was man nicht nur an den Schuhgrößen merkte, sondern auch daran, dass plötzlich ständig jemand, was von „Privatsphäre“ faselte. Besonders Matthew, inzwischen elf Jahre alt war, machte gewaltige Sprünge in Richtung Pubertät. Louise und er stritten dauerhaft. Die Zwillinge steckten im letzten Kindergartenjahr und Mira stand bereits mit gepacktem Rucksack in den Startlöchern, um bald selbst durch die große Kindergartentür zu marschieren.

Wir hatten endlich etwas gefunden, das man fast ein Zuhause nennen konnte, ein kleines Reihenhauses im Nachbarort. Drei Zimmer, ein Wohnzimmer, eine Küche, ein Bad. Kein Schloss, kein Palast, aber groß genug, dass nicht ständig jemand jemandem auf den Füßen stand. Matthew und Louise hatten jetzt jeder ein eigenes Zimmer, was sie mit einer Mischung aus Stolz und territorialem Eifer verteidigten. Mira teilte sich das Kinderzimmer mit den Zwillingen, drei kleine Persönlichkeiten, ein Raum, fünfzig Kuscheltiere und ein Dauergeräuschpegel. Ich selbst richtete mir meinen Bereich im Wohnzimmer ein. Ein paar Regale als Raumteiler, ein Bettsofa und ein Lächeln, das auch dann noch hielt, wenn nachts mal wieder jemand mit Bauchweh auftauchte. Es lief. Also, für meine Verhältnisse. Conny, Erwin und ich hielten noch immer zusammen, was eine Art sozialer Rettungsring war, wenn man mal nicht untergehen wollte im Alltag. Ich war zufrieden. Oder sagen wir: Ich hatte mich eingerichtet in meinem Chaos. Doch schnell zeigte sich, dass wir, sagen wir es freundlich, nicht ins Gesamtbild der Nachbarschaft passten. Reihenhausedylle hieß hier: sauber, leise, ordentlich, planbar. Und da war ich, allein mit fünf Kindern, laut, bunt, unübersehbar. Unser Schuhe vor der Tür? Ein Affront. Keine Gardinen? Eine

Provokation. Der Blick in unsere Fenster offenbar zu ehrlich. Und dann, als wäre das alles noch nicht genug des Skandals, kam auch noch Besuch: Kirsten aus Münster. Eine Freundin, zwei Wochen zu Besuch. Das reichte völlig, um sämtliche Alarmglocken der deutschen Behörden schrillen zu lassen. Ein Mann? Nein. Eine Frau. Trotzdem. Sofort kam ein Brief vom Sozialamt. Ich hätte eine „Beziehung aufgenommen“, hieß es da. Und weil Beziehungen in Deutschland offenbar sofort zur wirtschaftlichen Verschmelzung führen, wurde mir nahegelegt, zu beweisen, dass dem nicht so sei. Beweislastumkehr nennt man das wohl. Ich las den Brief. Dann lachte ich. Dann weinte ich. Und schließlich tat ich das, was ich immer tat: Ich machte weiter.

Willkommen in Deutschland.

Eigentlich verschlug es mir die Sprache. Ich fragte mich, wie so oft, wann wir endlich einfach mal in Ruhe leben durften. Wann hörte dieser Irrsinn auf, dieses ewige Kämpfen mit Formularen, Telefonwarteschleifen und Entscheidungen, die irgendwo getroffen wurden, nur nicht dort, wo man sie wirklich brauchte? Also schrieb ich erneut. Dieses Mal war ich nicht mehr nur enttäuscht, ich war richtig verärgert. Und wie das so ist, wenn man sauer ist, formuliert man plötzlich sehr klar. Es war kein bitterer, sondern ein müder Ärger. Die Sorte, die sich anschleicht, wenn man schon zu viele Male „Bitte warten“ gehört hat.

Aber die Mühlen der Gerechtigkeit, die mahlen nicht nur langsam, sie nehmen sich auch noch Mittagspause, bevor sie weitermahlen. Und so zog sich das Ganze wieder einmal endlos in die Länge. Ich hatte es aufgegeben, auf schnelle Antworten zu hoffen, und konzentrierte mich auf das, was gerade wirklich zählte: den Alltag mit den Kindern.

In der Zwischenzeit hatten die Zwillinge, Louise und Matthew, Freundschaft mit ein paar Nachbarskindern

geschlossen. Eine Rasselbande aus drei Geschwistern, die altersmäßig genau passten, das Mädchen war genauso alt wie die Zwillinge, und die beiden Jungs lagen irgendwo zwischen Louise und Matthew. Es war fast schon filmreif, wie die sich trafen, verstanden und von da an jeden Nachmittag miteinander verschwanden, um mit Stöcken, Fahrrädern und viel Fantasie die Nachbarschaft unsicher zu machen.

Eines Nachmittags stand ich gerade vor der Haustür, als mich jemand ansprach.

„Hallo, du bist wohl die Mama von den beiden Kleinen? Die mit den blonden Haaren?“

Ich drehte mich um und sah einen Mann, den ich vorher noch nie gesehen hatte. Schwarze, lange, vom Wind leicht zerzauste Haare, ein paar Bartstoppeln, dunkle Augen, in denen irgendwie Humor und Müdigkeit gleichzeitig wohnten und ehrlich gesagt erinnerte er mich ein wenig an einen Seeräuber aus einem alten Abenteuerfilm. Einer von der Sorte, der eher mit einem verschmitzten Lächeln gewinnt als einem Säbel. „Ja, das bin ich“, sagte ich vorsichtig, aber freundlich. „Ich bin Andreas“, stellte er sich vor und streckte mir die Hand hin.

„Meine drei da drüben hängen ständig mit deinen zusammen ab. Ich dachte, ich sag mal Hallo, bevor sie demnächst zusammen ausziehen oder ein Baumhaus bauen.“ Ich musste lachen. Der Mann hatte Charme, das konnte man ihm nicht absprechen. Und er schien tatsächlich alleinerziehend zu sein, was man nicht oft traf, schon gar nicht in dieser Ecke der Welt. „Ich heiße Lilian“, sagte ich und reichte ihm die Hand. Seine war warm, etwas rau. „Und ja, unsere Kinder scheinen eine eigene WG zu planen.“ Er grinste. „Na, wenn sie schon wie eine Familie leben, könnten wir doch auch mal einen Kaffee zusammen trinken? Rein zur Teambesprechung, versteht sich.“ Was soll ich sagen? Ich lud ihn ein. Kein großes Kino, kein Herzklopfen mit Streichorchester, einfach zwei Erwachsene,

die beide wussten, wie es ist, mit Kindern im Schlepptau durchs Leben zu navigieren. Wir tranken Kaffee in meiner kleinen Küche, die mehr nach gelebtem Leben roch als nach Dekozeitschrift. Und wir redeten über Kinder, über Behördenwahnsinn, über Nächte mit Fieberthermometern und Tage die endlos schienen. Wir lachten viel und verstanden uns auf Anhieb. Es war kein Feuerwerk, kein Blitzschlag, eher ein warmes Licht, das man am Ende eines langen Flures entdeckt. Und irgendwie hatte ich das Gefühl, dass sich da etwas anbahnte, etwas Echtes, etwas zum Festhalten. Zum ersten Mal seit Langem fühlte ich mich nicht allein.

Das Leben hätte so schön sein können. Andreas und ich verbrachten jede freie Minute miteinander. Wir lachten viel, redeten über Zukunftspläne, saßen eng beieinander auf der kleinen Couch und schwiegen manchmal auch einfach, ohne dass es unangenehm war. Es fühlte sich zum ersten Mal leicht an, als hätte das Leben einen neuen Geschmack angenommen. Warm, süß, fast wie frisch gebackener Streuselkuchen, den man an einem kühlen Nachmittag auf der Zunge zergehen lässt. Ich dachte: Jetzt kommt endlich das Gute.

Aber das Leben spielt selten fair, und Menschen - ach, Menschen... - sie gönnen einem manchmal nicht mal das kleinste bisschen Glück.

Es begann schleichend. Erst nur ein ungutes Gefühl. Dann ein seltsames Geräusch in der Nacht. Ich wurde unruhig, konnte nicht mehr schlafen, lauschte jedem Knacken. Und dann wurde daraus ein regelrechter Albtraum. Nachts klingelte es immer wieder. Kurz, schrill, wie ein Nadelstich ins Nervenkostüm. Ich zuckte zusammen, jedes Mal. Wer war das? Warum?

Dann die Rollläden. Sie wurden mit voller Wucht hochgeschoben, es rasselte ohrenbetäubend, dann ließen sie jemand mit einem hasserfüllten Knall wieder heruntersausen. Wie ein

Schlag ins Gesicht. Mitten in der Nacht, während die Kinder schliefen. Ich bekam Herzrasen. Mein Körper war angespannt bis in die Zehenspitzen. Ich stand oft reglos im Flur, starrte zur Tür, das Herz klopfte so laut, dass ich dachte, es müsse jeden Moment zerspringen.

Sie schrieben Briefe. Zettel, auf schmutzigem Papier, mit krakeliger Handschrift. „Du gehörst hier nicht hin.“ „Du bist Dreck.“ Ich hielt sie in der Hand, starrte sie an. Ich konnte nicht glauben, dass Menschen sich die Mühe machten, mir so etwas zu schicken. Ich warf sie nicht weg. Ich konnte nicht. Ich wollte Beweise haben, falls etwas passierte. Nacht für Nacht saß ich auf der Treppe. Wie versteinert.

In der einen Hand hielt ich eine Flasche Haarspray, das war alles, was ich zur Verteidigung hatte. In der anderen das Telefon. Mein Daumen kreiste nervös um die Tasten. Ich wusste nicht, ob ich weinen oder schreien sollte. Ich fühlte mich so klein, so verloren. In meinem eigenen Zuhause. Ich rief Erwin an. Immer wieder. Und Erwin kam. Er kam, ohne zu murren, stand draußen, leuchtete mit der Taschenlampe ums Haus, sah in jede Ecke, unters Auto. Aber da war nie jemand. Nur Dunkelheit. Und diese fiese, lautlose Bedrohung, die wie ein Nebel über allem lag. Ich rief auch die Polizei. Sie sagten nur: „Solange nichts passiert, können wir nichts machen.“ Solange nichts passiert ... Ich hatte das Gefühl, innerlich zu erfrieren. Ich wollte doch nur in Ruhe leben. Lieben. Atmen. Und Andreas? Er konnte nicht bei mir sein. Nicht nachts. Er hatte seine drei Kinder und musste bei ihnen bleiben. Er sagte immer wieder: „Du musst das ignorieren, Lilian. Wenn die Langeweile eintritt, hören die schon auf.“

Aber wie ignoriert man Angst? Wie ignoriert man das Gefühl, dass jeden Moment etwas Schreckliches passieren könnte? Inmitten dieses seelischen Ausnahmezustands kam ein Brief. Ein ganz anderer. Absender: Jugendamt Hannover.

Mein Bruder

Ich hielt den Umschlag in der Hand, drehte ihn zwischen den Fingern. Mein Herz klopfte schneller, aber diesmal aus einem anderen Grund. Ich riss ihn auf. Las. Las noch einmal. Und dann weinte ich. Ich zitterte. Ich war wie benommen. Sie hatten einen Bruder gefunden.

Einen Bruder. Meinen Bruder Rafael. Ich murmelte den Namen immer wieder vor mich hin, als könnte ich ihn so heraufbeschwören. Er hatte sich also wirklich bereit erklärt, mich kennenzulernen. Aber nicht einfach so. Auf neutralem Boden sagte man. Im Jugendamt Hannover. Neutraler Boden. Als ginge es um einen diplomatischen Konflikt. Dabei ging es doch nur um mich. Um ihn. Um uns. Bruder und Schwester, getrennt durch ein Leben voller Leerstellen.

Ein paar Tage später dann, ich saß gerade mit einer Tasse kaltem Kaffee auf dem abgewetzten Sofa, klingelte das Telefon. Ich zuckte zusammen. Herz in der Kehle, Hände feucht. Ich nahm den Hörer ab und meldete mich mit zitternder Stimme.

„Ja, hallo?“ „Guten Tag“, sagte die Stimme vom Jugendamt. „Ich habe gute Nachrichten. Ihr Bruder hat sich noch einmal gemeldet. Er hat erklärt, dass Sie ihn anrufen dürfen. Ich gebe Ihnen seine Nummer.“ Mein Herz raste. Es war, als ob alles in mir gleichzeitig jubelte und erstarrte. Ich kritzelte die Nummer auf einen alten Einkaufszettel, meine Hand zitterte dabei wie ein Ast im Wind. Ich bedankte mich mit einem leisen „Danke... wirklich... danke“, legte auf und starrte auf die Zahlenreihe. Wie hypnotisiert. Dann fing ich an, im Wohnzimmer auf und abzulaufen. Wie eine Katze in einem Käfig. Immer wieder las ich die Nummer laut vor.

„Null vier zwei eins...“ Ich hielt inne. Legte den Zettel hin. Holte tief Luft. Dann hob ich ihn wieder auf. Ich schwankte

zwischen Euphorie und lähmender Angst. Ich wollte ihn hören. Seine Stimme. Ihn fragen, wie er war. Ob er mich erinnert. Aber was, wenn er mich gar nicht mochte? Wenn er nur aus Pflichtgefühl zugestimmt hatte? „Komm schon, Lilian“, murmelte ich zu mir selbst. „Einfach anrufen. Du bist kein Kind mehr. Du kannst das.“

Ich setzte mich auf den Boden, das Telefon auf dem Schoß, das Herz ein Trommelschlag. Dann tippte ich die Nummer ein. Langsam. Zögernd. Und doch entschlossen.

Es klingelte. Einmal. Zweimal. Dreimal. Ich hielt den Atem an. Dann ein vierter Ton. Niemand hob ab. Ich war schon fast bereit aufzulegen, da knackte es in der Leitung und dann kam eine Stimme. Eine Ansage auf dem Anrufbeantworter.

„Hallo, leider sind wir gerade nicht bereit... äh... erreichbar. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht nach dem Ton.“ Ich erstarrte. Seine Stimme. Da war sie. Ruhig, etwas tiefer, als ich erwartet hatte. Ich starrte das Gerät an, als wäre es ein Portal zu einer anderen Welt. Die Sekunden nach dem Piep verstrichen, und ich schaffte es nicht, etwas zu sagen. Meine Lippen bewegten sich, aber kein Ton kam raus. Dann legte ich auf. Einfach so.

Ich saß da, mit pochendem Herzen und feuchten Händen. Mir war kalt und heiß zugleich. Ich schob das Telefon von mir weg, als hätte es mich beschämt. Und dann sagte ich laut in den leeren Raum: „Na, das hast du ja toll gemacht, Lilian!“ Ich wählte erneut und wartete nervös auf die Ansage des Anrufbeantworters. Aufgeregt hinterließ ich nur die knappe Nachricht mit meiner Telefonnummer: „Hallo, ich bin Lilian. Ich glaube, ich bin deine Schwester. Bitte ruf mich zurück.“ Mehr war es nicht. Kein langes Erklären, kein Zittern in der Stimme, obwohl mein Herz raste, während ich die Worte aufs Band sprach. Dann legte ich auf. Und wartete.

Drei Tage geschah nichts. Drei lange Tage, in denen ich jedes Mal aufsprang, sobald das Telefon auch nur leise vibrierte. Ich rannte durchs Zimmer, stolperte fast über den Teppich, in der Hoffnung, jetzt ist er's, jetzt ruft er zurück. Aber es war nie er.

Am Abend des dritten Tages klingelte das Telefon wieder. Das ganz normale Klingeln, das mir inzwischen, wie ein Donnerschlag durchs Herz ging. Ich nahm ab. Meine Stimme war vorsichtig, fast flüsternd.

„Hallo?“

Eine Pause. Dann eine männliche Stimme, ruhig und ein wenig zögerlich:

„Hallo.“

Ich hielt den Hörer fester.

„Ich bin Lilian“, sagte ich.

„Ich bin Rafael“, kam es von der anderen Seite.

Stille. Kein Geräusch außer dem leichten Rauschen der Leitung. Und meinem Atem, der sich beschleunigte.

Dann wie eine Welle, die sich nicht mehr aufhalten ließ – die Fragen.

„Wie alt bist du?“

„Und du?“

„Hast du Kinder?“

„Wie viele?“

„Bist du verheiratet?“

Ich antwortete ehrlich:

„Nein, ich war es einmal. Jetzt nicht mehr. Und du?“

„Ich lebe mit meiner Freundin zusammen“, sagte er.

„Oh, dann bin ich keine Schwester, sondern vielleicht auch eine zukünftige Schwägerin?“

Wir lachten. Zögerlich erst. Dann befreit.

„Wie viele Kinder hast du denn?“ fragte er.

„Fünf“, antwortete ich.

„Fünf?!“, rief er überrascht. „Dann bin ich ja Onkel – fünf-fach!“

„Das bist du,“ sagte ich und lachte.

„Wann wollen wir uns sehen?“ fragte er.

„So bald wie möglich. Wenn man Dinge zu lange auf-schiebt, geraten sie aus dem Blick – oder ins Vergessen. Und das möchte ich nicht.“ Er stimmte zu.

Am 10. Oktober 1999 war es dann soweit. Ich fuhr mit zit-ternden Händen und klopfendem Herzen in den Norden, dorthin, wo Rafael mit seiner Freundin – die heute seine Ehe-frau ist – in der Nähe von Bremen lebte. Noch wusste ich nicht, wie es sich anfühlen würde, einem Bruder gegenüberzu- stehen, den man nie zuvor gesehen hatte. Doch ich wusste: Dieses Kapitel wollte geschrieben werden. Mit allem, was da- zugehört.

Wir hatten uns verabredet, auf einem neutralen Boden, ei- nem Restaurant in der Nähe seines Wohnorts. Ich war früh da, viel zu früh, wie immer, wenn mich die Nervosität auffraß. Ich stand am Rand des großen Parkplatzes, hielt Mira an der Hand, spürte, wie ihre kleinen Finger meine umklammerten – vielleicht fühlte sie meine Anspannung, vielleicht war es auch nur ihre kindliche Neugier. Meine Augen wanderten über die Autos, die Menschen, die vorbeigingen. Und dann blieb mein Blick plötzlich hängen.

Da stand er. Ein Mann, um einiges größer als ich. Seine Gestalt, seine Haltung, das Zögern in seinem Schritt. Etwas in mir, ein längst vergessener Instinkt vielleicht, ein inneres Wis- sen flüsterte: Das ist er. Mein Bruder. Ich schluckte hart. Mein Herz pochte laut und ungestüm, als wollte es mir den Brust- korb sprengen. Alles in mir vibrierte. Ich spürte die Kälte der Abendluft nicht mehr. Nur die Hitze in meinem Gesicht, das Kribbeln in den Fingern, das Zittern in den Knien. Ich ging

los. Mira tappte neben mir her. Und mit jedem Schritt kam ich meiner Vergangenheit und meiner Zukunft zugleich näher.

Und dann stand er vor mir.

Noch bevor einer von uns ein Wort sagen konnte, trat seine Freundin Carla vor. Sie war die Erste, die sprach. Ihre Stimme war freundlich, offen, ein kleiner Anker im Meer aus Emotionen. Sie lächelte Mira an, beugte sich ein wenig zu ihr hinunter, streichelte ihr über den Kopf, und wandte sich dann mir zu: „Du musst Lilian sein. Schön, dich kennenzulernen.“

Ich nickte nur, brachte kaum ein Wort heraus. Alles in mir war in Aufruhr. Rafael sagte noch nichts, aber seine Augen, sie suchten meine, forschten, zitterten genauso wie meine.

Wir gingen gemeinsam hinein, setzten uns. Rafael kümmerte sich um die Bestellung, und während er an der Theke stand, beugte Carla sich zu mir und sagte leise, fast verschwörerisch:

„Er ist genauso nervös wie du.“ Ich sah zu ihm hinüber. Wie er da stand, leicht angespannt, mit diesem halb verlegenen, halb erwartungsvollen Blick. Und plötzlich war da ein leiser Trost: Ich war nicht allein in diesem Taumel. Auch er war mitten in diesem Sturm.

Wir setzten uns, tranken, aßen, redeten stockend, dann schneller, dann durcheinander.

Plötzlich lachten wir über dasselbe. Sagten manchmal gleichzeitig das gleiche Wort.

Wir schauten uns an, verglichen unsere Nasen, unsere Hände, das Lächeln.

Dann schwiegen wir einen Moment aber dieses Schweigen war kein peinliches Schweigen. Es war voll. Voller Erkenntnis, voller Staunen, voller Dankbarkeit. Bald darauf fuhren wir zu ihm nach Hause um unsere Gespräche fortzusetzen.

Anders als ich wurde Rafael gleich nach der Geburt zur Adoption freigegeben. Er kam fünf Jahre nach mir zur Welt.

Wir saßen in seinem Wohnzimmer, die Kaffeetassen dampften noch zwischen uns. Ich hatte mein altes Fotoalbum aus der Tasche gezogen, vorsichtig, fast ehrfürchtig. Zwischen den Seiten steckte mein Kinderleben, eingeklebt, beschriftet, ein kleines Stück Wahrheit auf brüchigem Papier. Er nahm es in die Hand, blätterte langsam. Blieb an einem Bild hängen, wo ich in meinem roten Wollmantel stand, mit einem Lächeln, das ich inzwischen verloren hatte. „Du warst so klein“, sagte er leise. Seine Stimme war belegt, als hätte sie sich an einem Klob in der Vergangenheit verschluckt.

Ich nickte, und mein Blick blieb auf seinem Gesicht liegen. Er zeigte mir seine Kinderfotos. So viel Licht darin. So viele Umarmungen, Kuchen, lachende Augen. Ich spürte das Ziehen im Brustkorb, dieses seltsame Gefühl von Neid und Dankbarkeit zugleich. Ich war froh für ihn. Und gleichzeitig weinte ein Stück in mir still.

„Erzähl mir, was passiert ist“, bat er plötzlich. „Ich will wissen, warum wir getrennt wurden.“

Ich atmete tief ein, legte die Hand auf das Album, als müsste ich mich festhalten.

„Es war nicht nur das Warum“, begann ich, „es war das Wie.“

Ich fing an zu erzählen. Von den kalten Morgen, den Türen, die zu laut zufielen. Von der Angst, die kein Gesicht hatte, aber immer da war. Von der Hand, die nicht tröstete, sondern richtete. Ich sprach mit stockender Stimme, meine Worte waren wie Kiesel auf glattem Boden, sie rutschten und rollten, aber wollten gehört werden. Plötzlich hob er die Hand.

„Bitte, hör auf“, sagte er. Ich verstummte. Er schüttelte den Kopf, seine Augen glänzten. „Ich... ich kann mir das nicht vorstellen. Dass jemand so mit einem Kind umgeht. Dass du das warst. Dass du das aushalten musstest.“ Es war kein Zweifel in seiner Stimme. Nur Schmerz. Fremder Schmerz. Und

vielleicht auch ein schlechtes Gewissen, das nicht sein musste, aber ich verstand es. Ich hätte es an seiner Stelle auch gespürt.

Ich senkte den Blick, dann lächelte ich schwach. „Du hattest Glück. Und dafür bin ich dir nicht böse.“ Er sah mich lange an. Dann legte er die Hand auf meine. Warm, fest, menschlich.

Er nickte. Und in diesem Moment, da war da nichts zwischen uns, kein Dazwischen, kein Damals, kein Warum. Nur dieses Jetzt. Und zwei verlorene Kinder, die sich endlich gefunden hatten. Er sah mich an, seine Augen suchten in meinen.

„Möchtest du meine Eltern kennenlernen?“ fragte er, beinahe beiläufig, aber in seiner Stimme lag eine Spur Nervosität. Ich nickte sofort. „Ja, sehr gerne“, sagte ich leise, aber mein Herz begann zu pochen wie wild. Was würden sie denken, wenn sie mich sahen?

Würden sie glauben, ich sei aus Berechnung gekommen? Dass ich etwas wollte, Geld vielleicht, oder Mitleid? Der Gedanke brannte mir unangenehm im Bauch, obwohl ich ihn sofort verwarf. Ich wollte nichts außer verstehen. Fühlen. Zugehörigkeit.

Ich hatte so lange danach gesucht, nach diesem einen Teil von mir, der irgendwo da draußen gelebt hatte, ohne mich zu kennen. Und jetzt war er da. Aber zugleich wühlte sich etwas anderes in mir nach oben: eine unruhige, grollende Mischung aus Wut und Traurigkeit.

Wie viel war uns gestohlen worden? Was hätten wir gemeinsam erleben können? Kindheitstage. Geburtstage. Unsinn, Lachen, kleine Streitereien.

Brüderliches Blödsinnmachen. All das war uns genommen worden, und ich spürte, wie ein Teil von mir sich innerlich krümmte vor diesem Verlust.

Es dauerte Jahre, bis ich lernte, diesen Schmerz an einen ruhigeren Ort in mir zu schicken.

Nicht zu vergessen, aber ihn nicht alles überdecken zu lassen.

Seine Eltern empfingen mich mit höflicher Zurückhaltung. Ihr Haus war ordentlich, fast zu ordentlich, wie frisch gebohrt, mit einem leichten Duft nach Möbelpolitur und frischgebrühtem Kaffee. Die Uhr im Wohnzimmer tickte laut, beinahe feierlich.

Ich zog meine Jacke aus, stellte meine Tasche ordentlich neben den Stuhl, versuchte nicht aufzufallen, dabei war ich das Auffälligste im Raum. Sein Vater, groß gewachsen, mit einem Gesicht wie aus Granit gehauen, musterte mich schweigend.

Seine Augen, durchdringend und wach, schienen mich zu durchleuchten. Dann sagte er plötzlich, ohne jede Einleitung: „Die Ähnlichkeit ist nicht von der Hand zu weisen.“

Ich spürte, wie mein Herz einen Schlag aussetzte. Er beugte sich leicht vor.

„Und den Schalk hast du im Nacken, wie er. Das seh ich sofort.“

Ich lächelte verhalten. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

Ich fühlte mich auf einmal klein, verletztlich, wie ein Kind, das nicht weiß, ob es gerade gelobt oder getadelt wird. Aber da war keine Feindseligkeit in seiner Stimme. Nur Erstaunen. Und eine gewisse Wärme, die sich zögerlich ihren Weg bahnte. Seine Frau reichte mir ein Tablett mit Kuchenstücken, Aprikosentorte mit glänzender Oberfläche. „Iss ruhig, Kind“, sagte sie leise. Ich biss ab. Der Boden knusprig, die Frucht süß-säuerlich, ein Hauch Bittermandel im Abgang. Alles an diesem Nachmittag war intensiv, jede Bewegung, jeder Blick, jeder Atemzug. Am Ende des Tages, als der Himmel sich rosa

färbte und die Schatten länger wurden, wusste ich, ich war nicht mehr allein.

Mein Herz war übertoll. Ich umarmte ihn zum Abschied, meinen Bruder. Er drückte mich fest an sich. „Jetzt gehören uns die nächsten Jahre“, sagte ich, leise, aber bestimmt.

Und so war es auch. Der Kontakt blieb. Bis heute. Ein Band, das vielleicht später geknüpft wurde, aber stark und echt ist.

Was soll ich tun?

Das Leben plätscherte weiter, wie ein altbekannter Bachlauf, der immer wieder um dieselben Steine fließt. Die Unruhe blieb mein nächtlicher Dauergast, manchmal schlich sie sich still und heimlich heran, manchmal riss sie mich wie ein stürmischer Einbruch aus dem Schlaf, mit Herzklopfen und verschwitztem Nacken. Aber ich hatte mich irgendwie daran gewöhnt, wie an ein knarzendes Bett. Dann kam Weihnachten. Die Luft roch nach Tannennadeln, Kerzenwachs und Plätzchen, und aus dem Radio dudelten dieselben Lieder wie jedes Jahr. Ich stand in der Küche, während draußen Schneematsch gegen die Fenster klatschte, und dachte über das vergangene Jahr nach. Es war nicht alles einfach gewesen, wann war es das schon, aber diesmal war da auch ein Funken Frieden. Die Kinder hatten leuchtende Augen, als sie ihre Geschenke auspackten. Keine leeren Teller, keine stille Verzweiflung. Nur warme Hände, lautes Lachen und der Geruch von Braten, der durchs ganze Haus zog. Ich hatte endlich das Gefühl, nicht mehr nur irgendwie zu überleben, sondern einen kleinen Platz zum Leben gefunden zu haben. Und dann kam Silvester. Das große Millennium. 1999 hatte sich verabschiedet mit einem müden Nicken, und 2000 klopfte mit ordentlich Tamtam an die Tür. Die ganze Welt sprach vom Weltuntergang, Computer sollten verrücktspielen, Flugzeuge vom Himmel fallen, Hamsterkäufe liefen auf Hochtouren. Ich stand draußen, mit einem Glas Sekt in der Hand und ließ mir den kalten Wind um die Nase wehen. Der Himmelte glitzerte mit Feuerwerk, ein Farbenrausch aus Knallen und Licht, wie ein Versprechen. Ich fragte mich, was dieses neue Jahr wohl bringen würde. Vielleicht ein bisschen Glück. Vielleicht ein paar Antworten. Drinnen roch es nach Raclette und Wunderkerzen, draußen nach Böller und kaltem Asphalt. Ich spürte, wie etwas in mir in Bewegung

kam. Kein großer Knall, eher ein sanftes Rucken, wie wenn ein alter Zug endlich losrollt. Ich nahm mir vor, es endlich anzugehen. Ich wollte wissen, wer ich war, wer ich wirklich war. Ich wollte den Rest meiner leiblichen Familie finden.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, nahm ich all meinen Mut zusammen und rief meine Adoptiveltern an. Ich erzählte ihnen von meinem Plan, die leibliche Familie zu suchen. Ihre Reaktionen waren zurückhaltend, fast vorsichtig. „Lilian“, begann meine Adoptivmutter mit ruhiger Stimme, „wir verstehen, warum du deine Wurzeln finden willst. Das ist ein Teil von dir, den du spüren musst. Aber du darfst nicht zu viel erwarten. Manchmal sind Antworten schwerer, als man denkt. Es kann auch weh tun.“

Ich hörte zu, fühlte ihre Sorge, aber gleichzeitig loderten in mir andere Fragen auf, die ich nicht abschalten konnte: Warum hatte sie mich damals so behandelt? Was war damals passiert, das so bitter war? Bereut sie, was sie getan hatte, oder war ich ihr so egal? Diese Fragen bohrten sich in mein Innerstes wie stechende Nadeln.

Am meisten aber wollte ich ihr gegenüberstehen, ihr in die Augen sehen und verstehen, vielleicht sogar Antworten erzwingen. Ich wollte wissen, ob da wirklich noch ein Funken Menschlichkeit war, oder ob alles nur Leere und kaltes Schweigen blieb. Ich wollte das sie sieht, das sie es nicht geschafft hatte mich zu vernichten. Doch der ganze Stress der letzten Zeit forderte seinen Tribut. Ich hatte so viel Gewicht verloren, dass ich nur noch 42 kg wog und ich eines Tages kaum noch auf den Beinen stehen konnte. Es endete damit, dass ich ins Krankenhaus musste. Körperlich war ich angeschlagen, das Chaos in meinem Inneren zeigte sich jetzt auch an meiner Gesundheit. Es war ein Warnsignal, das ich nicht ignorieren durfte.

Zwischen all dem Wunsch nach Klarheit und der Sorge um meinen Körper fühlte ich mich wie auf einem schmalen Grat, ein Balanceakt zwischen Hoffnung und Angst.

Nachdem ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, saß ich eines Tages bei Andreas in der Küche, während ich durch einen Katalog blätterte. Die Sonne fiel durch das Fenster und brachte den Raum zum Leuchten. Auf einer Seite war ein Baby abgebildet, mit diesen kleinen, winzigen Händchen und einem unschuldigen Blick, den man einfach nur liebhaben konnte. Ich lächelte und sagte halb im Scherz: „Komm, wir bestellen das einfach.“

Andreas lachte laut auf, ein warmes, ehrliches Lachen, das mir sofort ein Stück Leichtigkeit schenkte. „Ach, eins mehr fällt bei unserer Kinderschar auch nicht mehr auf“, grinste er. Ich winkte ab, konnte mich vor Lachen kaum halten. Es war einer dieser Momente, in denen die Welt kurz stillzustehen schien, bevor sie mich gleich wieder kräftig durchrüttelte.

Ende Februar fühlte ich mich plötzlich gar nicht gut. Mein Magen rebellierte ordentlich, und ich dachte mir nur: „Super, jetzt auch noch Magen-Darm.“ Aber der Test in meiner Hand sagte etwas anderes. Da stand es schwarz auf weiß: Ich war wieder schwanger.

„Oh mein Gott, noch eins!“, schoss es mir durch den Kopf, und ich musste tief durchatmen obwohl ich im Unterbewusstsein gerne noch ein Baby wollte, fragte ich mich: Schaffe ich das? Noch ein Baby? Die Zweifel stürzten auf mich ein wie ein Sturm, wild und unaufhaltsam. Doch dann hielt ich kurz inne und dachte an jedes meiner Kinder, an all die Herausforderungen, das Herzklopfen, die Tränen und das Lachen. Kein einziger Tag war dabei, an dem ich sie bereut hätte. Ganz im Gegenteil. Schon immer hatte ich diesen Traum gehabt: eine große Familie, ein bunter, lauter Haufen, der zusammenhält, egal, was kommt.

Seit ich denken kann, hatte ich ein Bild vor Augen: Vater, Mutter, Kind, die perfekte Familie, die klassische Harmonie. Das Bild, das uns alle irgendwann eingetrichtert wurde, wie ein unausgesprochener Vertrag mit dem Leben. Aber war das wirklich alles? Was, wenn das Bild gar nicht zu mir passt? Wenn meine Familie anders aussieht, aber trotzdem genau richtig ist?

Und langsam, ganz langsam wurde mir klar: Ich habe doch alles, was ich mir je gewünscht habe. Nicht die perfekte Schablone, aber Liebe. Zusammenhalt. Kinder, die lachen und weinen und mich brauchen. Andreas, der da ist, nicht immer perfekt, aber echt. Wo steht denn geschrieben, unter welchem Stern, dass Familie nur durch Mann, Frau und Kinder besteht?

Kein Gesetz, kein Buch, kein Sternbild. Familie ist mehr als das, viel mehr. Sie ist das unsichtbare Band, das hält, wenn die Welt draußen verrücktspielt. Sie ist das Zuhause, das ich mir geschaffen habe.

Ich fuhr also zu Andreas. Der Himmel war grau, typisch Spätwinter, und ich hatte dieses leichte Flattern im Bauch, das nicht nur vom Baby kam, sondern auch vom Gedanken, ihm gleich zu sagen, dass die „Katalogbestellung“ tatsächlich angekommen war.

Als ich ankam, saß er wie so oft in der Küche, Kaffee in der Hand, die Füße lässig auf dem Stuhl gegenüber. Ich setzte mich ihm gegenüber, schaute ihn an und sagte: „Weißt du noch, der Spielzeugkatalog?“ Er hob eine Augenbraue, grinste und antwortete: „Meinst du den mit der Babyseite, wo du gesagt hast, du willst das bestellen?“ Ich nickte und schob langsam den Test über den Tisch, so ganz ohne Trommelwirbel. Einfach so.

Er sah kurz drauf, dann zu mir, dann wieder auf den Test. Und dann sagte er, ganz ruhig, aber mit diesem kleinen

Funkeln in den Augen: „Na guck, Bestellung ist wohl durchgegangen.“

Ich musste lachen, ein bisschen erleichtert, ein bisschen nervös. Er aber blieb ganz bei sich, wurde einen Moment ernster und fragte: „Willst du's behalten?“ Keine Panik, kein Druck. Einfach eine echte Frage. Ich zuckte die Schultern, leicht, aber innerlich war da so viel mehr. Ich sagte: „Ich glaub schon. Ich mein, klar, noch eins ... das klingt erstmal nach Wahnsinn. Aber wenn ich ehrlich bin, habe ich keinen einzigen Tag bereut mit meinen Kindern. Und ganz ehrlich, ich hab mir Familie doch immer gewünscht. Ich dachte nur immer, die müsste so aussehen wie im Bilderbuch. Vater, Mutter, Kind. Weißt du, so klassisch. Und irgendwann hab ich gemerkt, ich hab längst eine. Nur halt auf unsere Art.“

Er lehnte sich zurück, nahm einen Schluck Kaffee und sagte dann mit einem leisen Lächeln: „Ich steh hinter dir. Ganz egal, wie du dich entscheidest.“ Und da saßen wir dann. Mit Kaffeetasse, Schwangerschaftstest und diesem Gefühl, dass vielleicht nicht alles geplant war, aber trotzdem genau richtig.

Die Tage vergingen und irgendwann lag da wieder einer dieser Briefe auf dem Tisch, weiß, förmlich, viel zu schwer für ein simples Stück Papier. Ich riss ihn auf, ohne groß nachzudenken, und ja, da stand's schwarz auf weiß: Wir mussten ausziehen. Immer noch der alte Vorwurf, diese erfundene Geschichte über mich und Kirsten und das die Mietkosten nicht weiter übernommen wurden. Aber diesmal war's mir fast schon egal. Wirklich. Mein Bauch wurde runder, mein Atem kürzer, und unsere kleine Chaos-Familie wuchs bald um ein weiteres Herz. Wir würden eh mehr Platz brauchen. Also warum sich aufregen?

Später, bei Andreas, saß ich auf seinem Sofa, die Beine auf dem Tisch, eine Tasse Tee in der Hand. Andreas tappte barfuß

zur Tür, die Haare noch zerzaust vom Mittagsschlaf, riss den Briefkasten auf und angelte einen Umschlag heraus. „Oh, guck mal, Post für mich. Vielleicht von der Queen oder meiner Steuerberaterin.“ Ich grinste.“ Er riss den Umschlag auf, überflog den Zettel und hielt ihn mir hin wie ein besonders schlechtes Gedicht. In schnörkeliger Handschrift stand da tatsächlich: „Dein Flittchen hat einen Braten in der Röhre – und der ist ganz sicher nicht von dir.“ Andreas schnaufte einmal durch die Nase, dann lachte er laut auf, so ein richtig schönes, kehliges Lachen, das bis in die Zehenspitzen ging. „Also ehrlich, wer schreibt denn so was? Sitzen die da in einer kleinen Hexenzentrale und basteln sich Skandale aus Teig und Galle?“ Ich zuckte mit den Schultern, schob meine Füße vom Tisch und nahm ihm den Zettel ab. Er trat an mich heran, schob meine Haare zur Seite und legte seine Hand auf meinen Bauch. „Du, mir doch wurscht, was die erzählen. Ich nehm dich einfach, und dann spazieren wir mit Kind und Kegel quer durch den Ort. Soll doch jeder sehen, dass du zu mir gehörst.“ Ich musste lachen, obwohl sich hinter meiner Stirn etwas zusammenzog wie ein Gewitter. Die Leute redeten. Immer. Aber Andreas war wie ein Regenschirm aus Eisen, nichts kam durch. „Oder weißt du was?“ sagte er und setzte sich neben mich. „Wir machen's ganz anders. Wir hauen ab. Stuttgart. Meine Heimat. Frischer Wind, neue Straße, neue Nachbarn, und keiner weiß, wer wir sind.“ Ich schluckte schwer. Das hatte ich nicht erwartet. Andreas sah mich ernst an, seine Hand lag noch immer auf meinem Unterarm, so wie man ein wild gewordenes Tier zu beruhigen versucht. „Du musst dich nicht sofort entscheiden“, sagte er ruhig. „Schlaf drüber.“ Ich nickte, obwohl mein Herz längst im Affenzahn raste. Draußen rauschte der Wind durch die Pappeln, irgendwo bellte ein Hund. Drinnen roch es nach Kaffee und Zigaretten und dieser Mischung aus Männershampoo und Waschmittel, die nur

Andreas hatte. Ich stand auf, trat ans Fenster. Alles sah aus wie immer – aber in meinem Kopf war plötzlich ein Taifun unterwegs. Ich grübelte. Wieder alles aufgeben?

Wieder ein neues Zuhause, neue Möbel, neue Nachbarn, neue Schule, neue Streitereien mit Ämtern? Wieder jemandem vertrauen müssen, der mir verspricht, dass es diesmal besser wird? Ich biss mir auf die Unterlippe. Es ging ja nicht nur um mich. Die Kinder... Ich dachte an ihr Lachen im Hof, an das Geklapper von Friedas Fahrrad, an das wackelige Baumhaus, das sie mit ihren Freunden gebaut hatten. Hier hatten sie endlich Wurzeln geschlagen, endlich mal Ruhe. Wie sollte ich ihnen erklären, dass wir nach Stuttgart ziehen einem Ort, der für mich klang wie der Mond, nur mit mehr Baustellen? Ich rieb mir die Stirn. Das alles fühlte sich an wie ein Sprung von der Kante, ohne Netz. Und gleichzeitig ... war da diese Stimme in mir. Die Entscheidung, die ich schließlich traf, war wie ein Kieselstein im Getriebe. Nichts Dramatisches, kein Gewitter am Horizont, aber es knirschte leise. Zum ersten Mal war da ein spürbarer Riss zwischen uns, Andreas und mir. Kein Streit, kein Knall, nur dieses dumpfe, schwer einzuordnende Gefühl: Wir wollten gerade nicht dasselbe. Ich saß bei ihm am Küchentisch, die Hände um meine Teetasse gelegt, als ich es aussprach. Nicht vorsichtig, nicht vorwurfsvoll. Einfach ehrlich. „Ich kann nicht mit dir nach Stuttgart gehen“, sagte ich leise. Er sah mich lange an, ohne etwas zu sagen. Ich atmete tief durch. „Nicht, weil ich dich nicht liebe. Nicht, weil ich nicht bei dir sein will. Aber die Kinder... sie haben hier endlich so etwas wie Heimat gefunden. Freunde, Alltag, ein kleines bisschen Normalität. Ich kann sie da jetzt nicht wieder rausreißen. Nicht schon wieder.“ Er nickte schließlich langsam. Doch seine Augen, diese klaren, blauen Augen, die sonst so lebendig waren, wurden still. Kein Vorwurf, keine Wut. Aber auch keine Wärme in diesem Moment. Ich sah, dass es ihn traf.

„Wenn Stuttgart für dich das Richtige ist“, fuhr ich fort, „dann verstehe ich das. Ich würde dir niemals im Weg stehen. Du sollst deinen Weg gehen dürfen. Ich halte dich nicht auf. Aber ich bleibe hier.“ Ich sagte es ohne Bitterkeit. Ohne Drama. Es war einfach so. Und da war er nun, dieser feine Riss, kaum sichtbar, aber spürbar. Ein erstes Innehalten in dem, was wir gemeinsam waren.

Vom Regen in die Traufe

Am Ende fand ich eine kleine Wohnung im Nachbarort. Wieder ein Umzug. Wieder Kisten. Wieder das vertraute Chaos, bei dem man erst merkt, wie viel Kram man besitzt, wenn man ihn in Kartons packen muss. Diesmal war alles anstrengender, nicht nur wegen der Schwangerschaft, sondern auch wegen der vielen unausgesprochenen Fragen, die mit mir umzogen. Conny und Erwin waren wieder da, still und selbstverständlich wie gute Geister. Sie fragten nicht viel, sie halfen einfach. Andreas dagegen war in letzter Zeit seltsam still geworden. Abwesend, irgendwie gedanklich woanders. Vielleicht in Stuttgart. Vielleicht in sich selbst. Oder in einer Zukunft, in der ich nicht vorkam. Als er schließlich sagte, dass er nicht nach Stuttgart gehen würde, sondern auch in der Nähe bleiben wolle, aber in einer anderen Wohnung, da kam sie, diese leise, unbequeme Angst. Sie kroch mir den Rücken hoch wie kalter Wind. Kein Drama, kein Streit. Nur diese diffuse Erkenntnis, dass man sich in aller Stille verlieren kann. Ohne großen Knall. Einfach so, wie zwei Menschen, die in unterschiedliche Richtungen schauen, obwohl sie nebeneinandersitzen. Ich mochte ihn. Sehr sogar. Vielleicht deshalb tat es weh. Aber vielleicht war genau das auch der Grund, warum ich ihn gehen lassen konnte. Wir waren uns trotzdem noch sehr nah und ich besuchte ihn weiterhin, so kam es auch das wir über einen Namen für das Baby sprachen.

Er fragte, ob ich vielleicht schon über einen Namen nachgedacht hätte. Ihm sei es eigentlich egal, sagte er, ich könne den Namen ruhig aussuchen. Irgendwie klang das verständnisvoll und doch auch nach Distanz. Nach „Ich will keinen Streit“, aber auch nach: „Es ist nicht wirklich mein Thema.“ Vielleicht tat ich ihm da Unrecht. Vielleicht war er einfach überfordert, vielleicht war ihm wirklich alles recht, solange es

mir gut ging. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich an dem Tag ihrer Geburt beschloss, dass sie Lara heißen würde. Lara, still, klar, ein bisschen verletztlich und trotzdem stark. Zwei Wochen später kam er dann das erste Mal, um seine Tochter zu begrüßen. Da war sie schon mittendrin in meinem Leben, dieses kleine Wunder. Und er, er stand an der Tür, etwas verloren, ein bisschen schüchtern, und doch bemüht, irgendwie Vater zu sein.

Wir sprachen miteinander. Richtig lange. Nicht dieses Oberflächliche, bei dem man sich um das Eigentliche herumdrückt, sondern wirklich, wir redeten. Über Lara, über uns, über all das, was war und was vielleicht noch werden könnte. Und je länger wir redeten, desto klarer wurde: Wir würden das irgendwie hinkriegen müssen. Nicht perfekt, nicht wie im Bilderbuch aber echt. Ich schlug ihm vor, dass Lara und ich ihn alle zwei Wochen am Wochenende besuchen kommen könnten. Und wenn er wollte, dann könnte er auch mit seinen Kindern zu uns kommen, das andere Wochenende bei uns verbringen. Es sollte sich leicht anfühlen, offen bleiben. Kein Zwang, kein Drama. Nur ein Versuch, einander irgendwie Platz zu machen im neuen Leben, mit all dem, was war, und allem, was noch kommen würde.

Andreas stand zu seiner Vaterrolle. Er war da, verlässlich, regelmäßig – und trotzdem war diese zarte Leichtigkeit zwischen uns verschwunden, wie ein Nebel, der sich still und heimlich verzogen hatte. Wir telefonierten, planten Besuche, hielten Kontakt. Es war okay, so wie es war. Man hätte meinen können, das Leben würde jetzt ein wenig zur Ruhe kommen. Ein bisschen Alltag. Ein bisschen Frieden. Aber das Leben hatte andere Pläne.

Unser neuer Vermieter wohnte mit im Haus. Er war höflich, unauffällig, beinahe schon unsichtbar. Ich hatte mir nichts dabei gedacht. Bis zu diesem einen Abend. Die Kinder

schiefen längst, als Conny und ihr Mann Rolf spontan auf einen Kaffee vorbeikamen. Wir saßen im Wohnzimmer, redeten über Belangloses, lachten sogar. Dann, ganz beiläufig, sagte Rolf: „Sag mal ... weißt du eigentlich, dass man unten beim Vermieter ins Fenster gucken kann? Da stehen ganz viele Monitore.“ Ich zuckte die Schultern. „Ja, ich glaube, das ist sein Hobby oder so. Der bastelt immer an irgendwelchen Computern herum.“ Rolf sah mich einen Moment lang an, dann legte er den Kopf leicht schief. „Ja ... aber warum sind da Bilder von deinen Kindern drauf zu sehen?“ Ein seltsames Schweigen breitete sich aus, als hätte jemand die Luft aus dem Raum gesogen. Ich lachte unsicher, ein Reflex gegen das Unwohlsein, das sich in meiner Magengrube regte. „Das kann nicht sein. Wir haben doch gar keinen Kontakt zu ihm. Der kennt die Kinder kaum.“ Aber der Satz fühlte sich hohl an, irgendwie schal. Ein feiner Riss ging durch mein Vertrauen in die Normalität. „Ich ... ich geh mal gucken“, sagte ich leise, und spürte, wie mein Herz schneller schlug.

Ich nickte Conny und Rolf stumm zu, als ich aufstand. Mein Herz klopfte spürbar gegen die Rippen. In meinem Kopf ratterten die Gedanken: Was, wenn das nur ein Missverständnis war? Vielleicht hatte Rolf sich geirrt... Vielleicht war es irgendein harmloses Bildschirmschoner-Programm oder eine Überwachungskamera... Aber irgendetwas in mir schrie: Geh. Sieh es dir selbst an. Die Stufen unter meinen Füßen knarrten kaum hörbar, als ich mich nach unten schlich. Das Haus war still. Kein Laut drang aus den anderen Wohnungen, nur mein eigener Atem und das Pochen meines Blutes in den Ohren begleiteten mich. Ich öffnete die Haustür langsam, ein winziger Luftzug fuhr mir durch die Haare. Es war eine dieser seltsamen Nächte, in denen die Dunkelheit dichter zu sein scheint als sonst, fast als würde sie etwas verbergen wollen. Unten im Erdgeschoss fiel ein schummriges Licht aus dem

Fenster des Vermieters auf den Bürgersteig. Ich trat vorsichtig näher, trat zur Seite, um nicht direkt im Sichtfeld zu stehen, und schielte seitlich an der Fassade entlang.

Da waren sie. Mehrere große Monitore, aufgereiht wie in einem Überwachungsraum. Auf einem davon konnte ich deutlich das Kinderzimmer erkennen. Unser Kinderzimmer. Und dann... mein Herz setzte einen Schlag aus. Auf dem nächsten Bildschirm: Lara. Sie schlief, zusammengekuschelt im Bett, der kleine Stoffhase an sie gedrückt. Die Kamera musste genau auf ihr Bett gerichtet gewesen sein. Ich wich zurück, ein kalter Schauer zog mir über den Rücken. In diesem Moment klickten die Rollläden mit einem ruckartigen Geräusch nach unten. Es war kein Zufall. Er hatte mich gesehen. Ich stand wie erstarrt da, spürte, wie die Panik in mir aufstieg. Mein erster Gedanke galt den Kindern. Ich rannte die Treppen wieder hoch, zwei Stufen auf einmal, riss die Wohnungstür auf. "Rolf, Conny", keuchte ich, "ich habe es gesehen. Die Monitore... Die Kinder... Er hat Kameras. In unserem Zuhause."

Stille. Dann Rolf: „Du rufst jetzt sofort die Polizei.“ Aber ich wusste es besser. Das hier war nicht so einfach. Ich brauchte einen klaren Kopf. Einen Plan. Und jemanden, der mich ernst nahm und mir helfen konnte. Doch was ich damals noch nicht wusste: Das hier war erst der Anfang. Am nächsten Tag, noch immer aufgewühlt, aber fest entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, nahm ich all meinen Mut zusammen und ging nach oben zu den Mietern, die direkt über uns wohnten. Es war ein junges Paar, freundlich, neugierig und zum Glück nicht leichtgläubig. Ich erzählte ihnen, was Rolf gesehen hatte, was ich selbst (oder eben nicht) gesehen hatte und wie sehr mich dieser Gedanke beunruhigte: dass jemand, der unter uns wohnte, womöglich heimlich Bilder von meinen Kindern auf seinen Bildschirmen hatte.

Sie hörten aufmerksam zu, tauschten bedeutungsvolle Blicke und nickten schließlich. „Da müssen wir nachsehen“, sagte der Mann. „Nicht einfach so tun, als wäre nichts.“ Gemeinsam schmiedeten wir einen Plan. Kein hysterischer Auftritt, kein Gezeter, keine Konfrontation. Stattdessen entschieden wir, uns mit professioneller Technik zu helfen, einem sogenannten Wanzensuchgerät. Solche Geräte, erklärte mir mein Nachbar, können elektromagnetische Felder und Funksignale aufspüren, wie sie von versteckten Mikrofonen, Kameras oder Abhörwanzen ausgesendet werden. Manche dieser Geräte reagieren auch auf IR-Linsen, wie sie bei Mini-Kameras verbaut sind. Ich war beeindruckt und ehrlich gesagt auch ein bisschen erschrocken, wie leicht man heute so etwas bekommen konnte. Also bestellten wir ein halbprofessionelles Gerät, das sowohl Funksignale als auch Infrarotquellen erkennen konnte. Kein Spielzeug, sondern ein Detektor, der auf Bewegungen im Frequenzbereich von 1 MHz bis 6,5 GHz reagieren sollte. Zwei Tage später kam das Paket. Ein kleines schwarzes Gerät, kaum größer als eine Fernbedienung, aber mit feinsten Sensoren und einer digitalen Anzeige ein sogenannter RF-Detektor, eigentlich für Profis gedacht. Er erkennt Funkwellen, versteckte Mikrofone, GPS-Tracker, Minikameras. Ein bisschen wie James Bond, nur ohne Martini.

Ich legte los, systematisch und mit klopfendem Herzen. Jalousiekästen, Steckdosen, Lampenfassungen, der Rauchmelder, alles kam dran. Ich wusste ja selbst nicht genau, wonach ich suchte, aber das Gerät piepte nervös in der Nähe des Bücherregals. Und da, hinter einem aufgeklebten Holzpaneel, das nicht zu den anderen passte, eine winzige Linse. Ich erstarrte.

Meine erste Reaktion war nicht Panik, sondern Trotz. Ich rief bei der Polizei an. Nicht, weil ich Hilfe erwartete, ich wusste, wie das ausgehen würde, sondern, weil ich einfach Klartext reden wollte. Aber natürlich wurde ich genau in die

Schublade gesteckt, die ich vermeiden wollte: hysterisch, überempfindlich, alleinstehend, also natürlich „verwirrt“. Der Beamte am anderen Ende lachte sogar kurz. Ich hätte fast aufgelegt. Aber ich blieb dran, erklärte ruhig, aber bestimmt, was ich gefunden hatte: Bauform, Befestigung, Stromzufuhr. Irgendwann war der Ton nicht mehr ganz so spöttisch. Ich hatte das Gefühl, dass er anfang, mich ernst zu nehmen. Vielleicht nicht ganz. Aber ein kleines bisschen. Und in diesem kleinen bisschen lag plötzlich etwas wie Macht. Einen Tag später hörte ich, wie sich draußen etwas tat. Erst waren es nur Geräusche. Reifen auf Schotter. Türen, die zufielen. Stimmen, die sich gegenseitig deckten. Ich trat ans Fenster. Unten auf der Straße standen mehrere Streifenwagen. Sie hatten Antennen auf dem Dach, manche trugen Geräte, die ich nicht zuordnen konnte. Eine kühle, beinahe militärische Präzision lag über der Szene. Männer mit ernsten Gesichtern sprachen in Funkgeräte. Ich konnte kaum atmen. Sie gingen zielgerichtet in das Haus, in seine Wohnung. Dort, wo ich die Geräusche gehört hatte, wo die Schatten nicht nur zur Nacht gehörten. Ich beobachtete sie, wie sie durch die Tür traten, die ich selbst nie hätte aufstoßen können, und wartete. Wartete auf das, was ich gehofft und gefürchtet hatte: die Bestätigung. Die Auflösung. Aber nichts davonkam. Sie kamen wieder heraus. Ohne Kisten. Ohne Beweismaterial. Ohne Computer. Keine Spuren mehr von dem, was ich ihnen geschildert hatte. Nichts war geblieben. Er war vorbereitet gewesen. Besser vorbereitet als ich dachte. Und so kam es, dass das Kapitel für die Polizei beendet war. Fall erledigt. Kein Zugriff, keine Beweise, kein Weiterverfolgen. Für mich aber bedeutete das nur eines: Ich war mit meinen Kindern nicht mehr sicher. Kein einziger Tag länger konnte ich in diesem Haus bleiben. Auch wenn ich wusste, dass ich eigentlich keine Wahl hatte. Ich hatte keine andere Wohnung, keinen Rückzugsort. Aber meine innere Stimme schrie: Raus. Sofort.

Und er wusste es. Natürlich wusste er, dass ich es gewesen war, die gesprochen hatte. Er war nicht dumm. Von da an begann er, uns zu schikanieren. Fast täglich klingelte es. Mal angeblich zu laute Kinder. Mal ein Geräusch, das ihn störte. Mal ein Geruch im Treppenhaus. Immer irgendetwas, das seine Kontrolle zurückholen sollte. Ich war kein Mensch für ihn, ich war seine offene Rechnung. Also packten wir wieder unsere paar Habseligkeiten zusammen. Wieder ein Umzug. Wieder ein neuer Ort. Als ob das das Einzige war, was mein Leben noch hergab: Kisten packen, Wände verlassen, neue Hoffnung mit abgenutzten Händen zusammensuchen.

Endlich ankommen

Wir zogen ein paar Orte weiter. Nur ein kleines Stück, gerade weit genug, damit die Kinder ihren Schul- und Kindergartenplatz behalten konnten – und doch fühlte es sich an wie eine neue Welt. Ein kleines Dorf, kaum mehr als ein paar verstreute Häuser, eingebettet in Felder, Wiesen und Wald. Stille. Endlich Stille. Die Luft roch nach feuchter Erde, nach Moos und Harz, nach Freiheit. Nach etwas, das vielleicht Ruhe sein könnte. Das Haus war alt, aber groß. Mit einem Garten, der sich wie ein grüner Teppich den Hang hinab zog. Der Vermieter wohnte nebenan, nicht darüber, nicht darunter – das war schon ein Geschenk für sich. Als ich ihm sagte, wie viele Kinder ich hatte, schaute er mich nicht schockiert an, nicht genervt oder skeptisch. Er grinste nur: „Wir haben ja hier genug Platz. Die müssen doch auch wachsen dürfen. Und toben. Dafür ist das hier doch gemacht.“ Ich schluckte. Zum ersten Mal klang es nicht wie eine leere Floskel. Hier war Platz. Für Bewegung. Für Atem. Für ein Leben ohne ständige Bedrohung. Mehr Natur als Nachbarn. Und zum ersten Mal seit langer Zeit hatte ich das Gefühl, dass wir nicht nur geduldet waren – sondern willkommen.

Unsere Eingewöhnung verlief ungewohnt leicht. Niemand beschwerte sich über Kinderlärm, niemand tuschelte im Treppenhaus. Die Kinder rannten über Wiesen, rutschten auf nassem Moos aus, kamen mit zerzausten Haaren und schmutzigen Knien zurück – und leuchtenden Augen. Freundschaften wurden geschlossen, ganz unkompliziert, so wie Kinder das eben können, wenn Erwachsene sich nicht einmischen. Besuch kam selten, der Weg zu uns war zu weit. Aber ich empfand das nicht als Verlust, sondern als Geschenk. Die Stille war fremd, fast beängstigend – aber heilend. Ich hatte Zeit. Zeit zum Atmen. Zum Nachdenken. Zum Fühlen. All die

Jahre, in denen ich mich über Menschen geärgert hatte, die mich klein gemacht hatten – und ich mich selbst gleich mit – schienen sich aufzulösen wie Morgendunst in der Sonne. Etwas in mir veränderte sich. Erst leise, kaum spürbar, aber unaufhaltsam. Ich wurde mutiger. Wie eine Pflanze, die sich ihren Weg durch Betonfugen sucht.

Auch im Alltag wurde ich sicherer. Ich traute mich wieder, fremde Läden zu betreten, sprach Menschen an, nahm Dinge in die Hand, vor denen ich früher zurückgeschreckt wäre. Technik, Organisation, Behördenkram – nichts davon machte mir mehr so viel Angst. Ich baute mich neu. Innen wie außen. Ich schrieb mein Leben neu – nicht laut, nicht dramatisch, aber mit allen Sinnen. Und dann gab es diese Momente. Die, die bleiben. Ich hatte eine Arbeit gefunden, war tagsüber außer Haus. Eine Nachbarin, die regelmäßig babysittete, passte in der Zeit auf die Kinder auf. Eines Abends kam ich erschöpft von der Arbeit nach Hause. Die Babysitterin stand schon an der Tür, verabschiedete sich freundlich – keine besonderen Vorkommnisse, dachte ich. Ich trat ein, stellte die Tasche ab, drehte mich um und da standen meine Kinder. Mit breitem Grinsen. „Mama, komm mal mit!“ Ich folgte ihnen und blieb wie angewurzelt in der Badezimmertür stehen. Fünf Igel saßen in der Badewanne. Fünf! Die komplette Badewanne war mit Stroh gefüllt und mit Karottenstückchen. „Die waren ganz allein! Die hatten keine Mama!“, rief eines meiner Kinder mit ernster Stimme. „Wir mussten sie doch retten! Und die brauchen doch was zu essen – wir dachten, Kaninchen mögen das ja auch.“ Ich sah auf die stachelige Gesellschaft in meiner Wanne, hörte die kindliche Logik und konnte nicht anders, als zu lachen. Erst innerlich, dann laut. So laut, dass sogar der Nachbar, der gerade Holz reinholte, durchs Küchenfenster grinste.

In diesem Augenblick, mitten im Chaos, inmitten von Dreck, Erde und pieksigen Mitbewohnern, wusste ich: Wir waren angekommen. Und es fühlte sich an wie Leben.

Die Suche beginnt

Es war irgendwann im Jahr 2001. Ich beschloss das es Zeit war nach meinen Wurzeln zu suchen. Damals gab es noch kein Netflix, kein Smartphone, keine sozialen Medien, die einem alles aufs Silbertablett servieren. Wenn man etwas wissen wollte, musste man es sich selbst zusammensuchen. Und genau das tat ich. Es war der Moment gekommen, in dem ich es nicht mehr ausgehalten habe, dieses große, wortlose Loch in mir, das wissen wollte: Wo komme ich eigentlich her? Ich nahm den Hörer in die Hand, ja einen Festnetztelefonhörer und wählte die Nummer des Jugendamts in Flensburg. Ich wusste, dort begann mein Leben, also musste ich dort auch anfangen zu suchen. Am anderen Ende meldete sich eine freundliche, leicht überraschte Frauenstimme. Ich erklärte, dass ich das Stammbuch bräuchte, angeblich, weil ich heiraten wollte. Das stimmte natürlich nicht. Ich hatte gar nicht vor zu heiraten, nicht mal ansatzweise. Aber ich brauchte einen Grund, der nicht gleich alle Alarmglocken schrillen ließ. Die Frau fragte nach meinem Namen. Ich nannte ihr den Nachnamen meiner biologischen Familie, den ich durch Erinnerungen kannte. Sie schwieg kurz. Ich konnte förmlich hören, wie sie in irgendeinem System suchte, scrollte, blätterte. Schließlich sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Aber... das steht Ihnen eigentlich gar nicht zu. Sie sind doch adoptiert.“ Ihre Stimme war nicht unfreundlich. Eher mitfühlend. So, als hätte sie verstanden, warum ich wirklich anrief. Und sie fragte nicht weiter.

Sie sagte dann nur: „Ich schicke Ihnen etwas zu. Aber meinen Namen dürfen Sie sich nicht merken.“ Und tatsächlich, ich vergaß ihn. Bis heute weiß ich nicht mehr, wie sie hieß. Aber ich weiß, dass ich ihr viel zu verdanken habe. Etwa eine Woche später kam Post. Ein Umschlag, der wie jeder andere wirkte und doch war er anders. Ich öffnete ihn mit zitternden

Fingern. Und da war es: der Auszug aus dem Stammbuch. Schwarz auf Weiß standen sie da die Namen meines biologischen Vaters, meiner Mutter und meiner Geschwister. Ich konnte kaum atmen. Meine Augen füllten sich mit Tränen.

Louise stand neben mir. Sie war noch klein, aber wach und klug. Sie fragte mich leise: „Mama, warum weinst du?“ Und ich sagte nur: „Ich glaube, ich habe gerade meine Wurzeln gefunden.“ Meine Kinder wussten immer, dass ich adoptiert war. Es war nie ein Geheimnis. Aber jetzt nahm meine Geschichte plötzlich Konturen an. Jetzt war da ein Davor, das greifbar wurde. Und ich konnte nicht aufhören. Ich setzte mich an den alten PC, mit diesem ratternden Modem, das piepte wie ein aufgeregter Vogel, wenn man ins Internet wollte. Ich durchforstete stundenlang alle verfügbaren Einträge, Namen, Telefonnummern. Und als ich schließlich auf den Namen meiner leiblichen Mutter stieß oder besser: auf mehrere Frauen mit diesem Namen, da rief ich sie alle an. Eine nach der anderen. Meine Stimme zitterte bei jedem Gespräch. Und dann: war sie plötzlich am Telefon. Sie. Ihre Stimme. Das erste Mal.

Doch dann, plötzlich, ein Klick und eine Stimme meldete sich: „Lindner.“ Rau, verbraucht, kalt. Ein Schwall von Emotionen überkam mich, ich fühlte mich kurz überwältigt und war für einen Moment sprachlos. Nach einer kleinen Pause zwang ich mich, ruhig zu fragen: „Kennen Sie eine Lillian?“ „Ja“, kam die knappe Antwort, als hätte sie keine Zeit für Spielchen. Ich atmete tief ein, das Herz klopfte wild. „Haben Sie eine Tochter, die Lillian heißt?“ „Ich hatte mal eine Tochter, die Lillian heißt“, sagte sie kühl, ohne jeden Anflug von Wärme. Ich schluckte schwer, spürte die Tränen steigen, doch ich sagte leise: „Ich bin Lillian.“ Ein kurzes, eisiges Schweigen. Dann legte sie einfach auf. Verblüfft starrte ich den Telefonhörer an, mein Herz schlug wie wild. Sollte ich sie wirklich nochmal anrufen? Doch gerade, als ich den Hörer wieder weglegen wollte,

klungelte das Telefon erneut. Zögernd griff ich danach und meldete mich mit zitternder Stimme: „Ähm... Moment. Ja, ich bin es.“ Am anderen Ende hörte ich ihre Stimme, rau und unsicher: „Lilian... Es tut mir leid, dass ich einfach aufgelegt habe. Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte.“

Eine kurze Pause entstand, und ich sammelte meinen Mut, um zu antworten: „Das verstehe ich. Ich will dich nicht überfallen, aber ich brauche Antworten. Ich möchte dich gern besuchen, um mit dir zu sprechen, um zu verstehen, was damals passiert ist.“

Sie seufzte leise, und für einen Moment schien ihre Stimme weicher: „Ich hab dich vermisst. An deinem Geburtstag hab ich immer an dich gedacht. Es tut mir leid, wie alles gekommen ist, aber es ließ sich nicht ändern. Danach hatte ich einen Freund mit einer Tochter, auch ihr Name war Lilian. Wenn ich sie sah, musste ich an dich denken.“

Ich atmete tief durch, spürte die Mischung aus Wut, Schmerz und Hoffnung in mir. „Ich will keine Ausreden. Ich will reden, Klarheit finden, für mich und für mein Leben.“

Unbändige Wut hatte mich überrollt. Sie hatte mir sagen wollen, dass sie immer an mich gedacht hatte. Aber wie bitte? Sie war doch nie da gewesen. Sie hatte mich nicht verlassen, weil sie es für das Beste hielt, ich war ihr weggenommen worden, weil sie mich misshandelt hatte. Weil sie mich kaputt gemacht hatte. Wie konnte man so etwas sagen, wie konnte man behaupten, ein Kind zu vermissen, das man gleichzeitig gedemütigt, gequält und gebrochen hatte? In meinem Kopf tobte ein Sturm. Ich sah mich vor ihr stehen. Ich malte mir aus, wie ich sie zusammenstauchte, wie ich ihr alles entgegenschleuderte, was sich in mir angestaut hatte über Jahre. Ich wollte ihr ins Gesicht schreien, was sie mir angetan hatte. Dass ich Nächte voller Albträume durchgestanden hatte. Dass ich gelernt hatte, mich selbst kleinzumachen, immer und immer

wieder, aus Angst, aus Scham, aus diesem eingepfunden Gefühl, nie gut genug zu sein. Ich wollte ihr sagen, dass ihre Stimme in meinem Kopf sitzt, selbst heute noch mit all ihrer Kälte, all ihrer Ablehnung. Und dann dieses scheinheilige „Ich hab dich vermisst“. Für mich passte das nicht zusammen. Das war wie Gift, in Zucker verpackt. Wie konnte jemand behaupten, zu vermissen, was er gleichzeitig zerstört hatte?

Diese Wut, sie war nicht einfach ein Gefühl. Sie war ein Flächenbrand. Eine Verachtung, die so tief saß, dass selbst meine Tränen davor zurückwichen. Ich hatte so lange geschwiegen. Aber in mir schrie es.

Ich bin nicht wie sie

Zwei Tage später saß ich neben Thomas, meinem alten Freund, auf der langen Fahrt nach Forchheim. Je näher wir dem Ziel kamen, desto schwerer wurde mir das Herz. Die Angst schnürte mir die Kehle zu, und meine Gedanken rasten. Würde ich ihr wirklich begegnen? Konnte ich die Antworten ertragen, die mich erwarteten? Kurz vor der Haustür war meine Stimme kaum mehr als ein Flüstern: „Thomas, halt an. Ich kann nicht mehr. Lass uns umdrehen.“ Thomas sah mich an, ruhig und bestimmt. „Lilian, du hast dein ganzes Leben darauf hingearbeitet, diesen Moment zu erleben. Wenn du jetzt umdrehst, wirst du das immer bereuen. Nur wenn du dich dieser Vergangenheit stellst, findest du die Ruhe, die du suchst.“

Er hielt den Wagen an, öffnete die Tür und half mir aus dem Auto. Vor mir führten ein paar Stufen zur Haustür, der Weg schien kurz, doch in mir fühlte es sich an, als würde ich durch schweren Nebel waten. Jeder Schritt schien von Unsicherheit und Schmerz begleitet.

Mein Herz raste, die Hände zitterten leicht, und für einen Moment schien die Zeit stillzustehen. Dann atmete ich tief durch, hob die Hand und drückte die Klingel, bereit, mich der Vergangenheit zu stellen, egal was kommen würde.

Die Tür flog auf, und da stand sie. Viel kleiner als ich, und ich bin ja nun auch kein Riese mit meinen 1,58 Metern. Ihr Blick wirkte scharf, fast wie ein prüfendes Feuer, während ich zurückblickte und nur „Hallo“ rausbrachte, die Stimme noch etwas zitterig, obwohl ich es nicht zeigen wollte. Sie schloss die Tür hinter uns. „Das ist Philipp“, sagte sie beiläufig. Ich drehte mich um, gerade rechtzeitig, um seinen Blick aufzufangen, musternd, von oben bis unten. Ein spöttisches Grinsen zuckte über sein Gesicht, und er fragte, mit diesem provozierend lockeren Ton: „Na, bist du nervös?“ Ich hob die Schultern,

zwang mich zu einem Lächeln. „Nein. Ich mach sowas ja ständig.“ Er lachte leise, fast verächtlich. „Wir sehen uns.“ Dann wandte er sich ab, verabschiedete sich mit einem Nicken von Marianne und verließ die Wohnung. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss, ein dumpfer Ton, der noch lange in mir nachhallte. Marianne atmete hörbar aus, als wäre eine Szene überstanden. „Er ist übrigens dein zweitjüngster Bruder“, erklärte sie, als würde sie mir den Wetterbericht mitteilen. Ich nickte stumm. Meine Kehle war trocken. Wir gingen in die Küche. Sie war groß, fast steril, als hätte man alles Persönliche daraus entfernt. Aufgeräumt, blank polierte Oberflächen, der Geruch von Reinigungsmittel lag noch in der Luft. Kein Duft von Essen, kein Hauch von Zuhause.

Sie musterte mich, schräg, mit zusammengekniffenen Augen. „Mein Gott, du bist aber dünn. Du musst mal mehr essen.“ Ich starrte sie an. In mir war es plötzlich eiskalt. Die Ironie dieser Worte traf mich wie ein Schlag. Früher hattest du mich hungern lassen. Jetzt redest du davon, dass ich mehr essen soll? Ich sagte nichts. Aber mein Gesicht sprach wohl Bände, denn sie wich meinem Blick aus. Wir setzten uns. Sie nahm den Platz am Tisch ein, aufrecht, gefasst, so wie jemand, der weiß, dass gleich etwas gesagt wird, was wehtun könnte. Ich setzte mich auf die Bank gegenüber, hartes Holz unter mir, der Raum zu groß, zu leer zwischen uns.

Sie griff nach meiner Hand. Ich zuckte zurück. Diese Berührung fühlte sich falsch an. Wie ein Übergriff auf eine Narbe, die nie verheilt war. Es war still. Nur der Kühlschrank brummte leise, gleichmäßig, fast höhnisch. Draußen irgendwo fuhr ein Auto vorbei. Ich hörte meinen eigenen Atem viel zu laut. Dann brach ich das Schweigen. „Warum habt ihr mich so behandelt?“ Meine Stimme war fest, fast zu ruhig. Sie sah mich an. Ihre Miene verzog sich nicht. „Was meinst du? Woran erinnerst du dich?“ Ein Trick, dachte ich. Eine Taktik.

Hoffen, dass ich nichts mehr weiß. Dass ich es vergessen habe. Aber ich hatte nicht vergessen. Nicht das Wesentliche. Nicht das, was wehgetan hatte. Ich schwieg einen Moment. Nicht aus Unsicherheit, aus Kontrolle. Ich wollte nicht sofort platzen, wollte ihr ins Gesicht sehen, in diese Augen, die nur noch Fragen aufwarfen. Ich atmete tief ein. Dann begann ich zu reden.

Langsam, ruhig. Ich erzählte vom Flur. erinnerte mich an den Moment als sie die Flasche in den Spiegel warf und erzählte, wie ich die Wohnungseinrichtung in Erinnerung hatte. Von der Nacht auf dem Balkon, in der ich mit nackt auf den kalten Fliesen stand, während drinnen alle im warmen waren. Von den Stunden im dunklen Keller, in dem ich gelernt hatte, die Luft anzuhalten, nicht nur körperlich. Ich sprach von Dingen, die ein kleines Kind eigentlich nicht behalten dürfte. Aber mein Körper hatte sie sich gemerkt. Meine Haut, meine Nase, meine Ohren, mein Herz. Je mehr ich sagte, desto blasser wurde sie. Ihre Lippen wurden schmal, als wollte sie alles gleich wieder zurücknehmen. Ihre Schultern sackten leicht nach vorne, nicht in Reue, eher wie jemand, der langsam merkt, dass eine Ausrede nicht mehr zieht.

„Wie kannst du das alles wissen?“, fragte sie schließlich, ihre Stimme beinahe ein Flüstern. „Du warst doch viel zu klein.“ Ich antwortete nicht direkt. Ich ließ die Frage hängen, wie einen Mantel, der nie zu mir gehört hatte. Da kam es. „Das war nicht ich“, sagte sie schnell.

„Das war deine Oma. Die konnte dich nie leiden.“ Ihre Stimme hatte einen scharfen Ton, beinahe entrüstet, als wäre sie das wahre Opfer in der Geschichte. „Die hatte zehn Hunde. Hunde mochte sie mehr als Menschen. Und deinen Vater, den hat sie aufgewiegelt. Ich wollte doch nur Frieden.“ Ich sah, wie sie sich drehte und wand. Ausweichen. Umleiten. Schuld verteilen wie alte Kleidung, die keiner mehr tragen will.

Dann kam ein weiterer Schlag beiläufig, aber präzise. „Sebastian, du erinnerst dich? Der Älteste, der will nichts mit dir zu tun haben. Der sagt, du warst schuld. Du hast alles kaputtgemacht. So ein trotziges, schwieriges Kind...“ Sie schaute mich an, als wäre ich eine lang vergangene Episode, die man nie zu Ende geschaut hat. Keine Entschuldigung. Keine Reue. Kein: „Es tut mir leid.“ Ich fragte sie nach meinem leiblichen Vater, sie sah mich kurz an und meinte: „Er war ein böser Mensch, er war kriminell, drogenabhängig und machte sich aus dem Staub.“ Sie erzählte mir auch, dass alle meine Geschwister damals in Pflegefamilien aufgeteilt wurde. Nachdem sie eine Entziehungskur gemacht hatte, wurden sie ihr wieder zugeteilt. Dann hatten sie noch eine Versöhnung und wurde schwanger mit Rafael, der ihr gleich nach der Geburt weggenommen wurde. Wie sie es geschafft hatte, alle anderen Kinder wieder bei sich zu haben, ist mir bis heute ein Rätsel. Dann fragte sie nach meiner Familie, als hätte sie Interesse. Als könnte man mit einem „Na, und was machst du so?“ über ein gebrochenes Kind hinweggehen. Ich sagte ihr, dass ich sechs Kinder habe.

Und während ich das aussprach, hörte ich zum ersten Mal diesen Tonfall in meiner Stimme, warm, ruhig, stolz. Denn ich habe nie das getan, was sie getan hat. Ich bin geblieben. Ich habe geschützt. Und das allein war mein Sieg. All die Jahre, in denen ich mit der Angst lebte, ich könnte eines Tages so werden wie sie, in denen ich meinen eigenen Wert nicht erkannte, mich ständig entschuldigte für mein Dasein, sie schienen mit einem Mal von mir abzufallen, Schicht für Schicht. Als Thomas und ich uns verabschiedeten, sagte sie noch, sie würde gerne meine Kinder kennenlernen. Aber ich wusste: Das wird nie passieren. Ich war angekommen.

In meinem Leben. In meiner Wahrheit. In mir.

Epilog

Anfang 2003 kam die Nachricht, die mir für einen Moment den Atem raubte. Andreas hatte einen schweren Unfall und lag seitdem in einer Uniklinik, irgendwo in der Nähe seiner Familie. Wachkoma. Ein Wort, das sich anfühlte wie ein Betonklotz auf meiner Brust. Niemand sagte mir mehr. Seine Familie hatte uns nie anerkannt und keiner informierte mich, wo ich ihn finden konnte.

Gegen Ende des Jahres stolperte ich in eine Beziehung, die alles andere als gesund war. Ich rutschte wieder in dieses alte, erdrückende Muster – Angst, Unsicherheit, diese ständige innere Alarmbereitschaft. Ich erkannte mich kaum wieder. Aber ich hatte gelernt. Und diesmal traf ich eine Entscheidung. Ich brach 2004 aus. Ich ging. Ich wollte das nicht mehr. Nie wieder. In dem Jahr begann ich, mich um meine Adoptivmutter zu kümmern. Nach dem Tod meines Adoptivvaters war sie in unsere Nähe gezogen. Die Diagnose lautete:

Alzheimer - Demenz. Ich pflegte sie bis zu ihrem Tod im Jahr 2014. Das war keine leichte Zeit. Und doch hatte sie etwas Gutes – wir hatten unsere letzte gemeinsame Reise, auf unsere eigene stille Art. Ich war für sie da. So, wie ich es mir damals als Kind von ihr gewünscht hätte.

2005 wurde Megan geboren – meine Jüngste. Ein kleiner Wirbelwind, der noch einmal Licht in mein Leben brachte. Trotz aller Umstände, trotz der Erschöpfung, trotz der Zweifel. Sie war mein Geschenk.

Ich versuchte, zwischendurch zu arbeiten – raus aus dem Kreislauf vom Amt, rein ins Leben. Aber mit kleinen Kindern und einer kranken Mutter war das oft wie ein Drahtseilakt ohne Netz. Viele Menschen meinten, sie müssten mir sagen, wie ich mein Leben zu führen hätte. Wie ich meine Kinder zu erziehen hätte. Was ich alles falsch machte.

Aber ich tat das, was ich für richtig hielt. Immer. Auch wenn ich manchmal leise gezweifelt habe. Wir waren kein perfekter Haushalt. Wir waren ein bunter, manchmal lauter, manchmal chaotischer, aber immer liebender Haufen. Klar gab es Streit, besonders in der Pubertät. Ich habe sicher auch Fehler gemacht. Aber ich war da. Immer. Und das ist mehr, als ich je selbst erfahren durfte.

2015 machte ich eine Umschulung zur Kauffrau für Büromanagement. Ich hätte es ohne den Rückhalt meiner Kinder nie geschafft. Sie glaubten an mich, als ich selbst kaum an mich glaubte. Heute sind sie alle erwachsen, viele mit eigenen Familien, Berufen, Träumen. Einige wohnen weit entfernt, andere ganz nah. Aber ich bin stolz auf sie. Auf jeden Einzelnen.

Ich arbeite inzwischen nicht mehr im Büro. Ich bin Integrationskraft an einer Förderschule. Und ich liebe diesen Job. Die Kinder, ihre Geschichten, die kleinen Fortschritte – sie sind mein tägliches Geschenk. Und ja, manchmal auch meine Geduldsprobe. Aber das Leben darf auch mal laut sein.

2022 beauftragte ich einen Detektiv, um meinen leiblichen Vater zu finden. Gleichzeitig hatte ich einen Termin beim Jugendamt, um meine Akte einzusehen. Ich hatte gehofft, aber was ich dort las, bestätigte nicht nur alles, woran ich mich erinnerte – es offenbarte auch Dinge, die ich niemals geahnt hätte. Dinge, über die ich hier nicht schreibe. Dinge, die ich mit mir selbst ausmachen muss.

Mein leiblicher Vater starb 2021. In einem Obdachlosenheim. Ich habe ihn nie kennengelernt.

Heute blicke ich zurück – nicht mit Bitterkeit, sondern mit einer tiefen, leisen Stärke. Ich habe mein Leben nicht nur überlebt – ich habe es gelebt. Ich habe es mir zurückerobert. Stück für Stück.

Und manchmal frage ich mich:

Wie viele Kinder sitzen heute noch in ihren Zimmern und hoffen, dass jemand etwas merkt.

Wie viele zeigen leise Zeichen, die niemand sehen will.

Wie oft hören Menschen etwas – und sagen dann: „Ach, das ist bestimmt nicht so schlimm.“

Oder: „Ich will mich da nicht einmischen.“

Aber ich habe am eigenen Leib gespürt, was Schweigen anrichten kann.

Und wie viel es bedeutet hätte, wenn einer – nur einer – damals nicht weggesehen hätte.

Man muss kein Held sein, um hinzusehen.

Manchmal reicht es, der eine Mensch zu sein, der hinhört.

Der nicht weggeht.

Der den Mut hat, nachzufragen.

Denn jedes Kind verdient jemanden, der nicht einfach wegsieht.

Ich weiß heute: Ich bin gut, so wie ich bin.

Ich muss niemandem mehr etwas beweisen.

Keinem Menschen auf dieser Welt werde ich je wieder erlauben, mich kleinzumachen.

Ich habe mein Licht gefunden. Und das reicht.

Ich bin stolz auf die Frau, die ich heute bin.

Weil ich nie aufgegeben habe.

Weil ich mir Hilfe geholt habe.

Weil ich erkannt habe, dass es Mut erfordert, sich selbst treu zu bleiben – auch wenn der Weg dunkel und steinig ist.

Und wenn ich heute in den Spiegel sehe, dann denke ich nicht mehr: Wer bist du?

Sondern eher: Na, guck mal einer an – du bist ja immer noch da. Und gar nicht mal so schlecht geraten.

Ende

Wenn Kindheit kein sicherer Ort ist

Eine glückliche Kindheit gilt oft als Fundament für ein starkes und vertrauensvolles Leben. Doch für viele Kinder in Deutschland ist das Zuhause kein sicherer Ort. Dort, wo eigentlich Geborgenheit und Schutz herrschen sollten, erleben sie Gewalt, Vernachlässigung oder emotionale Kälte. Das Gefühl von Unsicherheit und Angst prägt ihr Weltbild und hinterlässt Spuren, die oft bis ins Erwachsenenalter reichen. Kinder, die in einem von Gewalt geprägten Umfeld aufwachsen, entwickeln nicht selten tiefe innere Konflikte. Sie tragen Schuldgefühle, obwohl sie keine Schuld trifft, und lernen, ihre eigenen Bedürfnisse zu verdrängen. Manche ziehen sich zurück, andere reagieren mit Wut oder Auffälligkeiten. Allen gemeinsam ist das Ringen um Sicherheit, Zugehörigkeit und Liebe. Die Folgen zeigen sich später in vielen Facetten: Schwierigkeiten in Beziehungen, fehlendes Vertrauen, Ängste oder das Risiko, selbst wieder in gewaltgeprägte Strukturen zu geraten. Gleichzeitig haben viele Betroffene eine besondere Stärke entwickelt – ein Gespür für Verletzlichkeit und Gerechtigkeit, dass sie ihr Leben lang begleitet. In Deutschland gibt es Hilfsangebote für Kinder, die keinen sicheren Ort in der Familie finden: Jugendämter, Beratungsstellen, Kinderschutzeinrichtungen und anonyme Notrufnummern. Doch entscheidend bleibt, dass Erwachsene im Umfeld aufmerksam sind, Verantwortung übernehmen und nicht wegsehen. Denn kein Kind sollte allein mit Angst und Unsicherheit aufwachsen müssen.

Quellenhinweis:

Die Inhalte dieses Abschnitts stützen sich auf Informationen des Deutschen Kinderschutzbundes (*Kindheit ohne Gewalt*), des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

sowie auf Materialien der Polizeilichen Kriminalprävention der Länder und des Bundes.

Dieses Buch ist mehr als meine Geschichte. Es ist auch ein Appell: Hört hin. Seht hin. Mischt euch ein.

Häusliche Gewalt in Deutschland

Häusliche Gewalt ist in Deutschland nach wie vor eine Realität, die viele Menschen betrifft. Sie zeigt sich in verschiedenen Formen: körperlich, psychisch, sexuell oder auch wirtschaftlich. Gewalt in Partnerschaften und Familien geschieht nicht nur hinter verschlossenen Türen, sondern hat weitreichende Folgen für das soziale Umfeld – besonders für Kinder, die Zeugen solcher Situationen werden. Selbst wenn sie nicht direkt betroffen sind, spüren sie die Angst, die Unsicherheit und das Schweigen, das mit der Gewalt einhergeht.

Die Muster ähneln sich: Kontrolle, Einschüchterung, Demütigung und Abhängigkeit halten Betroffene in einem Kreislauf gefangen, aus dem der Ausstieg schwerfällt. Viele zögern lange, bevor sie Hilfe suchen – aus Angst, aus Scham oder weil sie keine Alternativen sehen. Dabei gibt es in Deutschland Unterstützungsangebote: Frauenhäuser, Beratungsstellen, Hotlines und Fachkräfte bei Polizei und Justiz. Doch der Schritt, diese Hilfe in Anspruch zu nehmen, erfordert Mut und Unterstützung aus dem Umfeld.

Häusliche Gewalt ist nicht allein ein privates Problem, sondern eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung. Sie betrifft das Zusammenleben in Familien, die Entwicklung von

Kindern und das Vertrauen in sichere Beziehungen. Deshalb braucht es Aufklärung, Prävention und konsequentes Handeln – in der Politik, im Rechtssystem und in unserer Nachbarschaft.

Quellenhinweis:

Die Informationen zu diesem Abschnitt beruhen auf Veröffentlichungen des Bundeskriminalamts (*Lagebild Häusliche Gewalt*), der Polizeilichen Kriminalprävention der Länder und des Bundes (*Polizei-Beratung Häusliche Gewalt*) sowie des Hilfetelefons „Gewalt gegen Frauen“ (Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben)

Impressum

Autorin:

Alexandra Page

(Künstlername: Lilian Alexandra)

Verantwortlich für den Inhalt:

Alexandra Page

Meisenweg 4

32699 Extertal© 2025 Alexandra Page

Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung & Verlag: Selbstverlag

Homepage www.lilianalexandra.de